Hiſtoriſch-bibliographiſches

Bunterlei;

oder

Spaziergänge, Streifzüge

und

Wanderungen

in

den Gebiethen der Geſchichte, der Literatur und Bücherkunde.

Von

Franz Gräffer.

G. F. L. Heinemann.

LEIH-BIBLIOTHEK VON L. LEVIT IN BRÜNN

Brünn, 1824.

J. G. Traßler.

III 163/342

MÄHRISCHE LEIH-BIBLIOTHEK

Meinen brüderlichen Freunden:

(Baron) Biedenfeld, Caſtelli,

(Baron) Eyb, Kanne,

und

(M. G.) Saphir

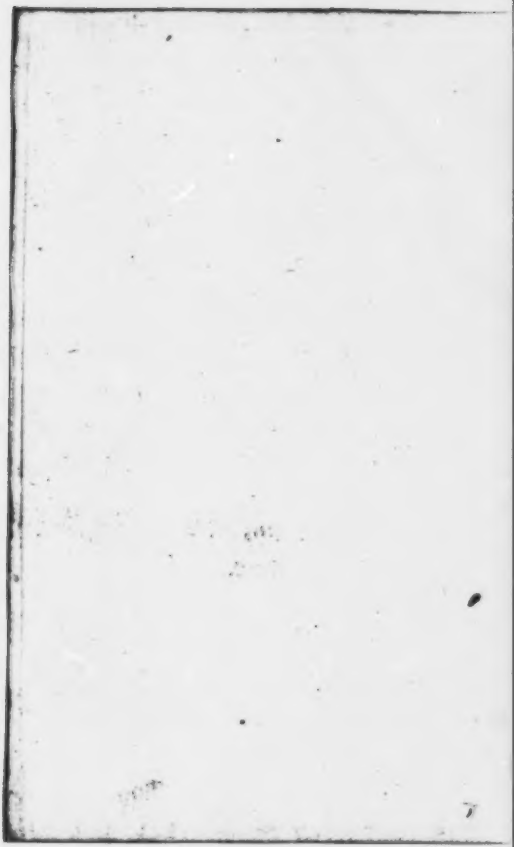
zum

Andenken froher geſelliger Stunden,

in

voller Herzlichkeit

gewidmet.



Erinnerung.

„Lesen!“ heißt es nicht Spazierengehen, Streifzüge und Wanderungen machen? — Promenirt der Geist nicht eben so wie der Leib? Und ist Bewegung jenem nicht eben so ersprießlich als diesem?

Wie auf unsrem lieben Erdboden gibt es auch in der Bücherwelt freundliche

Wiesen, nahrungschwellende Kornfelder, schattige Auen, üppig blühende Gärten, weinumrankte Hügel, stattliche lichtgetränkte Berge und bunt gestickte lachende Fluren; aber auch leblose Brachfelder, dürre wüste Gauen, dornige Nebenwege, verdächtige schlüpfrige Pfade, gefahrbringende Gräben und Abgründe (wenn auch keine Freischützischen Wolfsschluchten mehr), giftaushauchende Moräste, grasverhüllte Pfützen, und — kleine wie große Wasserflächen, vom murmelnden bescheidenen Bächlein bis zur wogenthürmenden stolzen Meeresfluth, vom Fingerkalenderformat bis zum riesenhaften Folianten hinauf. – Ja selbst den Umstand haben die

geistigen Territorien, Bücher genannt, ziemlich mit dem wirklichen Erdreich gemein, daß sie ebenfalls mit Füßen getreten werden. Wer kennt nicht die eisenbeschlagenen Recensentenstiefel?

Auf meinen Spaziergängen, Streifzügen und Wanderungen in den Gebiethen der Geschichte, Literatur und Bibliographie ist mir natürlich allerhand mehr oder weniger Bekanntes und Gewöhnliches, aber auch viel Neues, Ungewöhnliches und Merkwürdiges aufgestoßen. Ich blieb nicht selten stehen, wandelte wieder langsamer, oder setzte mich, um ein interessantes Bruchstück, eine neue Anlage, einen noch un-

betretenen Weg, eine reitzende oder nicht reitzende Parthie ꝛc. in Augenschein zu nehmen, und meine Betrachtungen darüber anzustellen. Zu Hause verarbeitete ich dann Alles auf meine Weise und nach Maßgabe der Stimmung und des ursprünglichen Zweckes, für Zeitschriften ꝛc. ꝛc.

Durch die Anhäufung solcher Aufsätze entstand dieß Buch. Die geneigten Lesefreunde sind sofort freundlich eingeladen, diese Spaziergänge zu betreten. Ergehen sie sich mit einigem Genuß, und wird ihr Wandeln zugleich ein Lustwandeln, so soll es mich höchlich freuen. Auf alle Fälle darf ich

hoffen, daß dieſe Promenaden nicht ermüdend für ſie ſeyn ſollen, da es nicht an Abwechſelung und Ruheplätzchen fehlt, weil ich nämlich auf ein gemiſchtes Publicum (auf das natürliche Bunterlei der Leſewelt ſelbſt) Rückſicht genommen.

Die Verſchiedenartigkeit der Schreibart wird man billiger Weiſe nicht beanſtändigen, indem die Natur des Stoffes ſchon an und für ſich keine Gleichförmigkeit erlaubte, und ich abſichtlich auch mit dem Vortrag wechſelte, um deſto mehr Farbenſpiel in das Ganze zu bringen. Das neu geſchaffene Wörtlein „Buntelei“, das, ſo bizarr es

auch ſcheinen mag, doch ſehr bezeichnend iſt, mag übrigens den entſprechendſten Geſichtspunct abgeben.

Wien im Herbſte 1823.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
Erinnerung	V
Alfieri	1
Joseph Ritter von Hammer, sein Leben und gelehrtes Wirken	15
Von Büchern, die in sehr geringer Anzahl aufgelegt wurden	37
Die Calottisten, oder das Regiment de la Calotte	57
Zur Geschichte des Faschings	67
Marquis von Londondery, (Castlereagh)	80
Der Hannswurst, Stranitzky und Prehauser, Wiens erster und letzter	88
Aussprüche der Minnehöfe in d'Auvergne's arrêts d'amour	103
Graf Forbin über das jetzige Jerusalem	149
Curiosa, die für manchen sehr schätzbaren Herrn Schätzmeister sehr unschätzbar (intaxabel) seyn dürften	157
Schiller an den Freiherrn Heribert von Dalberg	163
Georg III. von Großbrittannien	175
Über den jetzigen Zustand von China	183
Graf Waldstein und Casanova	201
Das Einbalsamiren der alten Egypter	211

	Seite
Über Heinrich von Collin, Werner und Grillparzer	217
Kleineres Bunterlei, erste Reihe	226
Von einem der allerseltensten Bücher	270
Großbrittanniens Adel, Titel ꝛc.	281
Zur Literatur der „Ana“	287
König Davids Thron	304
Die berühmten Polyglotten	309
Weibliche Erziehungsanstalt im Zeitgeist (ein Schwank)	320
Maccaronische Literatur	334
Das Wort »Conversationswesen«	339
Von Büchern, deren Text in Kupfer gestochen ist	351
Benvenuto Cellini's berühmtes Salzfaß in Wien	366
Amnestik, oder die Kunst zu vergessen	375
Betrachtungen über die Dichtkunst	385
Makulatur, eine Preisaufgabe	396
Mirza Abul Hassan über die Engländer	405
Von den schönen Künsten. (Ein Schwank)	423
Wo lag denn das Paradies?	428
Vom Bücherlesen	428
Kleineres Bunterlei, zweite Reihe	434

Alfieri.

Victor Alfieri ist den 17. Jänner 1749 zu Asti in Piemont geboren. Dieses war zugleich das Todesjahr seines Vaters. Victor erhielt zum Vormund seinen Oheim Pellegrino Alfieri, Gouverneur von Coni. 1758 begann er die Studien auf der adeligen Academie zu Turin, daselbst einer besonderer Aufsicht des Grafen Albert Benedict Alfieri, ersten königlichen Architecten, übergeben. Victor, sey es nun aus übler Leitung

oder sonderbarem Temperament, machte keine Fortschritte. Am Ende der Studienzeit wußte er fast nicht mehr als bei dem Anfange derselben. Alles mißfiel ihm, selbst Leibesübungen und Tanz, nur das Reiten zog ihn an. Noch im vierzehnten Jahre konnte er bereits über sein Vermögen verfügen. Unstäten Sinnes zur Verschwendung geneigt, und manchmal wieder von dem Dämon des Geizes geplagt, trieb er sich zehn Jahre lang in einem Labyrinth von Vergnügungen und Unmuth, von Liebeshändeln und melancholischem Wahnsinne umher, nicht selten vom Verdruß gepeinigt, und nach dem Ende eines so verwirrten Daseyns sich sehnend. In diesem Zustand von Verwürfniß verfiel er auf das klügste Mittel, und beschloß zu reisen. Europa durchziehend, fand er gleichwohl die gesuchte Heiterkeit nicht, weil ihm der Ernst eines vernünftigen Zweckes, der ruhige Beobachtungsgeist, die Würde einer philosophischen

Weltansicht fehlten. Von flacher Neugierde und kindischer Laune erfüllt, konnte nichts ihm ein haltbares Interesse einflößen. Er unternahm eine zweite Reise, zog durch Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland, Preußen und Holland. Sieben Monate verweilte er in England, wo sein liebeglühendes Herz an einen unwürdigen Gegenstand sich mit solcher Unbesonnenheit anklammerte, daß ein Zeitungsartikel ihn dem Gespötte der Londoner Preis gab. Bemüßigt abzureisen, verging er in bittern Schmerz, die Treulose nicht dem Tode weihen zu können; er verachtete sie tief, aber seine Zärtlichkeit blieb dennoch dieselbe. Mit zerrissenem Gemüth von Anfällen des Wahnsinnes gepeitscht, ohne Muth dieser elenden, nach Allem ringenden, nichts erreichenden, vernichtenden Verfassung drrch einen männlich energischen Entschluß zu entrinnen, flog er von Paris nach Barcellona über

Bordeaux und Toulouse in Thränen zerfließend, wie ein schwächlicher Knabe. Plötzlich, in Catalonien wandelt sich die verderbliche Melancholie. Er hält da an, kauft zwei schöne Pferde, springt vor Lust hoch auf, und eilt über Madrid, Lissabon, Cadix und Valencia wieder ins Vaterland zurück.

Alfieri selbst bekannte, daß er damals für einen außerordentlichen Mann gehalten wurde, doch in einem nicht sehr günstigen Sinne. In der That hatte er sich auch seither in keinem andern Lichte gezeigt, als in dem eines zügellosen Phantasten, eines unbändigen Thoren, eines Uebermüthigen. Hätte dieser Alfieri sich späterhin nicht durch seine herrlichen Geistesschöpfungen hervorgethan, so würde er selbst in dem beschränkten Weichbild seines Geburtsortes kaum eine andere als bürgerliche Beachtung erfahren haben, falls man es

wirklich der Mühe werth gefunden hätte, ihn zu berücksichtigen. So aber erschienen seine Tumulte und Exaltationen als die Symptome einer edlen wogenden Kraft, als die Herolde großer Geistesproducte, als die Verkünder seines Ruhmes. Will man billig seyn, so kann man verleitet werden, anzunehmen: Alfieri sey mit jener Seltsamkeit behaftet gewesen, welche die Engländer Spleen nennen; wenigstens könnte man durch manche Züge darauf schließen. J. J. Rousseau wollte er in späterer Zeit nicht sehen, befürchtend, daß er ihn mürrischer fände, als er selbst wäre! Preußen unter Friedrich war ihm nur eine traurige Wachtstube, und die Russen asiatische Barbaren, nur als Europäer maskirt. Niemals konnte er den Parisern den Eingang durch die Faubourg St. Marceau verzeihen, noch den Frauen die Schminke, oder die Aussprache des U mit gespitzten Lippen, das er „Blasen auf

heißer „Suppe“ schilt. In späterer Zeit griff er Frankreich und Paris in heftigen Satyren an. Montesquieu achtete er; aber J. J. Rousseau war nicht nach seinem Geschmake, am wenigsten die neue Heloise. Er konnte das nicht Liebe nennen, wenn man gegen die Hindernisse nicht wie ein Löwe brüllte, oder, wie er sich selbst ausdrückt, und auch selbst that, nicht auf der Post von London nach Madrid oder von Wien nach Lissabon flog, von Wuth erfüllt.

Sein Aufenthalt in Turin 1773 gab seinem ganzen Wesen auf Einmal eine bestimmtere Richtung; es erwachte durch ein ernsteres Band in ihm der Sinn für Dichtkunst. Schon früher hatte er ein Schauspiel entworfen, und als ihm dieß jetzt zufällig wieder in die Hände gerieth, entschloß er sich zu dramatischen Arbeiten. Ziemlich strenge mit sich selbst verwarf er

einige mittelmäßige Versuche. Darauf schrieb er Cleopatra, welche den 13. Juni 1775 vorgestellt wurde. Zugleich wurde ein kleines Stück von ihm: Die Poeten aufgeführt, welches die Kritik seiner selbst enthielt. Beide gab man nur zweimal; sie sind in der That auch nur von unbedeutendem Gehalt; allein sie entschieden doch über die Richtung des Verfassers. Alfieri ahnete nun seine dichterische Bestimmung, und das Gefühl seines großen, wahrhaft antiken Talents erwachte immer lebhafter. Er empfand eine neue, nie gekannte Kraft in seinem Innern, und mit ruhiger Klarheit erkannte er die Weihe seines Berufs. Stets der Müßigste der Menschen, war er auf Einmal der Thätigste. Er widmete sich dem Italienischen, in welcher Sprache er noch weit zurück war, so wie dem Lateinischen, wenigstens um die Prosaisten zu verstehen, unter welchen ihm Tacitus und Sallust vorzüglich theuer waren. Wie-

wohl er Amyot und Montaigne liebte, faßte er dennoch den Grundsatz, die französische Sprache völlig zu vernachlässigen. Desto eifriger las er den Dante und Petrarca, so daß er sie mit Hülfe seines kräftigen Gedächtnisses fast auswendig wußte. Der Geist der Arbeitsamkeit hielt ihn jetzt eben so gefesselt, als vorher der des Müssiggangs, oder was noch schlimmer ist, des zügellosen Umtreibens auf der Bahn der Sinnlichkeit. Früchte seines sieben Jahre anhaltenden Fleißes sind: das gerächte Hetrurien, ein Gedicht in vier Gesängen, fünf lange Oden, die amerikanische Revolution betreffend; unter vielen Aufsätzen einer über die Tyrannei; er lieferte eine Uebersetzung des Sallust, und nicht weniger als vierzehn Trauerspiele, unter denen Philipp II., die Verschwörung der Pazzi, Don Garcias, Polinice, Orest, Virginia, Saul, Merope hervorragen. Sämmtlich wur-

den sie mit Enthusiasmus aufgenommen. Es ist anerkannt worden, daß er bei dieser letzten Tragödie gar nichts aus dem gleichnahmigen Stück Voltaires benützt hat. An den dramatischen Leistungen dieses Dichters fand Alfieri überhaupt wenig Gefallen, außer an Mahomed und Alzire. Bei Brutus, den er verbessern wollte, scheiterte er.

Einen entscheidenden Einfluß auf Alfieris Gefühl und geistige Thätigkeit behauptete von dem Jahre 1780 an die Gemahlinn des Chevalier St. George, des letzten Stuart, welcher späterhin den Namen eines Grafen Albani annahm. Diese eben so ehrwürdige, als liebenswerthe und anmuthsvolle Frau war eine geborne Gräfinn Stollberg. Alfieri entschied sich auf ewig für sie. *)

*) Die Erzählung des Herzensverhältnisses

Seine Leidenschaft hatte viel mit der Petrarcas gemein.

Einige Zeit darauf, während einer Reise nach Elsaß schrieb er Agis, Sophonisbe und Mirosa. Seinen frühern Aufsatz über die Tyrannei, so wie jenen über den Fürsten und die Wissenschaften und sein Gedicht Etrurien, ließ er zu Kehl erscheinen. Allein in der toskanischen Zeitung wollte er sich nur für den Verfasser seiner Trauerspiele, der Lobrede auf Trajan, des freien Amerika und der verkannten Tugend bekennen, was vermuthlich daher kam, weil ihn die Herausgabe jener drei Schriften aus politischen Ursachen gereuete.

Alfieris und der Gräfinn Albani habe ich im Archiv 1822, Nro. 99 und 100 geliefert.

Um diese Zeit reisete Alfieri nach Paris. Hier vermählte er sich, als 1788 der Tod des Grafen Albani bekannt wurde, heimlich mit seiner unvergeßlichen Freundinn. Bei Didot war Alfieris Theater im Druck begriffen; aber als dieser beendigt werden sollte, brach die Revolution aus. Alfieri wie viele der Bessern verblendet, entschied sich Anfangs zu Gunsten derselben, allein die Schändlichkeiten, welche sich im Gefolge dieser Umwälzung nur allzubald zeigten, erregten seinen tiefsten laut ausgesprochenen Abscheu. Alsbald nach dem 10. August verließ er Frankreich. In Toskana angelangt, widerrief er öffentlich seine früheren Grundsätze. Diese veränderte Ansicht zu rechtfertigen, äußerte er: „Ich kannte wohl die Großen aber nicht die Kleinen.“ In Paris hatte er seine Büchersammlung, und Geräthschaften zurückgelassen. Diese so wie seine in der Staatskasse angelegten Gel-

der zog man jetzt ein, und behandelte ihn überhaupt als einen französischen Emigranten. Dieß Verfahren konnte nur dazu führen, seinen Haß gegen die Revolution zu vergrößern. Andere Feinde derselben schlossen sich ihm an, und so wurde sein Haus zu Florenz ein Vereinigungspunct der entschiedensten Widersacher der Revolution.

Mitten unter diesen Bewegungen schien sein Eifer für literarische Thätigkeit immer zuzunehmen. Bereits im 48 Jahre fing er an griechisch zu studieren. Er erfand sich selbst eine erleichternde Methode, und machte die schnellsten Fortschritte. Um in der Folge nicht durch Kurzsichtigkeit oder Parteilichkeit fremder Federn entstellt zu werden, schrieb er seine eigenen Denkwürdigkeiten, die aber an Kunst und Composition, Stärke und Anmuth der Sprache den Bekenntnissen J. J. Rousseaus nachstehen. Diese Memoiren reichen bis 14. Mai 1803.

Von dieſer Zeit an nahmen ſeine durch Gemüthsbewegungen, körperliche und geiſtige Anſtrengungen, und eine pedantiſch ſyſtematiſche Lebensart verminderten Kräfte fort und fort ab; wenige Monate, und er war nicht mehr. Der 8. October 1803 iſt ſein Todestag. Er ward zu Florenz in der Kirche Santa Croce, dieſer florentiniſchen Weſtmünſter-Abtey begraben. Seine Gattinn ließ ihm von Canova ein marmornes Grabmahl errichten. Die Inſchrift hatte er ſelbſt verfaßt, wie in ſeinen Denkwürdigkeiten zu leſen iſt. Sie lautet:

Quiescit hic tandem
Victorius Alfierus, Astensis
Musarum ardentissimus cultor &c.

Nicht lange vor ſeinem Hintritte gefiel er ſich noch mit der Phantaſie eines griechiſchen Ordens. Die Kette hätte mit koſt-

baren Steinen, einer Camee, den Homer vorstellend, und mit den Namen von 23 alten und neuen Dichtern geziert seyn sollen.

„Bald nach Alfieris Tode erschienen zu Florenz und London die beiden Theile seiner Denkwürdigkeiten, eine metrische Uebersetzung der Aeneide, des Terenz, der Perser des Aeschylus, des Philoctet von Sophocles, von Aristophanes Fröschen und Euripides Alceste, dann 7 Lustspiele, eine andere Alceste, Abel ein Drama, eine treffliche Uebersetzung des Sallust, mehrere Sonnete und Satyren.

Joseph Ritter von Hammer, sein Leben und gelehrtes Wirken.

Hammer ist den 9. Juni 1774 zu Grätz der Hauptstadt Steyermarks geboren. Nachdem er daselbst die Normal- und untern Schulen bis in die Poesie 1787 zurück gelegt hatte (in welchem Jahre er seine Mutter, eine geborne Schnabel verlor), wurde er von seinem Vater, Joseph Edlen von Hammer, Gubernialrath, früher Staatsgüter-Administrator und Steuerregulierungs-Commissär nach Wien gebracht. Hier erhielt er ein The-

resianisches Stipendium, und widmete sich mit Eifer und Erfolg der Poesie im Barbarastifte, so wie den morgenländischen Sprachen in der Präparandenschule in der k. k. orientalischen Academie. Damals hing die Aufnahme als Stiftling von dem Ausweis des ein volles Jahr hindurch erprobten Sprachtalentes ab; den halbjährigen Prüfungen der Präparanden wohnte der Staatskanzler Philipp Graf von Cobenzl, der dieser Pflanzschule orientalischer Dolmetscher besondere Liebe und Fürsorge weihte, jederzeit in Person bei. Hammer ward als Stiftling dieser Academie aufgenommen. Er blieb daselbst in Ermangelung einer frühern Anstellungsgelegenheit neun volle Jahre statt der üblichen fünf oder sieben. Endlich 1797 ward er als Secretair bei dem, nach dem Frieden von Campo Formio zum Hofcommissair ernannten Freiherrn von Jenisch angestellt, um diesen nach Dalmatien zu

begleiten. Nach Vollendung des 7jährigen Studiencurses hatte sich Hammer in den letzten zwei Jahren vorzüglich dem Persischen gewidmet, um sich zu einer Reise nach Persien vorzubereiten. Während dessen wurde er mit Joh. v. Müller bekannt, der damals mit Jenisch und Stürmer in einem und demselben Zimmer der Staatskanzlei arbeitete. Hammer wurde bei dieser Leitung der persischen Vorbereitungsstudien vielfach beschäftigt, von Jenisch mit orientalischen Handschriften, von Stürmer mit Auszügen aus dem encyclopädischen Werke Hadschi Chalfa's, von Müller mit allen den Orient betreffenden europäischen Schriften. Letzterer nährte des jungen Mannes glühende Liebe zur Literatur durch die classischen Werke der Alten, und eigenes Muster noch mehr. Drei Nachmittage wöchentlich las Hammer bei ihm sein damals eben vollendetes Manuscript der 24 Bücher allgemeiner Ge-

schichte mit durch. Hammers literarischer Erstling war die Uebersetzung eines türkischen Gedichtes: über die letzten Dinge. Müller sandte sie dem deutschen Merkur ein, wo sie von Wielands und Böttigers wärmster Anerkennung gekrönt, erschien. Auch Herder nahm den lebhaftesten Antheil, indem er spätterhin in der Adrastea den Reisen und Studien des jungen Orientalisten ein seelenvolles Glückauf! zujauchzte.

Hammers dichterisches Talent begann im Jahre 1797 sich zu entfalten. Er besang im Frühling des Kaisers Geburtsfest in einer Ode: Das Fest des 12. Februars; eine andere, auch im Merkur abgedruckte: Asia, betitelt, widmete er dem Freiherrn v. Jenisch; und Müller das im Sartorischen Taschenbuch zum erstenmal erschienene Gedicht auf Weidling, an welchem freundlichen Orte er

auch 10 Jahre die Vacanzzeit verlebt hatte. Das Jahr darauf unternahm Hammer, da Jenischs Reise nach Dalmatien unterblieb, und sich eben keine Geschäftsverwendung darbot, einen Ausflug nach Inneröſterreich und Venedig mit seinem Freunde, dem damaligen Präsidenten der Appellation zu Klagenfurt, Joh. Freiherrn von Krufft; die gewonnenen Ansichten erschienen dann im Drucke. Seit Juli 1797 bis zu seinem Abgang als Sprachknabe nach Constantinopel im Mai 1799, war das persische Mährchen Schirin ein Gegenstand seiner lebhaftesten Vorliebe. Obschon es erst 10 Jahre darauf erschien, war es doch vor seiner Abreise nach Constantinopel bereits fertig, bis auf die beiden Weihgesänge, die Hammer an den Ufern des Bosphoros und auf Trojas Ebene selbst, dichtete. Die reizenden Umgebungen Wiens, in welchen er den größten Theil der schö-

nen Jahreszeit zubrachte, besang er um diese Zeit im ersten Bändchen des Sartorischen Taschenbuches. Seine Hauptbeschäftigungen blieben aber die orientalischen Studien.

Im Frühjahre 1799 wurde Hammer von dem Minister Freiherrn v. Thugut mit einem Schreiben nach Constantinopel geschickt, in welchem dem Freiherrn v. Herbert empfohlen wurde ihn zur Vervollständigung seiner Sprachstudien, und bis zu dem Anlaß einer persischen Reise, nach Haleb und Baßra zu senden. Bald hatte sich Hammer Herbert's volle Zufriedenheit erworben, so, daß dieser die Idee einer Reise nach Persien auf alle Weise zu fördern suchte. Als Herbert Kunde von der zu El-Arisch erfolgten Convention erhielt, beorderte er Hammer im Februar 1800 in Angelegenheiten der Consulat- und anderer politischen Verhält-

nisse, nach Aegypten. Da jedoch das englische Ministerium die Bestätigung jener Convention verweigerte, so blieb er in der Hoffnung günstigerer Reisegelegenheit am Bord des Tigers bei dem Commandeur Sir Sidney Smith. Hammer hatte an ihn von dessen Bruder, dem englischen Minister Spencer Smith Empfehlungsschreiben; und da es Sir Sidney an einem geschickten Dolmetscher gebrach, so war ihm Hammers Erscheinung um so willkommener. Dieser that sowohl jetzt als in der Folge bei dem Commandanten der brittischen Expedition nach Aegypten Dienste als Dolmetscher und Secretair. Er war bei den Conferenzen des Großveziers zu Jaffa gegenwärtig, und machte 1801 den Feldzug in Aegypten mit. Nach Beendigung desselben begab er sich in Folge einer Weisung des Freiherrn v. Herbert, erst die gesammte türkische Correspondenz, und die den Feldzug und die

Verhandlungen der Mameluken betreffenden Schriften in Ordnung zu bringen, ehe er Sidney Smith verlasse, nach der Uebergabe Alexandriens nach England. Von Hammers literarischer Thätigkeit während seines kurzen Aufenthaltes von 7 Monaten in Constantinopel, nämlich vom Anfang des Juli 1799 bis Anfangs Februar 1800, so wie von der seiner levantischen Reise, zeugen seine Uebersetzungen des Hafis, die topographischen Ansichten, die Uebertragung Ibn Wahschies; von seiner bibliographischen und antiquarischen Bemühung der in Europa damals noch nicht vorhandene arabische Ritterroman Antar, welchen er der k. k. Hofbibliothek in Wien sandte; der Marmor von dem Tempel des alten Paphos, welchen er der Erste beschrieb; ferner Ibisnumin ein egyptischer Grabstein voll Hieroglyphen ꝛc., welch Alles er dem k. k. Antiken-Cabinette zuschickte. Ibn

Wahschies über Hieroglyphen und unbekannte Alphabete, übersetzte er aus dem Arabischen in das Englische, während der Ueberfahrt von Alexandrien nach Portsmouth. Diese in England zurückgelassene Uebersetzung kam späterhin durch den gelehrten Wilkins, auf Lord Spencers Kosten, mit dem Originaltexte daselbst im Druck heraus.

Nach des Freiherrn von Herbert Tode im Februar 1802, ging Hammer, von England abberufen, im Herbste mit dem nunmehrigen Staatsrath und damaligen Internuntius, Baron v. Stürmer, als Legationssecretair nach Constantinopel. Dorthin nahm er mit der besondern Bewilligung des Kaisers den Roman Antar mit, las die 33 Foliohefte mit Muße, und machte während seines 4jährigen Aufenthaltes Auszüge daraus; übertrug die noch unübersetzten Theile von Tausend und

Einer Nacht, und extrahirte ein türkisches Werk über den heiligen Krieg. Dieses letzten Auszüge gab sein Freund Joh. v. Müller, dem er sie zugeschickt hatte, unter dem Titel: Die Posaune des heiligen Krieges heraus. Als kais. Agent in der Moldau, verfügte sich Hammer 1806 nach Jassy. Jahrs darauf nach Wien berufen, wurde er hier mit dem Grafen Wenz. Rzewusky bekannt. Dieser der orientalischen Sprachen mit aller Liebe ergebene Edelmann hatte nicht sobald seinen Entschluß zu einer gemeinnützigen Unternehmung in diesem Fache verlautbart, als Hammer ihm mit dem Vorschlage zur Herausgabe der Fundgruben des Orients entgegen kam. 1809 am Tage der heil. drei Könige, erschien die Ankündigung dieser ehrenvollen, den Hauptsprachen des Occidents und Orients zum Brennpuncte dienenden Institutes; und Hammer, obwohl durch Kriegsumstände von

dem Gönner desselben, dem Grafen Rzewusky, abgeschnitten, hatte dennoch den Muth den Druck des 1sten Heftes zu veranstalten. Als Herausgeber dieses Werkes wurde ihm bei dem Ausbruche des Krieges als ein Zeichen der Huld des russischen Kaisers, von dessen Minister dem Grafen von Stackelberg, ein schöner, als Ring in Brillanten gefaßter Smaragd verehrt. Sowohl die intensive Gründung als Förderung dieser so viel wahrhaft köstliche Schätze bergenden Fundgruben ist Hammers Verdienst, auch ist der größte Theil des Inhaltes von seiner Feder.

Um diese Zeit genoß sein Memoire über den Einfluß des Mahomedanismus in den drei ersten Jahrhunderten der Hedschira, von dem Pariser Institute die auszeichnendste Erwähnung. Noch während der Anwesenheit der französischen Truppen in Wien, verwendete sich Hammer mit dem Eifer

eines Vaterlandsfreundes und Priesters der Wissenschaften für die Rückstellung der von Denon der kais. Bibliothek weggenommenen orientalischen Handschriften. Seine Bemühungen hatten auch den glücklichen Erfolg, daß noch in Wien 300 zurückblieben, und von den nach Paris abgegangenen 200 im Jahre 1810 die bessere Hälfte restituirt wurde. Dieß hatte Hammer in Paris ohne allen diplomatischen Character durch die Unterstützung des Ministers des Innern, des Grafen Montalivet, und des Baron Sylv. de Sacy bewirkt. Bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten wurde er als Bothschaftsrath vorgestellt, und kam sofort als Courier wieder in Wien an. 1811 wurde er zum wirklichen kais. Rath und Hofdolmetscher bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei ernannt. Als Anerkennung des Verdienstes durch sein Werk: Staatsverfassung des osmanischen Reiches, erhielt er

1815 von dem Kaiser von Rußland den St. Annen-Orden 2ter Classe, und von dem Könige von Dänemark den Danebrog-Orden. Im Jahre zuvor begegnete ihm, als er mit seinem Freunde, dem englischen Residenten aus der Gesellschaft des Prinzen de Ligne sich wegbegab, das Unglück, sich ein Bein zu brechen. Er wurde aber durch die geschickte und hülfreiche Hand des berühmten Wundarztes Dr. von Rudtorffer so glücklich hergestellt, daß er schon 5 Monate darauf als er auf einer Reise nach Grätz zu Pekau keine Pferde fand, mit seinem Freunde, dem Parlamentsgliede Sir Thom Arlond, die anderthalb Stationen lange Strecke in der Winternacht zu Fuße zurücklegen konnte. Im Jahre 1816 vermählte er sich an seinem 42sten Geburtstage mit Carolinen, der ältesten Tochter des Ritters von Henikstein, die ihn in den folgenden drei Jahren zum glücklichen Va-

ter eines Knaben und zweier Mädchen machte. Hingegen aber hatte er bald den Schmerz, seinen zärtlich geliebten Vater durch den Tod zu verlieren, der 1818 zu Grätz starb. In diesem Jahre erschien seine Geschichte der schönen Redekünste Persiens. Seit seinem festen Aufenthalte in Wien genoß er viele schöne Stunden in der Gesellschaft seines Gönners, des, der Kunst und den schönen Wissenschaften zu früh entrissenen Fürsten, Prosper Sinzendorf. Seine Bekanntschaft hatte Hammer im Jahre 1802 bei seiner Rückkunft aus England mittelst des trefflichen Grafen Carl Harrach gemacht, von welchem Freunde er von Jugend auf vielfache Beweise liebevollster Theilnahme und echter Freundschaft erfahren hatte. Die reizenden Umgebungen von Ernstbrunn, jenem Fürsten gehörig, beschrieb Hammer in 4 Briefen abgedruckt in Sartoris österreichischem Tibur. Von seinem wirk-

lichen Eintritte in die Staatskanzlei im Jahr 1814 brachte er seine Sommermonate in dem angenehmen Weidling zu. 1813 schrieb er daselbst seine Geschichte der Assassinen, und im folgenden Jahre seine (bei Wallishausser) im Druck erschienene Dewajani, ein indisches Hirtenspiel. Sein Lieblingsaufenthalt in Weidling war im Jahre 1813 durch die Anwesenheit der liebenswürdigen Künstlerinn Ant. Adamberger verschönert worden; das Jahr zuvor hatte er dort die Leiche einer seiner Jugendfreundinnen, Elise Teiner, auf den Kirchhof begleitet, auf welchem er sich noch jüngst sein eigenes Grabesplätzchen wählte. Dahin soll ihm das von dem wackern Künstler Kiesling in orientalischem Style verfertigte Grabmal gesetzt werden, welches Inschriften in 10 Sprachen, aus Horaz, Malesherbes, Dante, Shakspeare, Calderon rc. und persischen, arabischen und türkischen

Classikern enthält. Den grauen Marmor dazu spendete der Fürst Sinzendorf aus seinem Steinbruch bei Gföll. Im Jahre 1817 wurde Hammer zum k. k. Hofrath ernannt, welches Se. Durchlaucht der Fürst Metternich ihm in einem eigenen Schreiben ankündigte. Als 1819 der persische Bothschafter Mirsa Abul Hassan sich in Wien befand, geleitete ihn Hammer kraft seines Amtes im feierlichen Aufzuge zur Audienz nach Hofe, und erhielt dabei als Auszeichnung den Leopolds-Orden mit einem ehrenvollen Schreiben des Fürsten Metternich. Das Pferd welches ihm jener Bothschafter zum Geschenk machte, verkaufte er für 100 Ducaten, um von diesem das oben erwähnte Grabmahl zu bestreiten, wie er früher das Honorar für seinen Dschafer als Beitrag zu dem Denkmale verwendete, welches seinem verstorbenen Freunde Heinr. v. Collin gestiftet wurde. Von Ihrer Majestät

der Kaiserinn von Oesterreich hatte er für das Ihr zugeeignete Werk: Reise nach Brussa, eine schöne goldene Dose, und von Ihrer Majestät der Kaiserinn von Rußland für ein Exemplar desselben einen schönen Brillantring erhalten. Ihre Majestät die Erzherzoginn von Parma erkannten den Werth seines Ihr gewidmeten Werkes: Constantinopolis und der Bosphoros, durch den konstantinischen Ritterorden des heil. Georg, und der Schah von Persien sandte ihm das Diplom des Sonnenlöwenordens, welches in den Jahrbüchern der Literatur persisch und deutsch abgedruckt ist. 1821 unternahm Hammer eine Reise nach Dresden und Berlin, um die Schätze der dortigen Bibliotheken kennen zu lernen, und verlebte auf der Rückreise, auf dem Gute seines Schwiegervaters, Mitrowiz in Böhmen, vier vergnügte Wochen. Seit dem Jahre 1809, wo er von dem Institute zu

Amsterdam zum Correspondenten, seitdem zum auswärtigen Mitgliede erwählt ward, ernannten ihn die Akademien von Göttingen, München und Copenhagen zu ihrem wirklichen Mitgliede, die von Paris und Berlin zu ihrem Correspondenten, die philosophische Gesellschaft von Philadelphia, die asiatischen von Calcutta, Bombai, Madras und Paris, dann die der bildenden Künste zu Wien zu ihrem Ehrenmitgliede. —

Hammers literarische Leistungen sind: Zeichnungen auf einer Reise nach Wien über Triest nach Venedig, 8. Berlin 1800, neue Ausgabe, 1822. — Encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients. 2 Thle. 8. Leipzig, 1804. — Die Posaune des heiligen Kriegs. 8. Berlin 1806. — Ancient Alphabets of Ibn Washie, 8. London, 1806. — Schirin, ein persisches romantisches Gedicht,

2 Theile, 8. Leipzig 1809. — Des türkischen Gesandten Resmidi Achmed Effendi gesandschaftliche Berichte ꝛc. 8. Berlin, 1809. — Topographische Ansichten auf einer Reise in die Levante. 4. Wien 1813. — Der Divan von Mahomed Schemsed-din Hafis. 2 Bände 8. Stuttg. 1813. — Rosenöhl, 2 Bändchen, 8. Tübingen 1814. — Spencers Sonnette, 4. Wien, 1814 (auf Kosten des Fürsten Sinzendorf, nicht im Buchhandel). — Dieselben englisch und deutsch, 8. Wien 1816. — Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung, 2 Bde. 8. Wien 1815. — Morgenländisches Kleeblatt, 4. Wien 1818. — Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa, 4. Pesth 1818. — Geschichte der Assassinen, gr. 8. Stuttg. 1818. Denkmal auf das Grab der beiden letzten Grafen von Purgstall, Fol. Wien 1821 (nicht im Handel). — Copie figurée

d'un rouleau de Papyrus etc. Vienne, 1822 (gleichfalls nicht im Buchhandel). — Constantinopolis und der Bosphoros, 2 Bde. gr. 8. Pesth 1822. — Juwelenschnüre Abul-Mani's. 8. Wien 1822. — Memnons Dreiklang, 12. Wien 1823. — Motenebbis Gedichte aus dem Persischen, gr. 8. Wien 1824. — Die Geschichte und Literatur der Osmanen in Eichhorns Gesch. d. Lit. — Ferner zahlreiche Beiträge in Wielands Merkur (1796 und 1797), Meißners Apollo (1797) im Wiener Taschenbuch (1799), in Seckendorfs Taschenbuch (1801), Oesterr. Taschenkalender (1803), in Sartoris. mahl. Taschenbücher, in den meisten Jahrgängen der Aglaja, der vaterländischen Blätter, von Hormayrs Archiv, des Morgenblattes, der Fundgruben des Orients (oft ganze Hefte von Hammers Feder), der Wiener Zeitschrift, im Wiener Conversationsblatt, in Böttigers Amal-

thea, in der Steyermärkischen Zeitschrift, in Erſch's Encyclopädie, in den Feierſtunden, in Kruſe's Archiv für Geographie, in Gräffers Ceres; dann Recenſionen in den Literaturzeitungen von Wien, Halle, Leipzig, dem Magazin encyclopédique, den Wiener Jahrbüchern der Literatur (hier faſt in jedem Bande); endlich noch mehr ſelbſtſtändig gedruckte Aufſätze und Gedichte. — Auch iſt viel von ihm ungedruckt, z. B. die franzöſiſche Ueberſetzung des arabiſchen Romans Antar, die der noch nicht herausgegebenen Mährchen der 1001 Nacht. —

Hammers Bildniß, von Kraft gemahlt, von John geſtochen befindet ſich bei ſeiner Geſchichte der perſiſchen Redekünſte; ein zweites, von Stubenrauch gemahlt, von Paſſini geſtochen bei den Feierſtunden, erſter Band. Das ähnlichſte und künſtvollſte aber iſt die Handzeichnung von Sir

Thom. Lawrence in seiner bekannten ansprechenden Manier. Der Fürst Sinzendorf war im Begriffe, es in Kupfer stechen zu lassen, als ihn der Tod überraschte.

Von Büchern die in sehr geringer Anzahl aufgelegt wurden.

Solche Druckstücke sind natürlicher Weise schon an sich selten; da sie aber gewöhnlich auch durch eine sehr schöne oder prächtige Ausstattung hervorragen, so sind sie für den Bücherfreund von doppeltem Interesse. Wir wollen hier als Beitrag ein Verzeichniß solcher Artikel liefern, welches jedoch nicht erschöpfend ist, es auch nicht seyn kann. Die neuern Unternehmungen brittischer Bibliophilen oder Bibliomanen z. B. die da von Incunabeln mit täuschender Aehnlichkeit neue

Auflagen veranſtalten, und von andern merkwürdigen Druckwerken zuweilen nur 2 bis 6 Exemplare abziehen laſſen, übergehen wir, weil dieſe Artikel für uns Continentaliſten keine praktiſche Bedeutung haben, eben ſo haben wir uns bei den bekannteren und lediglichen Privat- oder ämtlichen Piecen nicht aufgehalten. Auch nehmen wir nur ſolche auf, von denen unter hundert Abzüge gemacht wurden. Wo keine Zahl der Auflage angegeben iſt, kann man nicht unter 25 und nicht über 80 annehmen ꝛc.

Abbòt histoire natur. des Lepidoptères de Georgie, 2 V. Fol. Lond. 1797. 60 Exemplare. Brunet im Manuel du libraire hält zwar nicht viel auf dieſes Werk; indeß ging es bei Montigny um 502 Fr. weg.

Abrégé des mathematiques, 2 V. 8. Petrop. 1728. — 25 Exemplare.

Aeschyli tragoedie 6. c. Fig. Flaxmanni. Fol. Glasg. 1795. — 52 Exemplare und 11 auf Großpapier.

Anacreontis Teii odaria (gr.) 4. Parmae, Bodoni, 1784. — 60 Exemplare und 4 auf Pergament.

Anastasii bibliothecarii historia de vitis rom. Pontif. etc. 4. Mogunt. 1602. Mit der Geschichte der Päbstinn Johanna nur 2 Exemplare.

Apuleii Psyches et Cupidonis amores. — Petronii matrona Ephesiaca. 18. Par. 1796. — 90 Exemplare, 6 auf rosenfarbenem Papier, 1 auf Pergament.

Arrowsmith tactica sacra. 4. Cantabr. 1657. Nicht zu verwechseln mit der 2ten Auflage. Amst. 1700.

Athenée les. 15 livres de Deipnosophistes. 4. Par. 1680. — 25 Exemplar (nach Artigny Mélang. I. 383), 1 auf Großpapier, so Gaignat besaß.

Bacchini de sistrorum Fig. 4. Bon. 1691. — 1ſte Ausgabe 50 Exemplare.

Barruel-Bauveet actes des philosophes. 8. Par. 1807. — Zwar in großer Anzahl aufgelegt, aber ſo unterdrückt, daß nur noch 4 bis 5 Exemplare exiſtiren.

Bayer de Numo Rhodio etc. 4. Regiom. 1723. — 48 Exemplare.

Beccaria dei delitti etc. 4. Par. (Didot N. M.) 1781. — 40 Exemplare.

Becher convenientiae linguarum (Project zu einer Univerſalſprache.) 8. Francof. 1661.

Bellori pitture antiche. Fol. Roma, 1706. — 36 Exemplare.

Bernard oeuvres compl. Fig. 8. Par. 1795. — 35 Exemplare.

Bibliographie des pays-bas. 4. Nyon 1783. — 50 Exemplare.

Boscovich memorie sulle cannochiali diottrici. Fig. 8. Milano, 1771.

Bossuet expos. de la doctrine de

l'eglise cath. 12. Par. 1681. — Exiſtiren nur noch 3 Exemplare.

Brossai icones posthumae. Fol. atl. 24 Exemplare.

Bute botanical tables Fig. col. 9 V. 4. Lond. — 12 Exemplare.

Callimaque hymnes par Fleinz. 8. Par. 1776. — 40 Exemplare.

Catalogue de M. A. B. Caillard. gr. 8. Par. 1805. — 25 Exemplare.

Catalogue de Roze. Fol. Par. 1745. 36 Exemplare.

Caius de canibus britann. 8. Lond. 1729.

Caron mysteres, moralités etc. 11. V. 8. Par. 1802. — 16 Exemplare; 12 auf Belin, 2 auf roſenfarbnem, 2 auf blauem Papiere. Von der erſten Gattung zwar 39 aufgelegt, 25 aber vernichtet.

Castaing théâtre, 3 V. 8. Alene, 1791 — 1793. — 30 Exemplare.

Catholiſche, der ſo wahrhafte als ganz

aufrichtig und discretgesinnte. (Vom Landgrafen Ernst von Hessen). 4. 1666. — 48 Exemplare.

Dasselbe im Auszug. 4. 1673. — 40 bis 50 Exemplare.

Censorini de vita et morte linguae lat. 8. Ferrar, 1784.

(Chateaubriand) essais etc. sur les revolut. 2 Part. 8. Londr. 1797. — Sein erstes Werk.

Chimentellius Marmor Pisanum de honore Bisellii. Fig. 4. Bon 1666. — 50 Exemplare.

Ciceron traité sur la vieillesse etc. 8. Par. 1780. — 50 Exemplare.

Collection d'ouvrages en prose et en vers par ordre de M. le Comte d'Artois. 64. V. 18. Par. 1780. — 60 Exemplare auf fein, einige wenige auf ord. Papier, 4 auf Pergament, 1 auf fein Papier in albis; 1804 um 1212 Livr. verkauft.

Concilium tridentinum, Fol. Ro-

mae (Paul Manut.) 1564. — Eine zweite Ausgabe hat daſſelbe Datum; von einer wie von der andern ſoll es nur 12 Exemplare geben.

Debure musaeum typogr. 12. Par. 1755. — 12 Exemplare.

Delandine de quelques changemens polit. 8. Par. 1791. — Exiſtiren nur 15, die andern verbrannten.

Demence de Mlle. de Phanor. 18. Par. 1796. — 25 Exemplare.

Dufresne études sur le crédit. 8. 1784. Bei Chardin verkauft mit der Anmerkung: Exemplaire unique, à l'usage de l'auteur (!)

Eloge de Minetto Ratoni (par Rivarol). 4. Felisonte. — 15 Exemplare auf Roſavelin.

Embriologia sacra, Fig. Fol. Panormi, 1758.

Ernst insectes d'Europe etc. 4. 29 Cah. Par. 1779 et Descript. 4. 1786.

Essai sur la litérature franç. (par Crawford). 2. V. 4. Par. 1803. — 25 Exemplare.]

Essai sur les appanages (par Duvanal). 2 V. 4. — 12 Exemplare.

Etrennes du coeur. 12. Par. (F. A. Didot.) — 12 Exemplare auf ital. Velin.

Euterpilia, ou mes bucoliques aux armées (par M. F. A. Marc.) gr. 8. Arcadie. (Vesoul) 1799. — 18 Exemplare.

Extrait de divers moralistes (par Droj.) 12. 1797. — 36 Exemplare.

Fables, quelques, par J. L. G. (Grenus). 18. Par. 1800.

Fallours hist. nat. des plus rar. curios. 2 P. Fol. Amst. 1718.

Fasti Neapolionei, ed. in 4. Par. 1804. — Groſspapier 48 Exemplare und 1 auf Pergament; ſonſt noch eine Ausgabe in 8 und klein 4.

Ferdinand IV. origine de la popu-

lazione etc. — Doveri verso Dio. 2 V. 4. Nap. 1789.

Forétille (de la) poëme sur le soleil. Lyon. — 10 Exemplare der erſten Ausgabe um 1798; von einer zweiten 3 Exemplare.

Fortiguerra Richardet. 2 V. 8. Par. 1797. — 2 Exemplare aus den Werken des Ueberſetzers (Mancini-Nivernois) beſonders abgedruckt.

Fournier essai portat. de bibliographie. 8. 1796. — 25 Exemplare. Der Verf. war damals 18 Jahre alt.

Frederic II. éloge du Prince Henri. 8. Birmingh. — 25 Exemplare.

Gemmarum antiq. delectus etc. Ducis Marlhuriensis. 2 V. Fol. maj. Lond. 1780 — 1791. — 50 Exemplare.

Godeau prierès. 1643. — 6 Exemplare.

Gonzaga riflessioni etc. sulla democratia. 8. Ven. 1780.

Hampden, Lathmon. Fol. max. Parmae, 1793. — 30 Exemplare, wovon die Hälfte auf Velin.

Histoire du vieux et du nouveau testament (par Dar. Martin), 400 Fig. 2. V. Fol. Arast. 1700. — Mit dem Discours in holländischer und französischer Sprache gibt es nur 6 Exemplare.

Homère l'Iliade trad. (par Lebrun) gravé d'aprés Flaxmann. 2 V. Fol. Par. 1809. — 25 Exemplare, 2 auf Pergament.

Houdetot poésies. 18. Par. 1782. — Velin.

Idylles, ou essais de poésie créole. New-York, 1804.

Impostoribus, de tribus. 12. 1598. Nach gewöhnlicher Meinung, 2 bis 3 Exemplare.

Jacquin selectarum stirpium american. hist. etc. c. icon. Fol. Max. (Vien-

nae), 1780. — 12 Exemplare; die 264 Abbildungen aus freier Hand gemahlt.

Kerner hortus semper vivens. 2 V. Fol. Stuttg. 1796 — 1805. Die 168 Bilder aus freier Hand gemahlt.

Laborde recueil de pensées. 18. Par. 1791. — 12 Exemplare.

Lamoignon catalogue. Fol. Par. 1770. 15 Exemplare.

Lamothe le Vayer contrariété d'humeur. 8. Par. 1809. — 25 Exemplare.

La Caille astronomiae fundamenta. 4. Par. 1757.

— — — coelum australe etc. 4. Par. 1763.

Lettres sur la botanique (par Collet). 12. — 36 Exemplare.

Linné hortus Cliffortianus. Fol. Amst. 1737.

Livre jaune (par de Boze). 8. Basle, 1748. — 30 Exemplare auf Pflanzen-Papier.

Longus amori di Dafni e Cloe. 4. Parmae, 1766. — 55 Exemplare, 2 auf Velin d'Annonay.

Louis XVI. maximes morales. 8. Vers. 1766. — 25 Exemplare.

Marsdencatal of dictionn. etc. 4. London, 1796. — 60 Exemplare.

Maranzakiniana. 24. 1730. — 50 Exemplare.

Mémoires du Cte. de Grammont. Fig. 4. 1763, und andere Ausg. 4. 1772.

Meibomius de usu Flagrorum. 4. Lugd. B. 1643.

— — — daſſelbe franzöſiſch. 8. Lond. (Besanç.) 1801. — Man kennt nur 12 Exemplare.

Menage, in Diog. Laert. observationes. Par. 1663. — 12 Exemplare.

Merad de St. Just poésies. 3 Part. in 1 Vol. gr. 8. Parme, 1770. — Ein einziges Exemplar; es iſt auf Holländerpapier.

Merad. folies de ma jeunesse. 3 V. 12. Londr. 1797. — 30 Exemplare.

— — — mehrere Briefe, Diſſertationen und andere kleine Piecen in ſehr geringer Auflage.

Mercier extrait d'un Manuscrit. 2 Vol. 8. Par. 1789. — 30 Exemplare.

Monteſson oeuvres. 8 V. 8. Par. 1782 — 1785.

Montpensier recueil de (100) portraits, et éloges etc. 4. Par. 1659. — 60 Exemplare.

Morellet lettre de Brutus. 32. Par. 1783. — 25 Exemplare.

Museum Worsleyanum, or collect. etc. (by Worsley.) Fig. T. 1. Fol. max. Lond. 1794. — 50 Exemplare.

Nacoceli de officiis libri, 3 T. Fol. Cracov. 1659. — 20 Exemplare.

Naudé considér. polit. 4. Par. 1693. 12 Exemplare.

Nodier apothéoses. 4. Crotone (Besanç. 1808). 17 Exemplare.

Notitia della vera libertà fiorentina etc. 3 Vol. Fol. 1724. — 26 bis 50 Exemplare. Auf Befehl Kaiſer Karls VI., der Verf. iſt Bar. Spannaghel.

Novelle 8 rarissime. 4. Londr. 1790. — 25 Exemplare.

Oeconomique (par Cl. Dupin.) 3 V. Carlsr. 1745. — 12 Exemplare nach Barbier.

Opuscules mêlées (par Roederer). 3 V. 8. Par. 1804. — 50 Exemplare.

Origine des maisons d'Alsace et etc. (par Vignier). Fol. Par. 1649. — 40 Exemplare.

Ortiz missale. Fol. Toleti 500. — Breviarium. Fol. Toleti 502 — 20 Exemplare.

Ovide héroides. 8. Philad. (Par.) 1784. — 12 Exemplare.

Phaedri Fabul. liber. 9. Neap. 1808. 50 Exemplare.

Prose e versi per onorare Livia Doria Caraffa. Fig. etc. 4. Parma 1784.

Psalterium Davidis et vers. danicae Chr. Petri. Fol. Hafniae. 1632. — 30 Exemplare.

Portrait du sage (par Peignot). 12. Par. 1809. — 75 Exemplare und 2 auf Rosa.

Principes de Sageſse (par Duvernet). 12. Vers. 1788. — 50 Exemplare.

Raynal hist. etc. dans les 2 Jndes. In Paris ließ Raynal 3 Exemplare drukken, davon behielt 1 der Buchdrucker, das 2te der Verfaſſer, das 3te ſandte er nach Genf, daß es dem Buchdrucker als Manuſcript diene.

Ramasis (Traité de Rochefaucould) 3 V. 12. Sens. 1783 et 1785. — 50 Exemplare.

Recueil de plantes dess. et grav. par

ordre de Louis XIV. (par Boſse et Chatillon). 2 V. Fol. Par. — Es wird behauptet, daß nur 5 Exemplare exiſtiren.

Recueil de fables diverses, par M*** (Clavieres). 18. Par. 1792. — 50 Exemplare.

— — — de titres, mémoires etc. (par Perron) 8. Par. 1689. — 27 Exemplare.

— — — de portraits du roi etc. 4. 1660. — 50 Exemplare.

— — — de pièces choisies. 4. Ancone, 1735. — 12 Exemplare.

Relation de l'Isle Borneo (par Fontenelle). 12. Europe. (Par.) 1807. — 94 Exemplare auf Velin, 2 auf Roſa, 2 auf blau, 3 auf Pergament, 1 auf Atlas. Bei 60 Exemplaren ein Brief Fontenelles: sur la resurection, der in ſeinen geſammelten Werken nicht abgedruckt iſt.

— — — d' un voyage fait à Ma-

drid (par Mlle de Pons.) 16. Par. 1791. 12 Exemplare.

Roche essai de traduct. de quelques odes d'Horace. gr. 8. Par. 1788. — 50 Exemplare; nur auf 8 ſteht der Name.

Rochefort opuscules. 18. Par. 1784 50 Exemplare.

Roneallis de aquis mineral. 4. Brix 1724. — 50 Exemplare.

Rou tables chronol. atl. Par. 1672—1675. — 12 Exemplare.

Saint-Real conjur. des Espagn. — conjur. des Gracques. Fol. Par. 1795. — 60 Exemplare, 5 auf Velin.

Saint-Pierre projet de paix perpetuelle. Fol. — 20 Exemplare.

Sante-Bartoli recueil de peint. antiq. gr. Fol. Par. 1757. Mosaique de Paleſtrine. Fol. Par. 1760. — 30 Exemplare; 1 bei Gouttard 1780 um 2272

Livr. verkauft. Es gibt 3 vom Verfaſſer ſelbſt colorirte Exemplare.

Servet christianismi restitutio. 2 V. 4. Das einzige Exemplar, welches Dr. Mead bis S. 252 hat drucken laſſen, 1784 bei Lavalliere um 1700 Livr. verkauft. Vom Original ſind nur 2 Exemplare übrig geblieben, 1 zu Wien (das beſſere), das andere zu Paris. Alle übrigen wurden ſammt dem Verfaſſer zu Genf verbrannt.

Suite et arrangement des vol. d'estamp. du cab. du roi (par De Latour). 8. Par. — 6 Exemplare.

Swammerdamm specialia experim., et artificia. Fol. — Sollen nur 2 Exemplare abgezogen ſeyn.

Traité de la reliure des livres (par Gauffrecourt). 12. — 12 Exemplare.

Tryphiodori Ilii excidium, ed.

Schaeffer. Fol. Lips. (1809.) — 20 Exemplare.

Vanderbech empirica. 8. Aug. Vind. 1723. — 50 Exemplare.

Vases grecs; descript. de 3 peint. inédites etc. 4. (Par.) — 25 Exemplare.

Vernazza nomanor. lit. monum. 8. Aug. Taur. 1787. — 50 Exemplare.

Vernon poésies fugitives. 18. Par. 1791. — 30 Exemplare.

Virgile énéide, 6 livres, trad. par Fayolle. 8. Par. 1808. — 50 Exemplare.

— — — Didon, trad. (par Turgot). 4. 1778. — 12 Exemplare.

Watson memoirs of the ancient Earl of Warren etc. 2 V. 4. Warringt. 1782. — 12 Exemplare.

Werther, traduct. nouv. (par de la Bedoyere). 12. Par. 1803.

Wood essay on the orig. genius of Homer. 4. Lond. 1769. — 7 Exemplare.

Yorke athen. letters. 8. Lond. 1741. 12 Exemplare.

Die Calottiſten, oder das Regiment de la Calotte.

In den letzten Jahren Ludwigs XIV. befanden ſich eines Tages Herr von Torſac, exempt des gardes du corps, Aimont, des Königs Mantelträger und mehrere andere Hofleute in trautem fröhlichen Zirkel beiſammen. Einer aus der Geſellſchaft klagte über heftiges Kopfweh; man empfahl dem Patienten eine bleierne Plattmütze, und verlor ſich bei dieſem Anlaß in tauſend Anſpielungen und Späße über den Kopfſchmerz. Im Verlaufe der immer leb-

haftern Unterhaltung, verfiel man auch auf den bizarren Gedanken — ein Regiment unter dem Namen Calotte (Plattmütze) zu errichten, beſtehend aus Perſonen die dem öffentlichen Tadel durch abentheuerliches Weſen, zügelloſe Aeußerungen, unſinniges oder läppiſches Betragen, oder ſonſt als Sonderlinge heimgefallen wären. Man ernannte den Mantelträger Aimont zum General, verfertigte Standarten, ſchuf eigene Wapen, in welchen das Zepter des Momus, Affen, Schellen und derlei Symbole vorkamen, und ließ ſogar Münzen auf dieſes Regiment ſchlagen. Auf der Hauptſtandarte befanden ſich die Worte: Pavet Momus, luna influit. An Duzende von qualificirten Perſonen wurden Patente geſchickt, zu deren Ausfertigung in Verſen ſich verſchiedene Dichter anbothen. Unter Andern wurde Voltairen nachſtehendes Patent, (welches nachher in dem Recueil des pièces du regiment de la

Calotte, à Paris, l'an de l'ére Calotin, 12. 1720 abgedruckt zugestellt:

Brevet pour aggreyer le Sr. Arouet de Voltaire dans le regiment de la Calotte; par Mr. Canujat.

Nous les regens de la Calotte
Aux fidèles de la Marotte.
Et qui ses presentes verront,
Ou qui lire les entendront,
Salut Arouet, dit Voltaire,
Par un esprit loin du vulgaire
Par ses memorables ecrits,
Comme aussi par ses faits dits
S'étant rendu recommandable,
Et ne croyant ni Dieu, ni diable
Tenant notre cours à Paris,
N'avons pas été peu surpris,
Qu' un poëte de cette trempe
Qui meriteroit une estampe

Ayant de plus riches talens,
Qu 'aucun autre à 60 ans
Savoir boutique d'insolence,
Grande magasin d'impertinence,
Grenier plein de rats les plus gros,
Caprices & malins propos,
Eut, par une insigne disgrace,
De calotin du regiment,
Dont il merite bien le rang
Aprés mure information faits
De sa legerété de tète,
Et debilité de cerveau
Ou git toujours transport nouveau.
Nous le declarons lunatique ;
Nous etant de plus revenu,
Que le dit avoit obtenu
Pour bonne & sure recompense.
D' une certaine outrecuidanse,
Dont il vouloit se faire un nom
Un nombre de coups de baton,
Pour quels le dit donna requete,
D'ou vint decret & puis enquete,

Contre quidams enfans d'Iris,
Qui ne sétoient pas brin mequis,
Et dont on n' à fait de converte ;
Si qu'ils nous ont causé la perte
On dit, qui pour se soulager,
Et trouver lieu de se vanger
D' une si cruelle entreprise
A fait voile vers la Tamise,
A ces causes : nous-dits Regents,
Qui protegeons les indigens
De notre certaine science,
Voulons, que le-dit Arouet
Dont nous avons fait le portrait,
Soit aggregé dans le Marotse.
Lui decernons triple calotte,
De laquelle lui faisons don ;
Item de notre grand cordon
Qu'il doit porter en bandouliere,
Ou seront rats devant, derrière,
Brodes en relief ; puis au bas,
Sous le plus gros de tous les rats
Pendra notre grande medaille ;

Avec toute la pretintaille
De sonnettes & oreillons,
Gironettes & papillons;
Plus, accordons au dit Voltaire
Pour figurer en Angleterre
Et se glisser parmi les grands,
Dix mille livres tous les ans,
Qu'il percevra sur la fumée
Sortant de chaque cheminée,
De Paris, ou brule fagot;
Cotret, bois de compte, en un mot
Bois a bruler de toute sorte.
Entendons, que sous bonne escorte
Ces fonds lui soient toujours remis,
Afin, qu'ils ne soient jamais suis
Et saisis par gent Maltolière.
Fait l'an de la Calottiere
Sept mille sept cent vingt six
De notre Ramadan le dix.

Der närrische Einfall dieses Regiments fand selbst bei Personen von Rang Ein-

gang; viele derſelben traten bei, und ſo kam das Regiment bald zu einem blühenden „Etat.“ Unterdeſſen traten hinwieder zahlreiche Gegner auf, indem der Spaß nur zubald ſeine Gränzen überſchritt, und die Calottiſten zum Beiſpiel eine Gattung Tribunal bilden wollten, welches der franzöſiſchen Academie entgegen geſtellt ſeyn ſollte. Deſſen ungeachtet beſtanden die Calottiſten, ſelbſt mitten unter dem Getümmel des Krieges und der bedenklichſten Lage des Vaterlandes wachſend fort.

Nicht lange, ſo legte Aimont ſeine Generalswürde, die er mit dem größten Eifer begleitet hatte, in Torſacs Hände nieder, weil es ihn verdroß, daß dieſer ſich beim König anheiſchig machte, mit 30000 Mann (nämlich von Nichtcalottiſten) das von den Alliirten belagerte Douai zu entſetzen, und ihnen binnen 14 Tagen alle erlangten Vortheile wieder zu entreiſſen. Tor-

sac war nun Commandant, und blieb es bis er 1724 starb. Es wurde eine Leichenrede auf ihn gedruckt, die man aus bombastischen Apologien der französischen Academie, und aus affectirten Schriftstellen einiger Mitglieder derselben, so boßhaft als künstlich zusammengesetzt hatte. Diese offenbare Satyre auf die Academie machte ein solches ungünstiges Aufsehen, daß sie confiscirt ward, und alle Exemplare weggenommen wurden. Da eilte Aimont, nunmehriger Secretair der Calottisten zum Marschall Villars. „Monseigneur (sagt er), seit Alexander und Cäsar nicht mehr sind, haben die Calottisten keinen andern Protector mehr als Sie! Man hat die Leichenrede auf unsern General confiscirt, und dadurch seine und unsere Ehre befleckt. Ich ersuche Sie demnach, Monseigneur, sich an unsern Siegelbewahrer zu wenden, denn dieser hat mir schriftlich die Erlaubniß zum Druck der Leichenrede er-

theilt!“ Bei diesen Worten wies Aimont dem Marschall das Imprimatur vor. Villars konnte sich des Lachens nicht erwehren, begab sich Tags darauf in der That zum Siegelbewahrer, und wirkte aus, daß die confiscirte Rede wieder freigegeben wurde.

Dieß war nun für die Calottisten ein gewaltiger Triumph, und verschaffte ihnen täglich neue Anhänger und Recruten. Personen, seither Gegenstände des Spottes, traten jetzt um diesem zu entgehen, unter die Fahne des Regiments; selbst angesehene Hofbediente, wollten lieber Beschützer der Calottisten, als die Zielscheibe ihrer Satyren seyn, und erschienen öffentlich als ihre Protectoren. Sogar das Gesetz hatte nichts Abschreckendes mehr, welchem nach jedes aufzunehmende Mitglied vor einer Versammlung, in Versen oder in Prosa eine Rede halten mußte, in der es seine ei-

genen Fehler und Gebrechen mit aller Offenherzigkeit herzusagen hatte. Aus diesem Bekenntniß wurde sofort der Posten im Regimente gefolgert, den man dem betreffenden Individuum anvertrauen konnte.

Von allen Seiten begünstigt oder gefürchtet, viele vornehme Hofpersonen unter der Fahne, und auf so zahlreiche Beschützer gestützt, konnte es nicht ausbleiben, daß ein Verein solcher Art in Uebermuth ausartete; und da er sich endlich so weit vergaß, selbst Minister und auswärtige Souverains anzugreifen, so mußte es geschehen, daß die Gesellschaft der Calottisten bald aufgelöst wurde. Noch sind im Druck vorhanden: Memoires de la Calotte.

Zur Geſchichte des Faſchings.

Das Wort Carneval, welches die Zwiſchenzeit von den drei Königen bis zum Aſchermittwoch bezeichnet, hat ſeinen Urſprung von den Worten Carovale, nach Adelung von der im Mittelalter üblichen lateiniſchen Benennung: Carne evamen, weil man dem Fleiſche gewiſſer Maßen Lebewohl ſagte. Gleich nach dieſem Carneval nimmt die Faſtenzeit ihren Anfang, und die Kirchen- und Kalenderſprache nennt ſie daher carnis privium, privatio. Daß der

Carneval mit öffentlichen Belustigungen und Festlichkeiten jeder Art, welche sogar öfters bis in Ausartungen und Tollheiten übergehen, begangen wird, ist eine uralte Sitte, die aus den dunkeln Zeiten des Heidenthums abstammt, und in Italien zwar am ältesten, aber in Rom und Venedig am berühmtesten war. Der Carneval ist das, was bei den Römern die Saturnalien.

Die Hazardspiele und das Tragen der Waffen sind an vielen Orten während der Carnevalszeit verboten, und man hat sogar in verschiedenen Ländern wie z. B. in der Schweitz und in Frankreich ꝛc. ganz eigene Carnevalsgesetze eingeführt. Gegen unsittliche, ungestalte, ekelhafte, abscheuliche oder schreckende Carrikaturen, die Vorstellung und Phantasie furchtsamer und schwacher Menschen oder leibesgesegneter Frauen afficiren könnten, sind allerwe-

gens zweckdienliche Vorkehrungen getroffen. In vielen andern Gegenden sind die Carnevals-Lustbarkeiten gänzlich untersagt. Auch bestand hier und da die Ordnung und Rechtsgelehrte schrieben darüber, daß ein Weib, welches an den Carnevals-Lustbarkeiten, ohne Erlaubniß ihres Mannes Antheil nimmt, von ihm sich eine körperliche Züchtigung gefallen lassen müsse.

Zur Zeit des Heidenthums wurden zu Ehren des Bachus gewisse Tage in Schwelgerei und Völlerei jeder Art zugebracht, wovon auch noch die jetzige Fasnacht und ihre Ergetzlichkeiten herrühren. Weil sich dabei die neuen Christen hier und da eingefunden, so war auch die Kirche mit vollem Eifer dawider, und suchte solche Zusammenkünfte zu verhindern, wie denn auch der heilige Augustin (Serm. 198) die Gläubigen von der Theilnahme an solchen zügellosen Festen abzuhalten sucht. Der 62 Trul-

lanische Canon vom Jahre 692 verbietet den Christen, daß die Männer in Weibskleidern erscheinen, und den Weibern, daß sie an den heidnischen Bachusfesten, Zusammenkünften und öffentlichen Tänzen beiwohnen sollten, so wie das Tragen von Satyrischen, oder Komödienkleidern beiden Geschlechtern untersagt wird. Wer sich daher schuldig machte gegen dieses Verbot, auf eine vorsetzliche bedachtsame Weise zu handeln, soll von der Gemeinde ausgestoßen werden. Im Jahre 743 oder 744, da die römische Kirchenversammlung gehalten wurde, ward das Anathema über alle jene verhängt, welche die Kalendas Januarias und Bromelia mit unzuläßlichen Lustbarkeiten, mit Gastereiengeben, Trunkenheit, Singen und Tanzen begehen, und zubringen würden. Von den Bischöfen und Vätern der vielen Kirchenversammlungen wurden jederzeit diese ausgearteten Lustbarkeiten gemißbilliget; man suchte mit allem Ern-

ſte dieſelben gänzlich auszurotten; da aber dieſes ſich dennoch nicht ganz erreichen ließ, ſo ſuchte man dieſelben von noch größern Mißbräuchen zu reinigen. Pabſt Benedict XIII. ließ ein Edikt ergehen das anfängt: Inter caetera, worin die Inſtructionen dem ganzen Kirchenſtaat ertheilt, daß dem Beiſpiele der Stadt Rom Jedermann nachahmen ſolle, und niemand an Feſt- oder Feiertagen ſich weder auf der Straße noch an ſonſt öffentlichen Orten vermummt oder verlarvt blicken laſſe. In der letzten Faſtnacht dürfe das Tanzen nicht bis über die halbe Nacht Statt finden, um den Aſchermittwoch, der unmittelbar als der erſte Faſt- und Bußtag daran gränzt, nicht dadurch zu entweihen; noch weniger ſolle das Herumziehen in vermummter Kleidung geduldet werden. Auch ſoll den Marktſchreiern und Gauklern die Producirung ihrer Künſte und die Darſtellung ihrer oft verderblichen Spiele während

des Gottesdienstes und christlicher Lehre mit aller Strenge untersagt werden. Den Bischöfen befiehlt er aufs Nachdrücklichste, alle dergleichen noch im Entstehen begriffene Mißbräuche zu unterdrücken, und ihnen ernstlich zu wehren, wo aber solche Mißbräuche bereits vorhanden seyen, sie mit allem Ernst auszurotten. Dieß um so sicherer zu erzielen, führt er die zwei Briefe des Pabstes Clemens XI. an, deren der erste den 1. Jänner im Jahre 1719, der zweite den 4. Jänner 1720 erschienen und herum gesendet wurden, wie auch die Beispiele des heiligen Carl Borromäus und Philipp Nerius. Ferner bezieht er sich auf die Beschreibung dieser ungereimten, tollen Lustbarkeiten, welche der Bischof Guardian im Jahre 1595 bei der Kirchenversammlung die damals Statt fand, gegeben hat. Der Pabst gedenkt in diesem Edikte auch jener sehr wohlbekannten Geschichte Gislain Bubecks, der bei So-

liman II., Ferdinand I., und Max II. Abgesandter war, und folgende Anekdote schriftlich hinterließ: Ein türkischer Gesandter, welcher gerade zur Fastnachtszeit sich in einem christlichen Lande aufgehalten hatte, erzählte bei seiner Rückkunft nach Constantinopel, daß die Christen an gewissen Tagen des Jahres ganz toll wären, und einige sogar es bis zum Unsinn trieben, und ganz von sich kämen.

Daß die Schriftsteller den Sonntag Quinquagesima, die Herrenfastnacht und den Sonntag Quadragesima, die alte Fastnacht nennen, hat seinen Ursprung einzig und allein aus den Zeiten, wo bei dem gemeinen Volke die vierzehntägige Fasten am Sonntag Quadragesimä anfing, die Fasten der Geistlichen aber ging dieser voraus.

Man hat verschiedene Benennungen und Eintheilungen in den alten Kalendern ꝛc.

von dem Worte Faſtnacht, Faſtenabend. Herren- oder Pfaffenfaſtnacht wurde der Sonntag Eſtomihi genannt, und der Geiſtlichen Faſten nahm an dieſem Tage ihren Anfang, welcher auch Faſtenabend genannt wurde. Die große Faſtnacht nach älterem Styl, alter Mann, Faſtnacht wird dieſe Zeit genannt, weil die Faſten mit 36 Tagen nach dem Ausweiſe der Kalender alter Zeiten geendiget wurden, und ihren Anfang an dieſem Sonntage nahmen. Bei den alten Geſchichtſchreibern, und öfters auch in alten Urkunden, kommen dieſe Benennungen vor, und müſſen auch nach dieſen, hinſichtlich ihrer Eintheilung und gehörigen Benennung beſtimmt werden. Auch haben ſie den großen und kleinen Faſtenabend, auf eine nun feſtgeſetzte Weiſe unterſchieden und angeordnet. Der Sonntag Esto mihi war eigentlich der erſte, und der Montag darauf der andere Faſtenabend. Sie gaben dieſem Montag noch andere Benennungen als: der

geile Montag, der Faſtmontag, auch Narrenkirchweihe. Von dem Montage in der erſten Faſtenwoche mag ſich auch die Benennung: blauer Montag bei den Handwerksleuten herſchreiben, da man nämlich an dieſem Tage die Altäre mit blaulichem Tuche ausſchlug, und die Arbeitsleute an jenem erſten Montag keine Arbeit verrichteten. In der Folge machten dieſe Leute dann aus jedem Montag einen blauen.

Unter den Völkern Europens hat auch jedes in Anſehung der Faſchingsluſtbarkeit ſeine Eigenthümlichkeit. Die Franzoſen hatten darin und die Elſaſſer ihr Beſonderes. Am Dreikönigstage, welcher bei ihnen der Vorgänger des Faſchings iſt, wurden bei den Familien (beſonders bei Perſonen des Mittelſtandes iſt dieſes ein altes Herkommen und geziemende Sitte) die Verwandten und ſonſtige Hausfreunde eingeladen, und ward ein Schmaus von dem Fa-

milienvater, bald mehr oder weniger einem glänzenden Feste gleich, zu Ehren der heiligen drei Könige gegeben. Bei dem Mahle wurde nebst vielen andern Gerichten auch ein großer Kuchen aufgetischt; in diesem Kuchen sind drei große Bohnen eingebacken, so daß man sie von außen nicht bemerken kann. Derjenige, der nun diese drei Bohnen bei der Zertheilung des Kuchens in seinem Theile bekommt, wird der Bohnenkönig geheißen. Jedes der Mitglieder der Gesellschaft steht sogleich auf, begrüßt den neuen König gleich mit den Worten „Eure Majestät“ und macht die tiefsten Verbeugungen mit allem gebührenden Anstand, wie man sonst einem gekrönten Haupte den gehörigen Respect erweist. Der neue König wird nun mit Orden von Papier, Leder ꝛc. ausgezeichnet und geschmücket, ihm eine Krone von Goldpapier auf das Haupt gesetzt, und nun geht der früher erwiesne Respect, in theatralische Possenreisserei und

Gaukelei über; sie beschmutzen ihn im Gesichte, schenken ihm Wein ein, und wenn er nach dem Glase greifen will, so schnappt es schnell ein anderer weg und trinkt es aus, oder schiebt ihm während des Greifens nach dem gefüllten Weinglase, ein anderes mit Wasser unter; eben so geht es mit den Speisen, daß oft der liebe Bohnenkönig anstatt Fleisch ein Stückchen Leber, und anstatt Confect, Erdäpfel auf seinem Teller findet. Ja sie trieben es oft so unverschämt weit, daß der König, während die Andern sich mit Speise und Trank überladen, öfters mit leerem Magen und sehr oft der vielen Neckereien wegen nach Beendigung des Festes, verdrießlich nach Hause gehen mußte.

Die letzte Woche im Fasching hatten die alten Franzosen ihre ärgsten Unsinns- und Freudentage. Jeder Einzelne suchte allenthalben die Andern an Thorheiten zu über-

treffen; an diesen Tagen liefen sie auf öffentlicher Straße maskirt herum, theils als Frauenzimmer, theils als Männer von verschiedenen Charakteren verkleidet; z. B. als Advokaten und große Gerichtspersonen mit langen gerollten Perücken, welche beinahe bis auf den Boden rücklings hinunter hingen; trugen übertrieben lange Degen, welche gleich einer Hühnerstange ganz kerzengrade hinten und vorne der Quer herausstehen, anstatt der Länge nach hinunter zu hängen. Sie stellten einen karrikirten Magistrat vor, nahmen Inventuren und Versiegelungen mit großen Grimassen und Posituren auf öffentlicher Straße vor. Andere setzten sich verkehrt auf die Pferde, nahmen anstatt des Zügels den Schweif in die Hände, und trieben das Pferd zum Galopp, ohne zu wissen oder zu überlegen wohin; wieder Andere veranstalteten eine Art Leichenzug, und hießen dieß die Fastnacht begraben, indem sie eine Figur von

Stroh ganz angekleidet, und in Form eines Menschen in einer Butte herum trugen. Der Todtengräber mit Grabscheit und Spaten voran, das Trauergefolg, welches aus Mannspersonen, die als alte Weiber verkleidet waren, bestand, folgte nach, theils lachend, theils weinend und mit Tänzen der ersten Carrikaturmaskerade gleich, so daß sie nicht eher aufhörten, solche tolle Belustigungen auszuüben, bis ihnen von der Obrigkeit mit den Worten: il est defendu se masquer Einspruch und Verbot gethan ward.

Zu den sogenannten Fastnachtsarbeiten gehörten das Reinigen der Tauben- und Hühnerhäuser, so wie das Düngen der Hausgärten. Der Aberglaube setzte diese Beschäftigungen alle auf den Fastnachtstag fest. Er wurzelt im hohen Alterthume.

Marquis von Londonderry (Caſtlereagh).

Dieſer von den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen ſo bedauerte Staatsmann betrat den 18. Juni 1769 zu Dublin den Schauplatz des Lebens, und verlies ihn am 12. Auguſt 1822 zu North Cray auf eine Weiſe, die allgemeine Ueberraſchung verbreitete. Die Mehrzahl der Zeitungen ſtimmt darin überein, daſs er einige Tage vor ſeinem Ende heftig am Podagra gelitten, durch anhaltende, übergroße Geſchäftsthätigkeit in eine Art Geiſtesverlorenheit verfiel, und ſich in die-

sem Zustande mit einem kleinen Messer, die Halsarterien todtbringend verletzte. Noch aufrecht sitzend sagte er zu dem eintretenden Arzt die bezeichnenden Worte: „Die Geschäfte! — Es ist zu viel! Die Verwickelung überwältigt mich!“ Gleich darauf fiel er entseelt in des Arztes Arme. Seine zärtliche Gemahlinn soll von Entsetzen und Schmerz überwältigt, sich über seinen Leichnam gestürzt haben, und beinahe in Wahnsinn verfallen seyn. — Wir verlassen jetzt den Hingeschiedenen, um nach dem Maße der uns zu Gebote stehenden Materialien bei dem Lebenden zu verweilen. Sein Vater war ein irländischer Pair, sein jüngerer Bruder ist Lord Stewart brittischer Bothschafter in Wien, der nun den Titel des Heimgegangenen erbt, weil die Ehe des Marquis mit Amalia Hobart, einer Tochter des Grafen von Bukingham, kinderlos geblieben war. Sowohl sein Vater, welcher vor drei Jah-

ren in einem hohen Alter ſtarb, als ſeine Mutter, eine Schweſter des Marquis von Hertford, both die größte Sorgfalt für die Erziehung ihres geliebten und talentvollen Sohnes auf. Nachdem er in Arneagh ſeine erſte Bildung genoſſen, trat er ſeine Studien zu Cambrigde an. Hier beſchäftigte ihn mit vorwaltendem Eifer das Studium der Rechte und der Verfaſſung von England. Schnell und glänzend entwickelten ſich ſeine natürlichen Fähigkeiten. Unmittelbar nach der Rückkehr von der Univerſität ward er Mitglied im irländiſchen Parlament. In dieſer Sphäre iſt es zuerſt, wo er durch ſeine vielſeitigen Kenntniſſe und außerordentlichen Rednergaben hervorragte. Noch Jüngling, ſah er ſich bereits auf dem Poſten eines erſten Staatsſecretärs des Vice-Königs von Irland, des Grafen von Cambden, mit welchem er verwandt war. Als dieſer ſeine Stelle als Lordlieutenant nie-

verlegte, behielt Londondery die seinige, und bald ward er die Haupttriebfeder von der Vereinigung Irlands mit England, die schon längst in dem Plane der brittischen Regierung lag, aber eines gewandten und energischen Mannes bedurfte. Als nun die Vereinigung des irländischen Parlaments mit dem englischen zu Stande gebracht war, wurde der Lord Mitglied des großbrittanischen Reichsparlaments (Imperial parliament). Er wirkte auf diesem wichtigen Platze mit Kraft, Unermüdlichkeit und Erfolg für die Maximen und Maßregeln des Ministeriums, wie von dem Geiße des großen Pitt beseelt, der hier so lange Zeit als Vordermann glänzte. Oft trat der junge Lord im Unterhause als Verfechter des unsterblichen Ministers auf, und besaß dessen Achtung und Vertrauen in vollem Maße. Castlereagh trat so zu sagen in Pitts Fußstapfen. Als diesem, da er von dem Posten eines Premier-Mi-

niſters abtrat, Henry Addington, nachmaliger Lord Sidmouth, folgte, ward Caſtlereagh Mitglied des Königlichen geheimen Rathes, wo ihm der höchſtwichtige Platz eines Staatsſecretärs des Kriegsdepartements zu Theil wurde. Nachdem aber 1806 Pitt, der einige Zeit lang wieder erſter Miniſter war, mit Tod abging, trat Caſtlereagh aus Anhänglichkeit für ſeine Perſon und Grundſätze um ſo mehr zurück, als die Foxiſche Parthei die Zügel der Regierung faßte. Da jedoch dieſes heterogene Coalitionsminiſterium im März 1807 früher des großen Redners Fox durch den Tod beraubt, einem neuen weichen mußte, bei dem der Herzog von Portland an der Spitze ſtand, trat Caſtlereagh wieder auf. Er war jetzt Kriegsminiſter, und der kraftvolle, unerſchrockene Canning erhielt das Amt eines Staatsſecretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Sie waren Freunde und übereinſtimmend

in ihren politischen Ansichten, zerschlugen sich aber wegen der verunglückten Expedition nach der Insel Walchern, die Castlereagh projectirt hatte. Canning äußerte sich bitter über die mißlungene Scheldeexpedition, und Castlereagh forderte Genugthuung. Die Folge davon war ein Pistolen-Zweikampf, auf der Heide bei Pulney am 21. September 1809, wobei Canning durch den zweiten Schuß eine Wunde am Schenkel erhielt. Dies Duell gab die Veranlassung, daß der Herzog von Portland seine Premier-Ministerstelle niederlegte. Durch die Veränderung des Ministeriums traten auch Castlereagh und Canning von ihren Posten, und Spencer Perceval kam als Premierminister an die Spitze der Staatsverwaltung. Kurze Zeit darauf trat Castlereagh als erster Staatssecretär in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Auf diesem Posten wirkte er durch zwölf Jahre mit dem

größten Erfolg. England erreichte in seiner Stellung zum Auslande eine nie gesehene Größe unter Castlereaghs Leitung. In die Geheimnisse der europäischen Politik waren wohl wenige Staatsmänner so tief eingeweiht wie er. An den Resultaten der Pariser-Friedensunterhandlungen und des Wiener-Congresses hatte er einen sehr wesentlichen Antheil; hier sowohl als bei allen erheblichen Congressen der letztern Zeit war er Großbrittaniens Repräsentant. Obschon er vor zwei Jahren durch den Hintritt seines Vaters irländischer Marquis ward, blieb er doch Mitglied des Unterhauses, seinen Uebergang in das Oberhaus ablehnend. Mit großer Umsicht und einer klaren, edeln Ruhe verband dieser Staatsmann eine ungeheure Thätigkeit, die nicht anders als verderblich abspannend auf ihn einwirken konnte, und eine Beredtsamkeit, die an die oratorische Blüthe und Kraft seines großen Musterbildes Pitt er-

innerte. Sein häufiger Umgang mit Kaisern und Königen soll ihn einigermaßen stolz und eitel gemacht haben. Er verließ die Welt eben, als er zu dem Congresse nach Verona hätte abgehen sollen. Jetzt hat sein ehemaliger Freund und College Canning seine Stelle eingenommen.

Der Hannswurst, Stranitzky und Prehauser, Wiens erster und lezter.

Hannswurst hin, Hannswurst her! Diese lustige Person hat doch eine lange Jahresreihe hindurch recht viele Leute, sehr vornehme und ganz geringe, recht lustig gemacht; und wenn dieser Hannswurst sich auch seinerseits häufig genug, über diese sehr vornehmen und sehr geringen Leute lustig gemacht hat, so wollen wir jezt nicht so undankbar seyn, ihm solches hinwieder entgelten zu lassen, sondern einige Augen-

blicke bei ihm, als bei einer Hauptfigur des deutschen komischen Theaters verweilen, und nicht vergessen, daß auch alles hoch und niedrig Komische, seine ernste, erwägungswerthe Seite hat. Zudem liegt ja der Hannswurst den Wienern ziemlich nahe, da Wien mit unter ein Hauptschauplatz seiner Talente und seines Rufes war.

Gehen wir zurück auf den Ursprung des Namens Hannswurst, so finden wir vorerst, daß fast bei allen neuern Völkern die lustigen Personen Johann hießen, z. B. in England John auch James Pudding und John Bull, so in Frankreich Jean Potage ꝛc. auch im Leben überhaupt sieht man Johann häufig bei solchen Charakterbezeichnungen vorgesetzt: Hannsdampf, Hanns in allen Gassen, Hannsnarr u. s. w.; wie denn auch die Benennung

Jahnhagel und John Bull, die gemeinste Volksklasse anzeigend, hierher gehören. Was den Ursprung der lustigen Person selbst betrifft, so mag es wohl, wie mehrere Schriftsteller meinen, richtig seyn, daß er bis auf die Komödie der Alten hinaufreicht, und von den Köchen entlehnt ist, welche sich durch Wurstgeruch und allerlei lächerliche Possen bemerkbar gemacht hatten. Gewiß bleibt, daß der Hannswurst unter den komischen Karakteren der deutschen Bühne, der älteste ist. Luther kennt ihn auch. In seiner Schrift gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel: „Wieder Hannswurst, 4. Wittenberg 1541" schildert er ihn also: „Du zorniges Geistlein (Luther meint hier den Teufel) weistest wohl; dein besessener Heinz auch, samt euern Dichtern und Schreibern, daß dieß Wort Hannswurst nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von andern

Leuten, längst gebraucht wieder die Tölpel, die so klug seyn wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allerdings in der Predigt.“ In einem Manuscripte aus der Bibliothek des Thomasius fand Gottsched eine alte Komödie mit dem Titel: „Ein schön Buch an Fastnachtspielen und Meistergesängen durch Peter Probst *) zu Nürnberg gedicht, Anno 1553;“ hierin spielt auch der Hannswurst eine Rolle. In einer andern Komödie, vom Fall Adams, welche 1573 gedruckt erschien, kommt der Hannswurst, seltsam genug, gleichfalls als handelnde Person vor. Die Hauptperson spielte er in der Geschichte des verlornen Sohnes, welche im Jahre 1652 in

*) Ein Zeitgenosse und Nachtreter des Hanns Sachs.

Berlin aufgeführt wurde, da balgte er sich tüchtig mit einigen Teufeln herum, trieb es aber im zweiten Acte so arg, daß der anwesende Hof aufstand und sich entfernte. Am meisten Epoche machten in Wien, Stranitzky und Prehauser; jener öffnete so zu sagen den Reihen der Hannswurste, dieser schloß ihn für immer.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts unterhielt die Wiener bloß das italienische Theater. Da kam Joseph Euton Stranitzky in diese Hauptstadt, und gründete im Jahre 1708 die deutsche Komödie. Dieß war freilich ein Wagestück, denn wie sollte er bei der Gunst, welche die Italiener bei dem Publicum genossen aufkommen? Indeß der gewandte Bühnenmeister wußte sich zu helfen. Er carrikirte den Harlekin als Hannswurst in eigner Person, und stellte dadurch diese Figur als

stehenden Charakter siegreich den Italienern entgegen. Er dichtete mehrere Stücke zu diesem Plane. Ohne Zweifel ist auch jenes von ihm, welches im Jahre 1716 die berühmte Lady Montague in Wien gesehen, und dann folgendes erzählt: „Es sollte die Geschichte des Amphitruo vorstellen. Es fing damit an, daß der verliebte Jupiter aus einem Guckloche in den Wolken herabfiel, und endigte mit der Geburt des Herkules. Das allerlustigste war der Gebrauch, welchen Jupiter von seiner Verwandlung machte. Statt der Alkmene zuzueilen, schickte er nach ihrem Schneider, prellt ihn um ein besetztes Kleid, so wie einen Wechsler um einen Beutel mit Geld, und einen Juden um einen Diamantring. Das Stück war nicht nur mit unanständigen Ausdrücken, sondern auch mit solchen Grobheiten gespickt, die der brittische Pöbel nicht einmal einem Marktschreier verzeihen würde.“ — Dieses Compliment,

welches die Lady hier dem brittischen Pöbel, der doch wie alle Welt weiß, der Pöbel unter dem Pöbel ist, macht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; und was die unanständigen Ausdrücke anlangt, so hätte die Dame wohl bedenken können, wo sie sie gehört hat?

Man würde sehr Unrecht haben zu glauben, daß dieser Stranitzky, weil er auf den Brettern ein Hanswurst war, ein gemeiner Gauch gewesen sey. Zu Schweidnitz in Schlesien geboren, hatte er auf dem Breslauer-Gymnasium studiert, war ein Mann von feiner Sitte, und ein äußerst munterer Kopf, so daß die Jesuiten ihn recht wohl leiden konnten, und ihm bei ihren Schauspielen freien Eintritt anbothen. Dem Rector Kranz war diese Auszeichnung aber nicht genehm, und er schickte Stranitzky auf die Leipziger Universität. Hier schloß er sich an

die Veltheimsche Schauspielergesellschaft an, und ging nachher mit einem schlesischen Grafen auf Reisen. In Italien zogen ihn die lustigen Theaterpersonen mächtig an. Als er, in sehr mittelmäßigen Umständen nach Deutschland zurückkam, begab er sich wieder unter eine Histrionentruppe, zog mit dieser nach Salzburg, und gerieth so nach Wien. Zu seinem Hannswurst-Costüme wählte er Anfangs die Tracht eines Salzburgischen Bauers, und suchte so das bergamische Gosso des Harlekin zu travestiren. Diese Idee war sicherlich nicht unglücklich, weil der Charakter eines einfachen und possierlichen Bauers auch ein ungleich mannigfaltigeres und explicativeres Interesse einflößen muß, als der eines geckenhaften, barokken und verzerrten Narren. Wirklich fand Stranitzky mit seinen Stücken, zu denen er die Skizzen in Italien entworfen hatte, noch mehr aber durch seine

eigene Darstellung des Hannswurst nicht geringen Beifall.

Mehrere Scenen gab Stranitzky im Drucke heraus, unter dem Titel: Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi, worin lustige Gespräche, angenehme Begebenheiten, artliche Ränke und Schwänke, kurzweilige Stichreden, politische Nasenstüber, subtile Verirungen, spindisirte Fragen, spitzfindige Antworten, curiose Gedanken und kurzweilige Historien, satyrische Puff zur lächerlichen doch honetten Zeitvertrib, sich in der Menge befinden. Ans Licht gegeben, von Schalk Terrä, als des obbesagten ältesten hinterlassenen resp. Stiefbruders, Vetters Sohn. In dem Jahre da Fuchsmundi feil war 1722." Dieses curiose

und schon seltene Buch ist in Octav, und hat der Erzähler dieses selbes um 36 fl. C. M. kaufen sehen. Der famöse Nicolai im vierten Band seiner Reisebeschreibung (S. 566 f.) erwähnt auch dieser Schrift, und kann, trotz der ihn was Oesterreich und Wien betrifft, auszeichnenden Schmähsucht nicht umhin, ihr Spuren von ächter vis comica einzuräumen. Von dieser Olla potrida welche zu ihrer Zeit reißenden Absatz fand, existirt noch eine zweite Ausgabe, vom Jahre 1728, gleichfalls in 8. und 524 Seiten stark. Sie führt nachstehenden Titel: „Der kurzweilige Satyricus, welcher die Sitten der heutigen Welt auf eine lächerliche Art(!) durch allerhand lustige Gespräche und curiose Gedanken in eine angenehme Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi, zur vergnügten Gemüthsergötzlichkeit vor Augen gestellet. An

das Licht gegeben von einem lebendigen Menschen. Cosmopoli auf Kosten der Societät. In dem Jahre da Fuchsmundi feil war.“ In der Vorrede verspricht Stranitzky eine Fortsetzung, wenn das Buch Beifall fände; es ist aber unsers Wissens keine erschienen. Sonst gab Stranitzky, und zwar im Selbstverlage noch heraus: „Lustige Reyß-Beschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder. Herausgegeben von Joseph Antoni Stranitzky oder dem sogenannten Hannswurst.“ Diese Schrift ist in Quarto, ohne Jahrzahl und Druckort, mit 13 Bildern in geschabter Manier. Auf jedem Blatte erscheint Stranitzky als Hannswurst mit einem Bauer aus der Gegend, in welcher er sich so eben befindet. Die ganze Reise ist imaginär; sie geht über Salzburg, Moskau, Grönland, Schweden, Steyermark,

Schwaben, Holland, Tyrol, Italien, Böhmen sogar in die Türkei; nirgend findet der Reisende Behagen und wählte endlich Wien zum bleibenden Aufenthaltsort. Die Manier unsers Lustigmachers zu zeigen, wollen wir Einige den Lesern Preis geben. Aus Italien erzählt er: „Da ich mich mittelst einer guten Wegzehrung meiner entwendten Knackwürste und westphälischen Schinken in etwas verringert, erreichte ich allgemach das edle Welschland, und kam in weniger Zeit nach Napoli, dort hab ich die schöne Pferd betracht und davon in einer Stunde 3000 zu Wallachen gemacht (!) Mitten aufn Fenster gingen allerhand schöne Gespenster, standen droben wie die Dockln in neu gewaschenen Rockeln (diese Manier im Contert zu reimen, erinnert an die Gewohnheit des genialen und fruchtbaren Pater Abraham, der noch in unsern Tagen auf der Kanzel und auf dem Catheder Nachah-

mung fand). Ich, mein Bauer und mein Esel (erzählt Stranitzky weiter) führten einst etliche Lagl Oehl über das Gebirg, da erhebte sich ein kalter Wind, endlich mußt ich wieder die Cythara hernehmen, und mit dem Bauern auf wälsch zu singen bequemen, durch die ganze Straßen folgender Maßen:

Allegro Signor Tedesco!
Tempo fai assai fresco
Lasciemo far,
Andemo all' viaggio
Cantemo bel adagio
Presto a l'andar!

Dieß Wenige mag als Probe genug, ja vielleicht schon zu viel seyn, da man heut zu Tage an solch lahmem und abgeschmackten Witz wohl keinen Geschmack mehr finden kann. Seiner Zeit aber fand er Eingang und Beifall, daher denn im Jahre 1787 von dieser Reisebeschreibung sogar eine neue Auflage erschien. Stranitzky's Nachfolger Prehauser gab sie heraus, ohne

Stranitzky's dabei zu erwähnen. Das Buch hat 183 Seiten, ist in 8. und führt den Titel: „Der Wienerische Hannswurst oder lustige Reisebeschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder. Herausgegeben von Prehauser Pinzerthal.“ Angefügt ist ein ganz erbärmlicher Nachtrag, betitelt: „Anhang oder hannswurstische Träume auf jeden Monat, eingetheilt von Johann Wurstio, gedruckt mit Buchstaben in der typographischen Buchdruckerei im Kalenderjahre; Ein tausend sieben hundert und so weiter.“ Schon dieser fade Titel mag auf die Jämmerlichkeit des Textes schließen lassen, der wohl allerdings von Prehauser herrühren mag, welcher überhaupt auch als Hannswurst, was Originalität, Laune und Beweglichkeit betrifft dem Stranitzky weit nach stand.

Dieser Prehauser war 1699 zu Wien geboren, und der Sohn eines gräflichen Hausmeisters. Im Jahre 1716 betrat

er zum erstenmal die Breter. Anfangs war er bei einer italienischen Truppe, dann bei einem Marionettentheater. Mit den Theaterunternehmern Marcus und Brunius durchzog er Mähren und Böhmen; darauf kam er nach Salzburg wo er sich zu einem echt und rechten Hannswurst ausbildete, als welcher er im Jahre 1720 sich zuerst zeigte. 70 Jahre alt starb er endlich zu Wien 1769 und mit ihm hatte das Hannswurstwesen (auf der Schaubühne nämlich) sein Ende gefunden. Noch viele Wiener werden sich an die derben Possen dieses Prehauser erinnern, und daß er für seine eben so frechen als plumpen Satyren nicht selten büßen mußte, unter Andern bei seiner famösen Vergleichung der Witterung Wiens, wo er wieder auf einige Zeit der Sorge um ein Logis enthoben wurde.

Ausſprüche der Minnehöfe, in d'Auvergne's Arrets d'amour.

Innig verſchmolzen mit dem romantiſchen Geiſt des Mittelalters, ja, nächſt dem Religiöſen ſein theuerſter und belebendſter Stoff war bekanntlich die Minne, jene eigenthümliche Weiſe innern und äußern Herzensverhältniſſes, welcher die Errichtung von Minnehöfen ſofort der Stempel eines ernſtern gewißermaßen, geſetzlichen Characters aufdrückte, dieſer Minnegerichte, wo — wie der unſterbliche Schiller ſingt:

— zarte Minne herrſchte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,

Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Die nähere Kenntniß dieser Minnehöfe verdanken wir hauptsächlich einem Tractatus amoris unter dem Namen Andr. Capellanus bereits im 15ten Jahrhundert gedruckt, und einer Sammlung von Entscheidungen eines Minnehofes von Martial d'Auvergne, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert und mehrmals aufgelegt, aus welch letzterm einige solcher Aussprüche hier mitgetheilt werden sollen. Das Werk ohne Vorrede hebt gleich mit folgendem Prolog an:

Environs la fin de Septembre,
Que faillent violettes et Flours,
Je metron vay en la grand' chambre
Du noble Parlement d'Amours.
Et advint si bien; qu'on vouloit,
Les derniers arrestz prononcer.
Et que à ceste heure on appelloit
Le greffier pour les commencer.

Si estoyent illes bien em pris,
A les rapporter et avoir,
Au millieu desquelz je me assis,
Pour en faire comme eulx devoir.
Le President tout de drap d'or
Avoit robbe fourée d'ermines:
Et sur le col un camail d'or,
Tout couvert d'esmerau des fines.
Les seigreurs lais pour vestement
Avoyent robbes de beau vermeil,
Trangées par hault de dyamans.
Reluy sons comme le soleil.
Les autres conseilliers d'eglise,
Estoyent vestuz de velouse pers,
Agrand feuillage de Venise,
Bordez à l'endroit, et l'envers.
Dessus si avoyent leurs chapperons
surrez:
Aprés y avoit le defses,
En moult grand triomphe et honneur:
Toutes legistes, et clergefses.
Qui scavoient le decret par cueur.

Toutes estoyent vestues de verd,
Fourrés de penne de letiſses,
Et avoyent attours à ses fins,
Moult excellens, et precieux:
Qui estoyent si deliez et fins,
Que on veoit leurs beaulx cheveulx.
Leurs habitz seutoyent le cyprès,
Et le muse si abondament,
Que l'ou n'eust sceu auplus prés,
Sans ester nuer largement.
Oultre plus en lieu d'herbe verd,
Qu'on ha accoustumé d'espendre,
Tout le parquit estoit couvert
De rosmarins et de lavande.
Plusieurs amantz et amoureux,
Illes vindrent de divers lieux,
Et d'amantz courcez et joyeulx,
Par derriere les bonez j'en vis,
Qui, les dictz arretz escoutoyent.
Dont leurs, coeurs estoyent tant ravis
Quilz ne scavoyent, on ilz estoyent.
Les uns de paour serroyent leur deus;

Les autres esmeuz et ardantz.
Temblans comme la fueille en l'arbre
Nul est si sage ne parfait,
Que quand il eyt son jugememt,
Qu'il ne soit a moytié deffaict,
Et troublé a l'entendement.
Je laiſseray ceste matiere,
Car de cela peu me chaloit ;
Et racompteray la manière,
Comme le President parloit,
Et tout ainsi et au plus près,
Que les arrets luy ouy dire:
Je les ay escriptz cy après,
En la forme que orrez lesdire.
Sans y adjouster quelque chose,
Auſsi ne retenir ne oster,
Et les prononca tous en prose,
Comme vous orrez reciter.

Dann folgen 51 Erkenntniſſe; daraus hier nachſtehende:

Devant le Maire des boys verdz s'est asis aultre procés entre un emoureux et sa Dame. Et estoit pour raison d'une cotte verte, dont la dicte dame se plaignoit, disant, qu'il luy avoit baisée sa robbe si rudement, qu'il l'avoit emydé affoler. Et qu'en cheant sur gorgerette estait de pecec et en avoit on peu veoir le bout de sa chemise: requerant en èffect: qu'il fust deffendu au dit amant de ne se jouer n'y toucher plus, à elle, sons son congè: et que pour la faulte qu'il avoit faite, fust condammé à faire amende honorable. Et qu'on luy deserdict seulement, qu'il ne se jouast plus à elle, enquelque maniere que ce fust, n'y approchast du lieu où elle seroit, sans sa licence, ou qu' elle ne l'appellast.

De la quelle sentence il s'est tenu aggravé, en a appellé à la court de

1.

Vor dem Maire des boys verds fand noch ein anderer Proceß zwischen einem Minnenden, und seiner Dame Statt, und zwar wegen eines grünen Kleides, indem sich die Dame beschwerte, daß der Verklagte ihr das Kleid auf eine so unbesonnene Weise geküßt habe, daß sie zu Boden gefallen sey, und daß sich solchergestalt das Kleid dermaßen verschoben, daß man einen Zipfel ihres Unterkleides habe sehen können. Die Klägerin bat daher, dem Verklagten zu verbieten, sie ohne ihre Erlaubniß anzurühren, und ihn anzuhalten, ihr Abbitte zu thun. Ferner ihm zu verbieten, daß er auf keine Weise ihr nahe komme, noch sich ohne ihre Erlaubniß ihr nähern, oder solches eher thue, als sie ihn rufe.

Durch das Erkenntniß, welches solchergestalt auf den Antrag der Dame ab-

ceans : ou le proces ha esté receu pour juger. Si ha veu la court iceluy proces, et tout vou ha dict, qu'il ha esté bien jugé et met appellé, et bien appoincté par ledict Maire, et mal appellé per l'appellant, et l'amendera. Et si le condamne és despons de la cause d'appella taxation resservée par devers elle. Arret 4.

2.

De certaine taxation de despens, que deux Conseillers de la court de ceans avoyent faicte à une jeune dame, à l'encontre d'un sien amy, montant la somme de XIX livres, III solz, si deniers Parisis, pour raison de certain voyage de pelerinage, ou elle avoit par grande ardeur voué son dict amy. Et auquel elle avoit este nudz piedz pour luy, a fin qu'il fust genery d'une grieve maladie de fievres blanches, qu'il

geleſen war, hielt ſich der Verklagte beſchwert; er appellirte daher an dieſen Minnehof, und dieſer nahm die Sache an, und erkannte, daß recht entſchieden, und übel appellirt ſey, der Appellant auch in eine Geldbuße und in die Koſten der Appellationsinſtanz, mit Vorbehalt richterlicher Feſtſetzung zu nehmen ſey.

2.

Ueber die Feſtſetzung einer Koſtenrechnung zu dem Betrage von 19 Livres, 3 Sols, 6 Deniers Pariſis, welchen zwei Räthe dieſes Minnehofes einer jungen Dame zuerkannt hatten, die ſolche auf einer Pilgrimſchaft, welche ſie zum Beſten ihres kranken Geliebten mit bloßen Füßen übernommen, zum Handkauf von Rosmarin und Arzneien zum Behuf ſeiner Geneſung verausgabt hatte, appellirte jener an dieſen Minnehof.

avoit lors. Et aussi pour acheter des bouquetz de romarin et genievre, dont ou l'avoit chauffé, et dautres menues drogueries; qu'on luyavoit baillées durant sa maladie. Cest amant cy s'est sentu ay gravé, et en ha appellé en la court de coeurs.

Le procés ha esté receu pour juger, et ha la court veu la dicte taxation de depens et diminution ballie an contraire. Et tout veu, la court dict, qu'il ha esté bien taxé par les dicts Conseillers et mal appellé par l'appellant, et l'amendera. Et si le condamné despens de la cause d'appel, la taxation reservée par devers elle. Arret 5.

3.

En la court de ceans s'est asis un aultre procés, entre un povre amant, appellant de certain refus à luy faict

Dieſer nahm die Sache an, und Einſicht von der Koſtenrechnung, und entſchied hierauf, daß von jenen Räthen wohlgeſprochen und übel appellirt ſey; der Appellant mithin in eine Geldbuße und die Koſten der Appellationsinſtanz mit Vorbehalt richterlicher Feſtſetzung zu verurtheilen ſey.

3.

Ferner kam in den Minnehof ein anderer Proceß zwiſchen einem Minnenden, als Appellanten, gegen ſeine Dame, als

par sa Dame, intimée d'autre part. Et disoit le dict appellant, que la chose qu'il desiroit le plus, l'estoit d'estre en la grace d'elle, et qu'elle eust souverance de luy. Or, disoit-il, qu'a certe occasion, et a fin, qu' elle l'eust en memoire, il s'advisa aux estraines derniers passes de luy faire un des plus beaulx et riche mouchoris qu'il estoit possible de faire, où son nom estoit escript en lettres entrelacées, le plus gentement du monde: car il est estoit attaché à un beau cueur d'or, et franges de menues pensées, si fut vray, que le dict don, aux rusdites estraines; mais elle n'en eut cure, aincois le refusa, en disant, qu' elle n'en prendroit point. Et qui plus est, maintenant luy faict pire chere, qu' elle n' avoit accoustumé paravant, en lui rechignent à chascun coup. Parquoy le galand voyant qu'il n'y pouvoit trouver autre maniere, ha

Appellatinn, wegen Verweigerung eines Geschenks vor. Und trug der Appellant vor, Er wünschte nichts mehr, als die Gewogenheit der Dame zu erhalten, und daß sie sich seiner erinnere. Deßhalb habe er die Absicht gehabt, ihr am verwichenen Neujahrstage ein möglichst schönes Halstuch zu schenken, in welches sein Name, nebst einem goldenen Herzen eingewebt gewesen. Als er nun dieses ihr überreicht, habe sie dasselbe verschmäht und nicht annehmen wollen. Ja was noch schlimmer sey, so habe sie ihm gegenwärtig alle frühere Gewogenheit entzogen. Er wolle also bitten, daß der Minnehof jene Verweigerung für ungegründet erkläre, wenigstens ihn provisorisch wieder in den Besitz der früheren Gewogenheit einweise.

appellé du dict refus et rechignement en la court deeans. Et pour ce concluoit tout pertinent en matière d'appel, qu'il avoit esté mal refusé, mal rechigné, et bien appellé par luy. A ces fuis il offroit a prauver, et demandoit provision d'estre remis en l'estal qu'il estoit paravant son appel et despens.

De la partie de la dicte intimée fut deffendu au contraire : et disoit que si elle luy rechignoit, ou faisoit mauvaise chere, l'on ne s'en devoit pas esbahir, car il se vouloit trop mocquer d'elle, de luy presenter un tel don, qui n'estoit pas recevable, veu, que s'elle l'eust prins, elle eust confefsé en effect d'estre amoureuse : car aufsi il ne sert que de moucher, pour ce à bonne et juste cause l'avoit refusé : Et n'estoit pas consequent l'opposition du dict refus valable, et concluoit à ses fins. Et

Die Appellatinn bemerkte dagegen, daß sie ein Recht gehabt habe, dem Appellanten kalt zu begegnen, weil er sich über sie aufgehalten habe, indem er das besagte Geschenk angeboten. Denn wenn sie selbiges angenommen hätte, so würde sie ihre Minne offenbart haben; da sie aber hierzu keine Neigung fühle, so habe sie mit Recht dieses Geschenk ablehnen dürfen. Sie wolle daher bitten, den Appellanten mit seiner Appellation abzuweisen. Was dessen provisorischen Antrag betreffe, so könne derselbe gar nicht Statt finden, denn einem

quant est de la provision, n'en doibt point avoir: car pour meffaire ou mesprendre si lourdement envers sa dame, qu'il devoit garder de cour voucer, elle n'estoit tenue de rendre plaisir.

A quoy ce povre amant disoit, qu' en telles matieres l'on ne devoit pas regarder au don, que à la volonté du donnant. Et offermoit par sa foy que jamais n'eust pense la ou sa dicte dame pense, mais seulement luy avoi faicit fuire le dict mouchoir, qui estoit moult beau et riche pour l'amour d'elle Et a fin que, quand elle mettroit la main a ses clefz, elle le veist; ou grand elle se mouchercit, que faire chose en son escient, qui luy donner en ce lieu un aultre tel don, quelle vouldroit, en requerant pour Dieu mercy e trant, qu'il la pourroit avoir offencée.

solchen Liebhaber, der seine Dame beleidige, wäre sie keine Gewogenheit schuldig.

Der Appellant erwiederte hierauf, in solchen Angelegenheiten müsse man nicht so sehr auf das Geschenk sehen, als auf die Absicht des Gebers. Nun betheuerte er hoch und theuer, daß er nicht die Absicht gehabt habe, die die Appellatinn seinem Geschenke unterlege, sondern bloß aus Liebe zu ihr dieses Tuch ihr habe schenken wollen, und zwar deßhalb, daß sie sich seiner erinnere, wenn sie das Tuch umschlagen würde. Er wolle lieber sterben, als ihr mißfallen, und wolle er ihr lieber ein anderes Geschenk, das sie verlangen möge, machen; bitte sie endlich demüthig um Verzeihung, wenn er sie beleidigt habe.

Sour quoy la dicte dame pour ses replicques disoit au contraire, que par les propos mesmes du dict amant prins à son prejudice, il avoit delinqué, et que pour donner exemple aux autres, ou à fin, que une autre fois fussent mieulx advisez estait besoing d'y pour veoir.

Finablement parties ouyesont esté appain etées en droict, et à mettre devers la court et au conseil. Si ha la court d'Amours veu le dict procés à grand et meure deliberation, et tout ce qu'il falloit veoir en ceste matiere. Et tout veu dit qu'il ha esté bien refusé, et procedé par le dicte appellant, et l'amendera.

Et le condemnant és despens de la cause d'appella taxion reservée; avec ce declaire la court le dict don non re-

Die Appellatinn antwortete sodann: Die eigenen Anführungen des Appellanten ergäben es, wie sehr er gefehlt habe. Gerade um Andern ein Beispiel zu geben, habe sie nicht anders handeln dürfen, als sie gehandelt habe.

Nachdem nun die Partheien angehöret waren, erkannte der Minnehof nach sorgfältiger gepflogener Berathung, daß die Weigerung der Appellatinn wohl begründet, und ihr Verfahren zu billigen sey, daß daher von dem Appellanten übel appellirt worden, und er in die Geldbuße und die Kosten der Appellationsinstanz zu verurtheilen sey.

Auch wurde das Geschenk für nichtannehmbar erklärt, und allen Minnenden bei willkührlicher Geldbuße, und bei Ver-

cevable ne valuble. En deffendant à tous amoureux de jamais n'en arrester leurs dames, sur peine d'amende arbitraire, et d'en courir l'indignation d'Amours. Arret 27.

4.

Ceans s'est plainet un amoureux d'une dame sienne, que il ha longument servie. Disoit, que du temps qu'il eut premierement congnoissance à elle, il estoit bien ayse, et avoit du sien largement. Et quand elle luy demandoit aucune chose a prester, ou donner jamais ne luy eust refusé. Or estoit vray que pour tousjours fournir aux fraitz, et aux gardes cheres, sa chevance y avoit esté employée, tellement que ses eaues estoyent deveuues bien baſses. Mais il luy doit qu'elle deust soubvenir, comme il ha faict à elle: et la pria de luy ayder, et de l'entretenir, dont n'a rien

meidung des Unwillens des Minnehofs verboten, wegen dergleichen Gegenstände ihre Damen vor das Gericht laden zu lassen.

4.

Ein Ritter verklagte seine Dame, der er lange Zeit gedient hatte und trug vor: Um die Zeit, als er sie zuerst kennen gelernt, sey er wohlhabend gewesen, und wenn sie von ihm etwas gefordert habe, so habe er ihr solches nie verweigert. Hierdurch habe sein Vermögen abgenommen, und er sey in Dürftigkeit gerathen. Er habe nun die Verklagte gebeten, ihm zu helfen, diese habe aber erwiedert, daß sie dieses nicht wolle. Ja sie habe ihm sogar geboten, sie zu verlassen, weil sie ihre Minne zurücknehmen, und ihm keine Neigung mehr zukommen lassen wolle. Ja was das Aergste sey, so halte sie sich über ihn auf,

voulu faire: ains luy ha plainement respondu, qu'il perdoit son temps, et que puis qu'il n'avoit plus de quoy, elle n'en tenoit compte. Et non contente de ce, luy ha faict dire, qu'il se retire chez ses amis, car plus n'avoit intention de l'aymer, ny de luy faire aucun bien. Et encore, qui pis est, se mocque de luy devant les autres, en le monstrant au doigt, qui luy est plus de martyre, que qui le frapperoit d'un doutéau parmy le cueur. Si requeroit finablement le dict amant, que sa dicte dame fust condemnée, non obstant son adversité, de l'entretenir seulement en amour, et luy faire chere, comme elle souloit: et qu'il fust preferé devant tous les autres, attendu mesment qu'il estoit des premiers venus, et des anciens serviteurs.

De la partie de ceste deffenderesse fut deffendu au contraire. Et disoit

und zeige mit Fingern auf ihn, eine Behandlung, die ihm wehe thue, als wenn ihm ein Dolch durchs Herz gestoßen würde. Er müsse daher darauf antragen, daß die Verklagte angehalten werde, ihm wieder freundlich zu begegnen und Gegenminne zu erweisen, ja ihm den Vorzug vor allen ihren übrigen Dienern zu geben, da er ihr so viel aufgeopfert habe.

„Die Verklagte erwiederte hierauf: Wer Minne verlange, müsse Vermögen haben,

pour son proffit, que quiconques veult d'Amours jouyr, baille l'argent devant la main: et que c'est grande folie, que de s'attendre à l'escuelle d'antruy, s' il ne fournit et remplit. Disoit avec ce, que le galand au temps de sa fortune et que les biens luy venoient en dorment, il s'at mes cogneu, et en ha festoyé un et esutre, dout il se fust bien paſsé; et maitenant s'il ha disette, il n'est pas trop mal employé. Et quant est de l'aymer, elle disoit, qu'elle n'y estoit point tenue: car les biens et vertus, qui souloient estre en luy, n'y sont plus. Et ne faloit ja rementevoir les bonnes cheres du temps paſsé: car si le dict amant luy he faict tant de plaisir et services, auſsi luy en ha elle faict plusieurs autres, qui n'est ja besoing de declairer. Et puis que il est ainsi que povreté maintenant le guerroye, adone elle n'en veult plus: car

und es sey große Thorheit, wenn er von dem Andern Unterstützung erwarte. Der Kläger habe früher Vermögen besessen; habe er über die Kräfte desselben hinaus verschwendet, so sey seine jetzige Dürftigkeit seine eigene Schuld. Wenn er ihr damals Freude und Vergnügen gemacht, so habe sie ihn dafür reichlich belohnt. Daß sie die Minne mit ihm fortsetze, könne er nicht verlangen; denn auch sie sey jetzt an einem Orte, wo es der Freuden ermangle. Was sie ihm also gegenwärtig geben könne, sey ein Stab, und das Wort: Geh deiner Wege!!

Sie müsse daher bitten die Klage zurück zu weisen, und den Kläger in die Kosten zu verurtheilen.

aussi au lieu ou elle habite n'y ha que tante malheuereté, et jamais ne s'y trouve joye. Et quant est au surplus pour les biens, qu' elle luy offroit un povre baston en sa main pour s'en aller, avec la prebende de va-ten pour recompensation de ses services. En concluant que à tort se complaignoit d'elle et en demandoit despens.

Aprés les quelles deffenses proposées, les gens d'Amours qui s'estoyent adjoinct et avec le dict amant, disoyent que ceste femme n'estoit pas digne qu'on parlast d'elle devant les gens de bien. Car par son propos jamais n'ayme que pour argent, et ainsi confessoit avoir vendu les biens d'Amours. Et qu'elle en ha meschamment usé en son temps. Et aussi pareillement estoit voix et commune renommée qu'elle ayme toujours trois ou quattre, et qu'elle le suece jusques aux os, et puis encores s'en

Hierauf nahmen die Gens d'Amours, die den Anträgen des Klägers beigetretten waren, das Wort, und sagten, daß die Verklagte unwürdig sey, daß man in guter Gesellschaft von ihr rede. Nach ihrem eigenen Eingeständnisse, minne sie nur um Gold, und habe also auch Gegenminne gegen Gabe und Geschenk verkauft. Dieses sey eine niederträchtige Handlung. Auch stehe sie in dem Rufe, daß sie von drei oder vier Rittern Huldigungen annehme, und sich überdem noch über dieselbe aufhalte. Solches sey für eine Dame doppelt nieder-

mocque, qui est pis: car quelque femme que ce soit, jamais ne doibt des priser le serviteur qui la servie, combien qu'il luy souvienne de beaucoup de fortunes. Et requevoyent les dites Gens d'Amours a l'encontre d'elle, que elle fust condamnée a faire amende honorable, et à luy rendre et restituer tout ce qu'elle ha eu de luy, et dont il debuoit estre receu par son serment, veu la maniere de proceder. Et avec ce, qu'elle soit bannie a tous jours du dict royaume d'Amour, comme indigne, d'y converser.

Ce povre amant pour ses repliques disoit, qu'en tout, qu'il luy touche, qu'il estoit encore content, que tous les biens, qu'il luy avoit donnez demourassent pour elle comme siens, et ne vouloit qu'on luy en ostast rien: mais requeroit seulement qu'elle l'aymast com-

trächtig, indem es schändlich sey, Minnedienst mit Verachtung und Spott zu belohnen. Die Gens d'Amours trugen daher darauf an, daß die Verklagte zur Abbitte angehalten, zugleich aber verurtheilt werden möge, dem Kläger alles dasjenige zurückzugeben, was sie von ihm empfangen habe, und zwar nach einer eidlichen Angabe des Klägers; daß sie außerdem aus dem Minneorden ausgestoßen werde, da sie sich unwürdig gemacht habe, fürder in demselben zu bleiben.

Der Kläger nahm darauf wiederum das Wort und erklärte, wie er es zufrieden sey, daß die Dame in dem Besitze der Geschenke, die sie von ihm empfangen habe, verbleibe, und daß er nicht wolle, daß sie derselben beraubt werde. Er verlange nichts, als daß sie ihm ihre frühere Gewogenheit

me devant. Et encores promettoit de luy en faire. A quoy elle respondit, que quand elle le verroit, en feroit son debuoir, mais jusques alors luy conseilloit de changer air, pour reouvrer santé, et abvier qu'il ne fust pas malade. Et disoit oultre, qu'à la contraindre d'aymer on ne scauroit; et aussi tel amour qui seroit donné par force ne dureroit point, mais plus de mal faict à celuy que l'obtient, que s'il n'en avoit point.

Si ont esté les parties ouyes appoinctées en droict et au conseil. Finablement veu le proces, et consideré tout ce qu'il falloit considerer en ceste matiere, la court dict, qu'elle condemne ceste rebelle femme à rende et re-

wieder schenken möge, und verspreche er, ihr wiederum nach besten Kräften Geschenke zu machen. „Worauf sie antwortete: wenn sie ihn wieder sähe, so wolle sie so gegen ihn handeln, als Pflicht und Schuldigkeit ihr heißen würde. Jetzt aber riethe sie ihm, sie zu verlassen und in eine andere Gegend zu ziehen, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Außerdem trug sie vor, man könne sie nicht zur Minne zwingen, und wenn solches geschehen sollte, so habe dennoch erzwungene Minne keinen Bestand ja sie schade demjenigen der sie erhalten so. , mehr, als wenn er gar keinen Anspruch . uf dieselbe mache."

„Der Minnehof erklärte hierauf die Sache für beschlossen und berathschlagte über dieselbe sodann, und nach reifer Berathung that er folgenden Spruch:"

„Die Verklagte wird verurtheilt, dem Kläger alles dasjenige zurückzugeben, von

stitner audict amoureux tout ce qu'il affermera en sa conscience luy avoir baillé et donné, non obstant l'offre par luy faicte, de ne luy en vouloir demender aucune chose, et la quelle offre la court n'y obtempere point, veu que la dicte deffendercsse ne l'accepte, et qu'elle s'est rendue ingrate. Et ordonne qu' à ce faire sera coutrainete par la prince de ces biens, et emprisonnement de son corps. Et à toujours la bannit des biens et service d'Amours, en disant avoir forfaict, de corps et de biens. En mannière, qu'elle sera abandonnè à chacun pour desormais servir le commun, et devenir a tous publique. Arret 30.

5.

A la requeste du Procureur gene-

dem er gewissenhaft erhärten wird, daß er ihr solches gegeben habe; und zwar ohne Rücksicht auf das Anerbiethen, welches er ihr gethan, daß er zufrieden sey, ihr alle diese Geschenke zu lassen. Solches Anerbieten verwirft vielmehr der Minnehof, theils weil die Verklagte solches nicht angenommen, theils weil sie sich dessen durch ihre Undankbarkeit verlustig gemacht hat.

Der Minnehof befiehlt ferner die Herausgabe bei Vermeidung der Auspfändung und der körperlichen Haft, und stößt die Verklagte aus dem Minneorden, erklärt auch endlich, daß dieselbe in Zukunft als eine öffentliche Dirne zu betrachten sey.

5.

Auf den Antrag des Procureur ge-

ral d'Amours une vielle femme ha esté prinse et constituée prisonnière, pour raison et cause de certaines parolles mal sonantes, qui ont esté dictes et proferées de sa bouche. Si ha depuis esté interroquée sur les changes et informations faictes a l'encontre d'elle, sur quoy en effect elle ha deposé, et aussi confessé, que veritablement en hayne, et despit de ce, qu'elle n'estoit appellée d'aller aux grandz cheres, comme sont banquetz et nopces, ainsi que les autres; elle mal meue et de felon courage avoit et ha dict, que ce n'estoit pas tout acquest d'y estre; et que si elle estoit homme aussi bien, qu'elle estoit femme, elle n'y laisseroit pas de le gier aller sa femme, ny ses filles. Avec plusieurs aultres choses au prejudice d'Amours, et de ses droietz, declaré à plain en sa confession qui ha esté monstrée aux Gens d'Amours: les

neral d'Amours wurde eine alte Dame verhaftet, weil sie gegen den Minneorden schändliche und ehrenrührige Schmähungen ausgestoßen. Und sie gestand ein: wie sie nicht leugnen könne, solches aus Haß, und deßhalb, weil man sie nicht mehr zu den Vergnügungen desselben, als z. B. den Gastmalen und Hochzeiten gleich den Uebrigen, einlade, gethan und gesagt zu haben; wäre sie ein Mann, wie sie eine Frau sey, so würde sie es nicht zulassen, daß Frauen und Töchter in den Minneorden träten. Die Gens d'Amours trugen daher, unter Vorlegung der Verhörsprotocolle darauf an, daß die Angeklagte Andern zum warnenden Beispiel körperlich gezüchtigt, die Zunge ihr ausgeschnitten und sie gebrandmarkt werde, auch daß sie aus dem Minneorden ausgestoßen, und ihr Vermögen zu confisziren sey.

quelz ont par icelle prins droict, et baillé leurs conclusions, tendans à fin que la dicte vieille, qui avoit parlé contre la souveraineté d'Amours fust punis de punition corporelle, et oblique, pour monstrer exemple aux aultres. Et en ce faisant, qu'elle eust la langue coupée, ou qu'on luy plantast un fer chauld et ardent au visage. Et aussi qu'elle fus bannie a tousjours hors du royaume d'Amours, et ses biens declairés confisqués.

A l'encontre desquelles conclusions la dicte vieille defendereſse pour la diminution de la peine disoit, que l'on ne doibt pas de si prés prendre garde es parolles des femmes. Car souvent parlent de legier, et contre elles mesmes. Mais en tant qu'il luy touchoit, elle scavoit bien voyrement, qu'elle avoit failli et mal parlé. Mais la

Die Angeklagte trug dagegen vor, daß man die Worte von Damen nicht so genau nehmen dürfe; denn oft sprächen sie unbesonnen, und sogar gegen sich selbst. Indessen wolle sie bekennen, daß sie sehr gefehlt, und die gedachten Worte gesprochen habe. Solches sey aber nur in der Hitze und aus Unbesonnenheit geschehen, und zwar deßhalb, weil sie jetzt oft übergangen

court debuoit avoir regard à ce, que ce avoit esté par chaulde celle et sans y penser. Et aussi de la desplaisance de ce, qu'on ne tenoit compte d'elle, et que on ne daignoit la mander aus dictes fêtes et banquetz.

Si ha la court veu les charges et informations, la confession de la dicte deffenderesse; les couclusions des Gens d'Amours, et les deffences baillées au contraire, et tout ce qu'il falloit veoir en ceste matière, a grande et meure deliberation. Et tout veu et consideré la dicte court condamme i celle vieille deffenderesse, pour les exces et delictz par elle commis, a porter à l'entour du col l'escripteau, qui s'ensuyt.

En ma vie je ne fut meurtriere
Ne larronnesse, ne coustumiere
D'amans blesser et ravaler:

werde, und weil man sie zu den Minnefesten nicht einlade.

Der Minnehof hat hierauf nach Ansicht der Verhörsprotocolle, und nach reifer Berathung, so wie nach Anhörung der Gens d'Amours erkannt, daß die Angeklagte, wegen der von ihr begangenen Ungebührlichkeit, zu verurtheilen sey, ein Täfelchen mit folgender Inschrift an dem Hals zu tragen:

„Zwar war ich nie Mörderinn, noch Spitzbübinn, noch habe ich früher die

Mais à fin, que mon cas declaire,
J'ai eu la bouche trop legiere.
Gardez vos langues de parler.

Arret 35.

6.

À la requeste du Procureur général d'Amours et par commision de la court de ceans, ont esté prins et constitués prisonniers deux malafaicteurs et delingerens, qui par leurs mauvaises langues avoyent emblé la renommée et dérobé l'honneur de plusieurs dames, à tort et sans cause. Si ont esté sur ce interrogues. Et ont confessé le cas.

Minnenden beleidigt, doch zuletzt hatte ich eine lose Zunge. Nehmt euch daher in Acht, was ihr redet.“

6.

Auf den Antrag des Procureur general d'Amours, und auf Befehl des Minnehofs wurden zwei Leute verhaftet, die ohne Grund und Ursache mehreren Damen durch ihre lose Zunge alle Ehre abgeschnitten hatten. Sie wurden deßhalb vernommen und gestanden solches ein.

Et avec ques ce, que tout le temps de leur vie ont parler des biens d'Amours, en disant plusieurs ordes parolles et mal sonantes, qu'il n'est besoin de reciter pour la turpitude d'icelles.

Et finnablement la dicte confession vene, et le proces faict sur elle, la court les condemne tous deux à être battus par trois sabmedis de verges par les carrefours: et si les bannist du royaume d'Amours a toujours. En declerant touts leurs biens confisqués. Et ordonne la court, que tous ceux, qui parleront ainsi deshonnestement contre l'honneur des dames, ne jouiront aucunement des priviléges d'Amours, et si seront punis si tres griefvement, que les autres y prendront exemple. Arret, 50.

„Und zugleich, daß sie während geraumer Zeit über die Minne übel gesprochen, und unzüchtige und schmutzige Reden, welche wegen ihrer Unziemlichkeit nicht wiederholt werden können, ausgestoßen hätten.

Der Minnehof entschied nach Ansicht der Verhörsprotocolle, daß alle beide drei Sonnabende hinter einander mit Ruthen zu züchtigen, und zugleich aus der Minnegesellschaft auszustoßen seyen. Gleichfalls befahl der Minnehof daß alle diejenigen, welche sich beigehen lassen würden, ehrenrührig von den Damen zu reden, der Vorrechte der Minne verlustig seyen, und Andern zum warnenden Beispiel, hart bestraft werden sollten.

Daß Werk ſchließt dann alſo:

L'arrest fiñi, et dict President, qui estoit las, et n'en pouvoit plus, dist au peuple illec attendant:

Le greffier dira le surplus,
Pour moy je n'en ouy rien plus.
Auſsi le Greffier s'advenca
De plusieurs aultres Arrestz dire:
Mais de tous ceulx, qu'il prononca,
Ne peux rien rapporter n'escripre.
Jl avoit un peux la voix caſse,
Tant qu'on ne la pouvoit entendre,
Et moy j'ai la venue un peu baſse.
Si eust Arrestz et Jugemens
Prononcez lors, tant que merveilles,
Dont je veiz maints povres amans
Pleurer et grater leurs oreilles:
Ceulx qu'ilz cuidoyent estre pour eulx
Furent contre, je vous affie.
Si les jugemens sont doubteux,
Jl n'est pas sage, qui s'y fie.

Si foy voeu ja depuis long temps
Que plus ne serviray Amours
Si j'ay mespris, je m'en repens;
Ailleurs me foult prendre mon cours.
Et quant est des poir, es recours,
Ils m'ont esté trop rigoreux;
Et pource substiendray tousjour.
Que les loyaulx sont plus doloreux.

Näheres über dieſen M. d'Auvergne, ſein Buch, deſſen verſchiedene Auflagen, oder überhaupt von den Liebeshöfen, ihrem Weſen, ihrer Einrichtung u. ſ. w. zu erörtern, haben wir für jetzt nicht vor. Es würde auch ziemlich überflüſſig ſeyn, da die Leſewelt ein meiſterhaftes Buch beſitzt, das über dieſe Materie faſt Alles erſchöpft, und ſich daher Jedermann, dem es um weitere Kunde zu thun iſt, leichtlich unterrichten kann. Es heißt: „Die Minnehöfe des Mittelalters und ihre Entſcheidungen oder Ausſprüche.“ 12. Leipzig, 1821. Wem

der Haupttext dieſes mit überaus vielem Fleiße und ächt critiſchem Geiſt verfaßten Buches nicht genügen ſollte, der findet die beſten Quellen treu angezeigt, aus dem er weiterhin ſchöpfen mag. Aus jenem haben wir geſchöpft, auch ſchon an einem andern Orte Manches daraus mitgetheilt; hier wollten wir jedoch auch das franzöſiſche Original beigeben, weil deſſen alterthümliche Eigenheit für manchen Leſer einen beſondern Reiz haben dürfte.

Graf Forbin, über das jetzige Jeruſalem. *)

Um Jeruſalem iſt Alles ſtill und ſtumm; der letzte Ruf des Gottmenſchen ſcheint der letzte Laut geweſen zu ſeyn, und die Echos von Silon und Gehennon wiederhallten. Am Tage meiner Ankunft ſah ich die ganze jüdiſche Bevölkerung von Jeruſalem im Thale Joſaphat beiſammen; der Gouverneur hatte den Hebräern die Erlaubniß verkauft, hier das Feſt der Gräber zu feiern.

*) Voyage dans le Levant. Paris 1819.

Wenn man dieſe Gefangenen ſchweigend auf den Grabſteinen ihrer Voreltern ſitzen ſah, ſo hätte man ſagen ſollen, die furchtbare Trompete habe ſich hören laſſen, die Geſchlechter drängten ſich an die Ufer des Cedron und aus der Wolke haben ſich ſchon die Freuden- und Schmerzensworte vernehmen laſſen.

Das Quartier der Juden war das Erſte, das ich zu Jeruſalem beſuchte. Acht bis neun Tauſend Söhne von den ehemaligen Herren von Jeruſalem bewohnen noch dieſe Stadt der Vergangenheit. Kaum kann man den Namen einer Straße einem engen bergigen Raum geben, der voller Koth iſt, und die halbeingefallenen Häuſer der Juden trennt. Bleiche, ungeſunde Weſen von einer auffallenden Geſichtsbildung ſtreiten ſich da voller Erbitterung um einige Medinen. Ich ſtieg auf einer verfallenen Treppe in Höhlen hinab, deren Gewölbe

eingestürzt oder mit Pfeilern gestützt waren, welche sonst mit Bildhauerarbeiten und mit Gold geziert waren, und hörte mit Erstaunen, daß dieß die große Synagoge sey. Mit Lumpen bedeckte Kinder lernten hier von einem blinden Greise die Geschichte dieser Stadt, wo ihre Väter den Gott Israels unter Säulenhallen von Marmor, unter Bogen verehrten, welche die Cedern von Libanon trugen. Dieß sind die Ueberreste eines Volks, das in der alten Welt so Großes that.

Ich begab mich zu Abdil-Kerym, dem Aga Motsallam oder Gouverneur von Jerusalem. Diese Stadt gehört zum Paschalik von Damask, wovon sie vier Tagereisen entfernt ist. Der Motsallam ist ein Türke von Constantinopel, der an Selims Hofe in einiger Gunst stand. Beim Tode dieses Sultans fiel Abdil-Kerym in gänz-

liche Ungnade. Er wurde nach Jeruſalem verſetzt und verwaltet da die Regierung auf eine milde und feine Weiſe. Man trank Kaffee und rauchte Tabak. Abdil-Kerym näherte voller Ehrfurcht ſeine Stirn dem Firman des Großherrn, worauf ich ihm meine Begleitung vorſtellte und die Briefe übergab, die an ihn gerichtet waren.

Die Straßen zu Jeruſalem ſind krumm und ſchlecht gepflaſtert; die Häuſer, die an ihnen hinſtehen, ſind gewöhnlich von Bruchſteinen erbauet, erhalten ihr Licht bloß durch eine kleine Thüre und ein oder zwei Fenſter, die mit hölzernen Gittern verſehen ſind. In einigen elenden Buden verkauft man Oliven, Obſt, das man von Damask bringt, Reis, Getreide und einige getrocknete Gemüſe. Eine Gruppe von Arabern, die vor Hunger umkommen, verzehrt mit ihren Augen dieſe Reichthümer, und der türkiſche Kaufmann raucht ſeine Pfeife mit

einer Gleichgültigkeit, als ob er gar nicht an ſeinen Vortheil dächte.

Das Kloſter der Väter des heiligen Landes liegt in dem höchſten Theile der Stadt; man ſteigt daher auf Treppen bis zu dem heiligen Grabe hinab. Die Façade dieſes Denkmahls iſt eine Miſchung von mauriſchem Styl und gothiſcher Bauart; ein viereckiger Thurm, der keine Glocken mehr hat und der in der Höhe der Kirche abgebrochen, iſt auf dieſe Art ſeit der Erbauung Jeruſalems durch die Türken verſtümmelt worden. Es war ein Feſttag, als wir das heilige Grab beſuchten. Die Thüren ſtanden offen, eine große Menge Pilgrimme drängte ſich da herum, um entweder hinein oder heraus zu gehen. Türken, die auf einem Divan ſaßen, forderten auf eine harte Weiſe, das Eintrittsgeld; man ſchrie, man theilte Stockſchläge aus, der große Haufe war bei den Aufzügen in Verlegenheit, welche ſich durch-

kreuzten: dies alles bildet ein geräuschvolles und niederschlagendes Schauspiel.

Ich ging um die Mauern von Jerusalem; man versichert, diese Stadt habe viertausend fünfhundert Schritte im Umfange. Jerusalem liegt auf zwei Bergen; Acra und Moria, und man ist der Meinung, es habe noch 25000 Einwohner, welche aus Arabern, Türken, Juden und Armeniern bestehen; es leben nicht mehr als zweihundert christliche Familien daselbst. Der Umfang der Stadt könnte sechsmal mehr Einwohner fassen; daher ist ein großer Theil ihrer gebirgigen und ungepflasterten Gassen unbewohnt; große Kirchen, Häuser und Klöster stehen ganz leer.

Oft bin ich an diesen einsamen Orten herumgewandert, und mußte mir Platz durch Gebüsche, Dornen und Schlingen der indianischen Feigenbäume machen. Der Epheu

rankte an den Außenseiten der hohen Mauern, und die Aloe wuchs ganz ungestört auf den Terassen und in den Spalten der Thürme. Der Palmbaum, der in den Gärten vergessen worden war, stieg bis zu den höchsten Mauerkronen empor; seine vernachläßigten Früchte werden die Nahrung des einsamen Vogels. Ich habe oft ganze Stunden oben auf den Terassen, Thürmen und Minarets gesessen, wo mein Geist eine tiefe Betrübniß beim Anblicke dieser schrecklichen Verödung ergriff.

Die Griechen leben mit den abendländischen Christen in dem heftigsten Kampf; sie haben diesen das heilige Grab entrissen und verstümmeln jetzt die Grabmähler Gottfrieds von Bouillon und seines Bruders Baudouin.

Die Bazars zu Jerusalem, worin sich noch einige Kaufleute und Handwerker befanden, sind gewölbt und geräumig.

Man kann sich nichts Traurigeres vorstellen als Jerusalem, wenn der Nordwind, Regen herbeiführend, durch die Schießscharten der Mauern bläset, sich auf den einsamen Straßen verfängt oder in den Klöstern und in den Corridors der Klöster pfeift.

Curioſa, die für manchen ſehr ſchätzbaren Herrn Schätzmeiſter ſehr unſchätzbar (intaxabel) ſeyn dürften.

1) a. Ein Pfeifendeckel eines Meerſchaum-Tabakskopfes des Julius Cäſar; b. die Terzerolen, deren er ſich in der Schlacht bei Malplaquet bedient hat, aus der Verlaſſenſchaft des Romulus oder vielleicht auch des Remus, wovon nach dem Rathe des Prof. Heyne, der archäologiſchen Wichtigkeit wegen nichts getrennt werden kann.

2) Der linke Lauf der Wölfinn, welche dieſer beiden Gebrüder ämtlich aufgeſtellte Amme war.

3) Eine Maſchine für ungewandte Ueberſetzer, denen das Ueberſetzen ins Deutſche ſchwerer fällt, als das mit einem guten engliſchen Wettrenner über einen Graben, oder das Ueberſetzen ins Geſegnete. NB. Iſt auch gut zu gebrauchen, lebendige Sperlinge todt zu ſchlagen.

4) Ein Salzfaß für Sonnettendichter. Anmerkung: Zeitungs- und Geſchichtſchreiber werden bei der Verſteigerung dieſes Artikels nicht zugelaſſen.

5) Ein halber Centner Schminke, in Schwefelbädern zu gebrauchen für nackte Geſichter.

6) Beide Augen des Virgil, welche

in Folge der in dem Taſchenbuch Minerva entſcheidenden Deduction des Hofraths Böttiger, eigentlich dem Homer angehört haben.

7) Der trojaniſche Brand, ſehr niedlich in Speck geſchnitten von einem anonymen Lappländer, einem Augenzeugen, welcher nicht zugegen war, als der Grundſtein zu der Stadt Peſth gelegt wurde.

8) Ein antikes Glasgemählde von Johann v. Eyck. Aus Mahagonyholz ſinnreich gedrechſelt, und in Duodezformat petrifizirt; zugegeben wird ein Steigbügel von dem Schlachroß Hannibals.

9) Vier und zwanzig Raketen, die bei einem Feuerwerk bei der Geburt des berühmten Euripides, zu Ehren ſeines Trauerſpiels Phädra, hätten abgebrannt werden ſollen.

10) Das elfenbeinerne Tabaksdöschen der Cleopatra mit dem Krückenstock Friedrichs II. unter Glas und Rahmen. NB. Werden nicht getrennt, und konnten selbst Albrecht Dürer, der für Letztere 2000 Exemplare des Rembrand'schen Bürgermeisters, nach John radirt, sammt den sechs Platten hat geben wollen, nicht überlassen werden.

11) Ein Büschel feine englische Nadeln, womit man die herrlichsten Stickereien, sowohl Landschaften, als Blumen- und Thierstücke verfertigen kann.

12) a. Ein halber Ziegel von dem Kanonengußhaus, welches Solon in nicht gemeiner Stadt Athen sicherlich hätte bauen lassen, wenn in Herodot's Geschichte, die einige Pyrrhonisten fabulos nennen wollen, davon die Rede wäre; dazu gehört b. eine gestaltlose Scherbe, welche jener auf ein

Haar ähnlich seyn soll, auf welche jener athenienſiſche Bauer den Namen des Themiſtokles geſchrieben hat, mit dem Zeugniß der Univerſität, auf der dieſer gelehrte Bauersmann die drei göttlich bürgerlichen Tugenden des Leſens, Schreibens und Rechnens, gelernt hatte.

13) Ein ſplendider Automot von Vaucanſon, ſehr gut zu verwenden ſeinen Namen unter ſchriftliche Aufſätze calligraphiſch, folglich leſerlich zu ſchreiben, die ein ſehr geſchichter Sekretär ſehr geſchickt ausgearbeitet hat.

14) Ein Faſcikel von Fragmenten aus einem projektirten Almanach der Paradoxien. In dieſen a[illegible]gelaſſenen Manuſcripten kommt unter Andern die Behauptung vor, daß nichts abgeſchmackter und Gähnen erregender ſey, als der bloße Verſtand; daß man in Geſellſchaften nicht ſo unverſtändig ſeyn

möchte, verständig zu seyn, je dummer, desto verständiger, denn über den tiefsten und schönsten Verstand könne kein Mensch lachen: Geist, Witz, Laune, Derbheiten, ja Zoten ꝛc. seyen die Würze des Umgangs, und der Verstand sey nur der Hausknecht des Geistes ꝛc.

Schiller an den Freih. Heribert von Dalberg.

Von den Briefen, die Schiller in den Jahren 1781 bis 1785 an Dalberg geschrieben hatte, ist nichts weiter als eine allgemeine Hinweisung ins Publikum gekommen; man wußte von ihrer Existenz, ohne ihren Inhalt zu kennen. Sie befanden sich stets in der Verwahrung des Adressaten, auch nach dessen (den 27. Dec. 1806 erfolgten) Tod unbemerkt und unbeachtet, bis endlich Herr Hofrath Hecker und Herr Sekretär Walther sie der möglichen Vergessenheit zu

entziehen Gelegenheit hatten. Diese beiden empfänglichen Männer erkannten wohl den Werth solch kostbarer Documente, ordneten sie und schenkten sie dem Carlsruher Lyceum zur Bekanntmachung.

Durch diese günstigen Verhältnisse sind die Verehrer des unsterblichen Schriftstellers mit der gedruckten Sammlung dieser Briefe beschenkt worden. Sie sind zu Carlsruhe unter folgendem Titel erschienen: „Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert von Dalberg, in den Jahren 1781 bis 1785. Ein Beitrag zu Schillers Lebens- und Bildungsgeschichte.“ Vorrede XIV, Text 139 Seiten, Octav. — In der Vorrede sagt der Herausgeber (Dr. M. Marr) mit Recht, der Verleger, welcher die Herausgabe übernommen, beeifert sich um so mehr, dieses Denkmahl des verehrten Dichters dem gesammten Deutschland vorzulegen, als er darinnen nicht nur merk-

würdige Belege zur Entwicklungsgeschichte des dramatischen Lebens und Strebens Schillers, sondern auch Andeutungen zum tiefen Verständniß und zur künstlerischen Darstellung seiner Werke erkannte. Von der andern Seite wird die Erinnerung an einen edlen deutschen Mann, den der Herr v. Dalberg an seine Unterstützung des vaterländischen Verdienstes durch Aufmerksamkeit, Handbietung und leitendes Kunsturtheil bei Veranlassung dieser Briefe lebhaft geweckt und geehrt werden.

Und nun sey hier einer dieser Briefe selbst mitgetheilt, das Drama: die Räuber betreffend.

Stuttgart, den 11. Dec. 1781.

Mit der von Ew. Excellenz in Rücksicht auf den Verlag meines Schauspiels getroffenen Veränderung bin ich vollkommen zufrieden, besonders da ich sehe, daß durch

dieselbe zwei von sich sehr verschieden gewesene Interessen vereinigt worden sind, ohne doch, wie ich hoffe, die Folgen und den Succeß meines Schauspiels zu unterdrücken. E. E. berühren einige sehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat, und ich finde diese Sache in Ansehung meiner wichtig genug, etwas weitläufig dabei zu seyn. Gleich Anfangs gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß ich die Zurücksetzung der Geschichte meines Stücks in die Epoche des gestifteten Landfriedens und unterdrückten Faustrechts — die ganze dadurch wohl errungene neue Anlage des Schauspiels für unendlich besser als die Meinige halte und halten muß, wenn auch vielleicht dadurch mein ganzes Schauspiel verlieren sollte. Allerdings ist der Einwurf, daß schwerlich in unserm hellen Jahrhundert, bei unserer abgeschliffenen Polizei, und Bestimmtheit der Gesetze eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schooße

der Gesetze entstehen, noch vielweniger einwurzeln, und einige Jahre aufrecht stehen konnte, allerdings ist dieser Vorwurf gegründet, und ich wüßte nichts dagegen zu sagen, als die Freiheit der Dichtkunst, die Wahrscheinlichkeiten der wirklichen Welt in den Rang der Wahrheit und die Möglichkeit derselben in den Rang der Wahrscheinlichkeit erheben zu dürfen. Diese Entschuldigung befriedigt allerdings die Größe des Gegentheils nicht. Wenn ich aber E. E. dieß zugebe (und ich gebe es mit Wahrheit und ungeheuchelter Ueberzeugung zu), was wird folgen? Gewiß nichts anders, als daß mein Schauspiel einen großen Fehler bei der Geburt bekommen, einen eigentlichen angebornen Fehler, den die Hand der feinsten Chirurgie ewig nicht ausmerzen wird, einen Fehler, den es, wenn ich so sagen darf, ins Grab mitnehmen muß, weil er in sein Grundwesen verflochten ist, und nicht ohne Destruction des Ganzen aufgehoben

werden kann. Ich will mich E. E. näher zu erklären wagen.

I. Sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog ist gar nicht derselbe. Die Simplicität, die uns der Verfasser des Götz von Berlichingen so lebhaft gezeichnet hat, fehlt ganz. Viele Tiraden, kleine und große Züge, Charactere sogar sind aus dem Schooß unserer gegenwärtigen Welt herausgehoben, und taugten nichts in dem Maximilianischen Alter. Mit einem Wort, es ging dem Stück wie einem Holzstich, den ich in einer Ausgabe des Virgils gefunden. Die Trojaner hatten schöne Husarenstiefel, und der König Agamemnon führte ein Paar Pistolen in seinem Halfter. Ich beging ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs des Zweiten auszuweichen.

II. Meine ganze Episode mit Amaliens Liebe spielte gegen die einfache Ritterliebe der damaligen Zeit einen abscheulichen Contrast. Amalia müßte schlechterdings in ein Ritterfräulein umgeschmolzen werden; und sie schon von selbsten, dieser Character, diese Gattung Liebe, die in meiner Arbeit herrscht, ist in das ganze Gemählde des Räuber Moors, ja in das ganze Stück so tief und allgemein hineincolorirt, daß man das ganze Gemählde übermahlen muß, um es auszulöschen. So verhält es sich auch mit dem ganzen Character Franzens, diesem speculativen Böseswicht, diesem metaphysisch-spitzfindigen Schurken. Ich glaube mit einem Wort sagen zu können, diese Versetzung meines Stücks, welche ihm vor der Ausarbeitung den größesten Glanz und die höchste Vollkommenheit würde gegeben haben, macht es nunmehr, da es schon angelegt und vollendet ist, zu einem fehlervollen und anstößigen

Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfauenfedern. Verzeihen E. E. dem Vater die eifrige Fürsprache für sein Kind. Es sind nur Worte, und allerdings kann jedwedes Theater mit den Schauspielen anfangen, was es will, der Autor muß es sich gefallen lassen, und ein Glück ist es für den Verfasser der Räuber, daß er in die besten Hände gefallen ist, dieses einige werd' ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der ersten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.

Die zweite Hauptveränderung mit der Ermordung Amaliens interessirte mich fast noch mehr. Glauben mir E. E., es war dieses derjenige Theil meines Schauspiels, der mich am meisten Anstrengung und Ueberlegung gekostet hat, davon das Resultat kein anderes war, als dieses, daß Moor seine Amalie ermorden muß, und daß dieses eine positive Schönheit

seines Charakters ist, der einerseits den feurigsten Liebhaber, andernseits den Banditen-Führer mit dem lebhaftesten Colorit auszeichnet. Doch ich würde die Rechtfertigung dieser Rolle in keinem Briefe erschöpfen. Uebrigens sind die wenigen Worte, darin E. E. in Ihrem Briefe Meldung gethan, fürtrefflich, und der ganzen Situation werth. Ich würde stolz darauf seyn, sie gemacht zu haben. Da mir Herr Schwan auch schreibt, das Stück würde mit der Musik und den unentbehrlichen Pausen gegen fünf Stunden spielen, eine zu lange Zeit für ein Stück! so wird eine zweite Beschneidung an demselben vorgenommen werden müssen. Ich wünschte nicht, daß jemand anders als ich, sich dieser Arbeit unterzöge, und ich selbst kann es nicht ohne die Anschauung einer Probe, oder der ersten Vorstellung selbst.

Wenn es möglich wäre, daß E. E.

die Generalprobe des Stückes wenigstens zwischen 20 — 30 dieses Monats zu Stande brächten und mir die wichtigsten Unkosten einer Reise zu Ihnen vergüteten, so hoffte ich in etlichen Tagen das Interesse des Theaters und das meinige vereinen, und dem Stück die theatralische Rundung geben zu können, die sich nicht ohne wirkliche Gegenwart bei der Aufführung geben läßt. Ueber dieses bäte ich mir dieser Tage einen gütigsten Aufschluß aus, so würde ich mich auf den Fall vorzusehen wissen. Herr Schwan schreibt mir, daß ein Baron von Gemmingen sich die Mühe genommen, und meinem Stück die Ehre gegeben hätte, es vorzulesen. Ich höre auch, daß dieser Herr von Gemmingen, Verfasser des deutschen Hausvaters sey. Ich wünschte die Ehre zu haben, diesen Mann zu versichern, daß ich eben diesen Hausvater ungemein gut gefunden, und einen vortrefflichen Mann und sehr schönen Geist darin bewundert habe.

Doch was liegt dem Verfasser des deutschen Hausvaters an dem Geschwätz eines jungen Canditaten? — Uebrigens wenn ich je das Glück habe, einem von Dalberg zu Mannheim meine Wärme und Verehrung zu beweisen, so will ich mich auch in die Arme jenes drängen und ihm sagen, wie lieb mir solche Seelen sind wie Dalberg und Gemmingen.

Den Gedanken mit dem kleinen Avertissement vor Aufführung des Stücks finde ich fürtrefflich, und sende daher E. E. in Beilage einen Versuch. Uebrigens habe ich die Ehre mit vollkommener Achtung zu ersterben

Euer Excellenz

ganz unterthäniger

Schiller.

(Beilage.)

Die Räuber, ein Schauspiel.

Das Gemählde einer verirrten großen Seele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben verloren. Zügelloses Feuer und schlechte Kammeradschaft verderben sein Herz — rissen ihn von Laster zu Laster — bis er zuletzt an der Spitze einer Mordbrennerbande stand, Greuel auf Greuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in allen Tiefen der Verzweiflung. — Groß und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben. — Einen heuchlerischen, heimtückischen Schleicher wird man entlarvt erblicken, und gesprengt sehen in seinen eigenen Minen. Einen allzuschwachen, nachgiebigen Verzärtler und Vater. — Die Schmerzen

schwärmerischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft. Hier wird man auch nicht ohne Entsetzen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und auf der Bühne unterrichtet werden, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Wurm nicht tödten, und Schrecken, Angst, Reue, Verzweiflung hart hinter seinen Fersen sind. Der Zuschauer weine heute vor unserer Bühne — und schaue — und lerne seine Leidenschaften unter die Gesetze der Religion und des Verstandes beugen, der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und auch der Mann gehe nicht ohne den Unterricht aus dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absichten und Gerichte brauche, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

Georg III., von Großbritannien.

Georg III., Sohn Friedrich Ludwigs, Prinzen von Wallis*) und Auguſtens, Tochter Herzogs Friedrich II. von Sachſen-Gotha, ward den 4. Juni 1738 geboren. Sein Erzieher war Lord Bute, der, wie die von ihm empfohlenen Lords Ankesbury und Liverpool, des Prinzen Freundſchaft und Vertrauen, noch während ſeiner Regierung beſaß. Den

*) Dieſer Fürſt war 9 Jahr vor Georg II. geſtorben.

Thron bestieg Georg im 22sten Jahr (1760) mitten im Kriege. Das Glück begünstigte mit Vorliebe seine Unternehmungen. Bedeutende Erwerbungen in der neuen Welt, der gesicherte Besitz von Canada, Neuschottland ꝛc. durch den Frieden von 1763, krönten die Operationen seiner Marine; und die Clausel in eben diesem Tractat, daß Frankreich auf eigene Kosten in Dünkirchen einen englischen Commissär bezahlen müsse, der darüber wache, daß der Hafen im vertheidigungslosen Zustand bleibe, war ein eben so süßer als eigenthümlicher Nationaltriumph. Das Genie des Chatam schmückte den Anfang von Georgs Regierung mit ruhmvollem Glanze; doch sah England im nordamerikanischen Krieg, welcher 1778 ausbrach, viele seiner herrlichsten Colonien auf immer verloren gehn, ein Verlust, welcher 1799 durch den Sturz des Tippo Saib, wodurch Georg über 50 Millionen Unterthanen in

Indien zuwuchsen, ersetzt ward. Großbrittanien, unter Georg III. Zepter, durch ausgebreitete Besitzungen, zahllose Flotten, blühenden Handel, große Staatsmänner (Pitt, Fox ꝛc.), siegreiche Land- und See-Generale (Howe, Lewis, Nelson, Wellington ꝛc.) auf den höchsten Gipfel der Kraft und Macht, mußte, bei seiner politischen Stellung, in den europäischen Welthändeln die letztern drei Jahrerzehnde, nothwendig einen mehr oder weniger bedeutenden Einfluß ausüben; in allen wichtigeren Ereignissen sahen und sehen wir es sein Gewicht äußern.

Georg III., vermählte sich mit der Prinzessin Sophie Charlotte, Tochter des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, den 8. Sept. 1761, nachdem er sie am 8. Juli desselben Jahres in einer außerordentlichen Versammlung des Staatsraths ganz unvermuthet als seine Braut

angekündigt hatte *). — Im Jahre 1787 fing Georg an, mit Gedächtnißschwäche, die sich zuweilen als eine Art Geisteszerrüttung kund gab, befallen zu werden. Dr. Willis half zwar Anfangs immer glücklich ab, allein als 1792 das Uebel sich bis auf einen hohen Grad verschlimmerte, kam im Parlament die Idee einer Regentschaft zur Sprache. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Pitt sich durch sein Benehmen, des Königs unerschütterliche Gunst erwarb. Georg genas zwar, doch nur, um 1804 einen neuen, noch bedenklichern Anfall zu erleiden, wobei die Einsetzung einer Regent-

*) Sehr merkwürdig und rührend ist die Veranlassung, wodurch diese Prinzessin sich den Heirathsantrag des jungen Königs, durch seine Mutter selbst aufmerksam gemacht, erwarb. Die nähern Umstände sind in dem kürzlich zu London erschienenen Werk: Memoirs of Sophia Charlotte etc. by Wathins, erzählt.

schaft wiederholt, aber erfolglos vorgebracht wurde.

Als jedoch noch die Abnahme des Gesichtes hinzukam, und späterhin die heftiger als je sich äußernde Geisteskrankheit selbst von Anzeichen eines nahen Todes begleitet schien, übernahm der Prinz von Wallis, Georg Friedrich August, am 6. Februar 1811 die Regierung. Seitdem erholte sich Georg III. nur für einzelne Augenblicke, und verschied endlich den 29. Jänner 1820, im 81sten Jahre, nachdem er 59 Jahre und 3 Monate das Zepter geführt hatte.

In dem Character dieses tugendhaften Fürsten waren Herzensgüte und Leutseligkeit vorherrschende Züge; Sanftmuth und

*) Georg II. hatte ebenfalls ein sehr hohes Alter erreicht: er starb im 77sten Jahr.

Wettwollen sprachen sich in seiner heitern Miene aus. Consequent in seinen Grundsätzen, verfolgte er jede einmal aufgefaßte Ansicht mit männlicher Beharrlichkeit. Die Principien der französischen Revolution verabscheute dieser nüchtern denkende Souverain aus dem tiefsten Grunde der Seele; und selbst der rauschende Beifall, welchen die constituirende Versammlung der Verfassung seines Reiches zujubelte, konnte seinen selbstständigen Sinn nicht bestechen. — Dieser Monarch war ein Freund der Künste und Wissenschaften, und wenn er sie vielleicht nicht mit der einem so mächtigen Souverain angemessenen Großmuth aufmunterte, so beschützte er sie doch aufrichtiger, als seine Vorfahren aus dem Braunschweigischen Hause. —

Georg III. bleibt als Mensch, Gatte und Vater gleich mustergültig. Im Schooße seiner Familie, in der Zurückgezogenheit eines

geräuſchloſen Privatlebens, ſuchte und fand ſein reines Gemüth Erholung und ungetrübten Genuß. Vorzüglich iſt es das Schloß Windſor, wo man dieſen anſpruchloſen Fürſten häufig den Glanz und die Sorgen des Purpurs mit der Einfachheit und Ruhe ſüßer Häuslichkeit vertauſchen ſah. Seine Gemahlinn, an Geiſt und Herz, an Geſinnung und Wandel ihm ähnlich, ſchenkte ihm 7 Prinzen und 5 Prinzeſſinnen.

Ueber den jetzigen Zuſtand von China.

Es iſt wahr, China, dieſes uralte, unermeßliche Reich iſt uns ungeheuer entlegen, und gar ſelten gelangen Nachrichten zu uns herüber. Aber ſollte man nicht glauben, daß wir uns gerade deßwegen ungleich mehr darum bekümmern müßten, als es wirklich geſchieht, da es in der Natur der menſchlichen Neugier und Wißbegierde liegt, von den nächſten Umgebungen am wenigſten Notiz zu nehmen, um den entfernteſten und fremdeſten deſto eifriger nachzuhängen. Ganz

gemächlich ſchlürfen wir eine Taſſe Thee nach der andern, ohne auch nur ein einziges Mahl an das Vaterland deſſelben und ſeine beiſpielloſen Eigenthümlichkeiten zu denken, was zwar eben nicht zu wundern iſt, da es mit dem Genuß des vielen und im eigentlichen Wortſinn heiß geliebten Kaffehs und Zuckers derſelbe Fall iſt, der uns verdammt bitter ſchmecken würde, wenn wir dabei gedächten, daß dieſe kohlenſchwarzen Bohnen, und dieſe ſchneeweiße Süßigkeit mit dem Blut und Mark und Leben der armen Neger erkauft ſind. Doch um wieder auf China zu kommen, ſo gedenken wir deſſen wohl auch zuweilen in der Converſation, aber nur in dem Sinne der Ironie und des Scherzes, worin wir aber doch nichts weniger als unbedingt Recht haben.

Es ſoll hier nicht die Rede von einer ſtrengwiſſenſchaftlichen Statiſtik, Ethnographie oder regelrechten Aufzählung und vieler-

lei Merkwürdigkeiten seyn, wodurch sich das chinesische Volk seit undenklichen Zeiten, vornehmlich durch Erfindungen auszeichnet, nur einige Momente zu berühren möge erlaubt seyn.

China's Flächenraum beträgt nicht weniger als etwa ein Zehntheil des Erdbodens, und wenn man die Bevölkerung der ganzen Erde vor Augen hält, so kommt davon wenigstens ein Viertheil auf das chinesische Reich, das 200 Millionen Bewohner zählt. Sehr glaubwürdig ist es schon aus der ganzen Geschichte der Chinesen, daß sie auch in Ansehung der Civilisation und dessen, was dahin einschlägt, unter allen andern Asiaten eben anstehen. In Ackerbau, Manufacturen und Künsten, in der Civilverwaltung, in Sitten und Gebräuchen, in der Literatur und allen geselligen Verhältnissen verdienen diese bespöttelten Chinesen, als die Franzosen Asiens, den größten Respect. Es

iſt zu wiederholten Malen nachgewieſen worden, daß die Erfindung des Glaſes, des Porzellans, der Buchdruckerkunſt, des Schießpulvers und vieler anderer Gegenſtände der Induſtrie eben dieſen Chineſen verdankt werden muß. Wie viele Entdeckungen und Erfindungen, womit die Europäer ſich brüſten, gehören nicht den Chineſen an, die ſchon mehrere Jahrhunderte früher damit vertraut geweſen?! Weniger bekannt iſt auch der Umſtand, daß China ſchon im dreizehnter Jahrhundert Papiergeld hatte, wovon der ehrenwerthe Marco Pola, deſſen italieniſche Reiſebeſchreibung der gelehrte Ramuſet redigirt hat, als Augenzeuge die unumſtößlichſten Beweiſe anführt *). Von ihrer ellenlangen Zeitung haben uns die nicht

*) Ein Näheres ſiehe Wiener Converſationsblatt, Jahrg. I., Theil 2., Nro. 37. Es iſt da auch die Verfahrungsweiſe bei der Bereitung erzählt.

viel kürzern der Engländer und hernach unſere eigenen kleinen Tagblätter erzählt. Sogar ein Tribunal der Geſchichte beſteht in Peking. Dieſes hat zwei Sectionen. Die Eine muß Alles, was außerhalb der kaiſerlichen Reſidenz geſchieht, aufzeichnen, die Andere, was innerhalb derſelben vorgeht, nämlich alle Reden und Handlungen des Fürſten und ſeiner Beamten. Es iſt eine ſehr eigene Organiſation um dieſes Tribunal *) u. ſ. w.

Schon höchſt merkwürdig bleibt es, daß China's ungeheure Bevölkerung ganz ausſchließlich vom eigenen Boden ſich ernährt, kleidet und ſich ſelbſt mit den nöthigen Bequemlichkeiten verſieht. Ihre Kleiderſtoffe ſind meiſt jener Cattun, um den wir ſie beneiden; von der Zehe bis zum

*) Umſtändlicheres in meinen hiſtor. Unterhaltungen S. 124.

Scheitel ſind ſie anſtändig, ja elegant coſtümirt; etwa zehn Millionen Chineſen ſind in Hinſicht des Anzuges das, was bei uns die Incroyables; in geſtickten Seiden- oder Atlas-Zeugen gehen ſie prächtig einher. Auf Stühlen ſitzend, ſpeiſen ſie an Tiſchen, was ſie von den andern Aſiaten durchaus unterſcheidet, und was ſie ſpeiſen, iſt nicht ſchlecht. Sie ſind zwar keine Gourmands, folglich in dieſem Anbetrachte nicht die Franzoſen Aſiens; aber die Zubereitung ihres Eſſens iſt ſchmackhaft und nährend. Daß bei der immer zunehmenden Bevölkerung der Ertrag des Bodens nicht ausreicht, iſt ſehr natürlich; eben ſo natürlich ſind die öftern Hungersnöthen. Dieſe reiben aber kaum ſo viel Menſchen auf, als bei andern Völkern die unſeligen Kriege, wovon denen die Chineſen wenig wiſſen. In echt humanem Geiſt ſind ihre Armenverſorgungsanſtalten, ihre Geſetze, nach denen die jüngern Familienzweige verpflichtet ſind, die ältern Ver-

wandten zu unterſtützen; in dem Erziehungsprinzip ſind Leſen und Schreiben Hauptbedingungen.

Man weiß, daß die Mahlereien der Chineſen ohne allen Schatten ſind. Damit man aber nicht verſucht werde, dieſen flüchtigen Aufſatz gleichfalls für eine chineſiſche Mahlerei zu halten, da bis jetzt immer nur von der Lichtſeite die Rede war, ſo wollen wir nun auch die Schattenparthien ein wenig betrachten. Die Regierung würde von einem europäiſchen Staatsmann, beſonders was das Practiſche betrifft, ohne weiters für ſehr ſchlecht gehalten werden, denn eine Hauptwirkung von ihr iſt, daß ſie die Unterthanen eigennützig und mißtrauiſch macht; nicht beſſer würden unſere Theologen von der chineſiſchen Religion urtheilen, denn Aberglaube und Scheinheiligkeit ſind in China zu Hauſe. Auf das Polizeiweſen und die ganze Moralität der Chineſen kann

man nicht besser zu sprechen seyn, weil sie, was Schlauheit, Pfiffigkeit und Betrügereien betrifft, wahre Virtuosen sind. Vornehmlich im Verkehr mit Fremden sind sie völlig gewissenlos, und treiben ihre Verschmitztheit oft bis zu einem Grade, wo sie anfängt, possierlich zu werden. Wenigstens ist dieß der Fall bei dem Geschichtchen mit den Schinken, die ein landendes fremdes Fahrzeug (ich weiß nicht mehr welches und wann) zur Proviantirung einkaufen ließ. Die Paar hundert Schinken sahen wunderherrlich aus, groß und voll, frisch und harf; es waren lauter Prachtexemplare. Einige Tage darauf (man war bereits in der See) soll das erste consumirt werden. Aber der Schinken ist so compact, man kann ihn ohne Beil nicht tranchiren, ja selbst mit dem Beile nicht, denn siehe, der brillante Schinken ist — von Holz, und alle anderen brillanten Schinken sind gleichfalls von sehr gutem Holze. Dieses Stückchen

chinesischer Prellerei habe ich nur angeführt, weil es gewissermaßen der Prototyp aller andern ist.

Die Chinesen sind etwas ungesellig, kalt und steif. Aber wie viele Völker Europa's, wie manche Nationen in unserer allernächsten Nähe sind es nicht auch! Jene schließen das Frauenzimmer aus der Gesellschaft fast gänzlich aus; aber auch hierin gibt es noch anderswo Chinesen, und noch ärgere Chinesen. Wie geht es in England bei Tische her, wie in Deutschland, wo man auf dem Puncte der Indiscretion steht, das schöne Geschlecht von der schönsten Gesellschaft, nämlich von der geistigen, das ist, von der Literatur auszuschließen? Von den Türken darf man gar nicht reden; das ist eine Sache für sich.

Der Beherrscher von China, genannt: „der große Kaiser," ist der beste Mann von

der Welt. Sein wohlthätiger Sinn, seine Leutseligkeit, seine werkthätige Theilnahme an den Drangsalen des Volkes, seine Milde gegen Verbrecher, die Offenherzigkeit, womit er seine menschlichen Schwächen eingesteht, machen ihn zu einem Gegenstand der allgemeinen Verehrung und Liebe. Den Begriffen seines Volkes ganz angemessen, nennt er seine Mißgriffe die Folgen des göttlichen Mißfallens. Die vorgefallenen Unruhen rühren meist von dem Mangel an Nahrungsmitteln her. Ueberhaupt kann man seine Achtung auf keinen Fall einer Regierung versagen, die es verstand, so lang eine Masse von 200 Millionen Menschen zusammenzuhalten; sie muß auf der Individualität des Volks entsprechenden Principien beruhen, und kann daher unmöglich eine plumpe, geistlose, pfuscherische Maschine seyn, wie sich so manche kurzsichtige oder partheiische Reisebeschreiber auszudrücken nicht entblöden. Die Thronbesteigung des neuen

Kaisers, Tara-Kuang, nach dem 1820 erfolgten Hintritt seines Vaters ging auch ganz ordentlich und ruhig vor sich. Ein achtenswerther Missionär in China hat bei Gelegenheit dieser Thronveränderung einen Brief nach Europa geschrieben, der in dieser Hinsicht ganz charakteristisch lautet. Ein Mitarbeiter des Hamburger politischen Journals sagt, daß dieser wunderliche Brief vor ihm liege, und theilt im Julihefte 1822 folgende Stelle daraus mit: „Die Chinesen brauchen euch nicht die chimärischen Kenntnisse und Theorien eurer Reformatoren zu beneiden, eurer Liberalen, Radicalen, Servilen, Illuminaten, Jacobiner, Carbonari und andere europäische Demagogen.“ Welch eine entsetzliche Vorstellung auch, diese friedliche Masse von 200 Millionen ruhiger Menschen von dem Höllengeist des Aufruhrs angesteckt, in den Gräueln einer wogenden Anarchie zu denken!

Auch der vorige Kaiser von China, Kiacking, kannte keinen eifrigern Wunsch, kein lebhafteres Streben, als mit seinen Unterthanen im Einklang zu bestehen. Sein Testament und die Proclamation hinsichtlich der Thronbesteigung seines Sohnes sind Belege davon. Ersteres, vom 2. Sept. 1820 datirt, fängt also an: „Der große Kaiser, der vom Himmel und der veränderlichen Natur die Herrschaft erhielt, gibt den Unterthanen seines Reichs seinen letzten Willen und sein Testament zu erkennen.“ Nachdem er hierauf des Nutzens dankbar gedacht, den ihm der 3jährige Unterricht seines Vaters gewähret, da er schon den Thron bestiegen hatte, fährt er fort: „Ich habe erwogen, daß die Festigkeit einer Nation und die großen Grundsätze der geselligen Ordnung darin bestehen, den Himmel anzubethen, unsere Vorfahren nachzuahmen, in allen Regierungsangelegenheiten thätig und verständig und gegen das Volk wohlthätig

zu seyn. Ich bedachte, daß der Himmel die Fürsten erhöht, daß er dem Einen Mann die Pflicht auflegt, dem Volke Unterhalt zu verschaffen und es zu leiten.“ Dieses ganze Testament ist, wenn ich nicht irre, auch in der Wiener Zeitung abgedruckt, und daher den Lesern bekannt genug, deßwegen wird es überflüssig seyn, das übrige Bezug nehmende hier zu wiederholen. Nur Folgendem sey auch ein Plätzchen vergönnt, da es zu eigenthümlich ist, um es nicht zu verdienen. Der Kaiser führt an, wie er, der hergebrachten Einrichtung gemäß, sich auf eine Jagdparthie nach der Tartarei begab, und der Hitze wegen, einen Tag auf einem Berg vor einer Hütte sich aufhielt. „Ungeachtet (sagte er) ich das 60ste Jahr meines Lebens zurück gelegt habe, und einen Berg hinauf- und herabsteigen kann, ohne zu ermüden, ward ich bei dieser Gelegenheit doch von der übergroßen Hitze der Atmosphäre so angegriffen, daß ich gestern,

als ich meinen Pferden bei Umkreuzung des Berges die ausgebreitete Wohlthätigkeit der Peitsche gab (!), fühlte, daß der Schleim so in meinem Halse hinaufstieg, daß ich fast erstickt wäre, und Grund hatte, zu glauben, ich würde nicht lange mehr leben. Aus Gehorsam gegen die Vorschriften der verstorbenen Weisen meiner Familie hatte ich schon im 4. Jahre meiner Regierung im 4. Monat, am 10. Tage, um 5 Uhr Morgens, einen Thronerben vorausbestimmt, welchen Beschluß ich selbst versiegelt, und in einer geheimen Schachtel aufbewahrt habe. Die Großofficiere des Senats haben den Befehl, diese Schachtel unverzüglich zu eröffnen; sie wissen sehr gut, wo sie zu finden ist."

Einige Tage nach dem Tode dieses Regenten ließ sein Nachfolger eine Proclamation ergehen. In dieser führt er mit dem Ausdruck der Bewunderung und des Dankes eine lange Reihe von Tugenden

des Vorfahren an; erklärt sich in tiefster Demuth und Resignation des Thrones unwerth, und macht kund, daß nur dies öffentliche Verlangen ihn habe bewegen können, solchen zu besteigen. Nach diesen altüblichen Formalitäten folgte: „He—cha—cu“ oder die Freuden-Proclamation, in welcher das Vorhaben ausgesprochen wurde, zu Ehren des Himmels, der Erde und der Götter ein feierliches Fest zu veranstalten, und allen Classen des Volks Beweise der kaiserlichen Wohlthätigkeit an den Tag zu legen. Diese Beweise waren in 22 Artikeln specificirt, und bezogen sich auf Geschenke an Staatsbeamte, Beförderung aller bürgerlichen und Militairbeamten um einen Grad, auf Erlaubniß an höhere Beamte, einen Sohn in das kaiserliche Collegium zu schicken, Wiedereinsezung suspendirter Individuen, Vergrößerung der Pensionen, Amnestie für Verbrecher, außer überwiesenen Rebellen und Mördern, wobei es in dieser Proclamation heißt:

„Sollte jemand einen dergestalt Begnadigten wieder anklagen, so soll er die nämliche Strafe erleiden, welche auf das Verbrechen gesetzt ist, dessen der Angeklagte bezichtigt wird ꝛc. Dieß sind nun in China auch die gewöhnlichen Mittel, den Anfang einer Regierung mit Gesinnungen der Huld, Milde und Wohlthätigkeit zu bezeichnen, und die, nach den Berichten der Pecking'schen Hofzeitung, selbst im Laufe der Regierung zum Theil wiederholt werden.

China wird seit einiger Zeit von der verderblichen Cholera morbus heimgesucht. Sie hat daselbst schon fürchterliche Verheerungen angerichtet, wiewohl sie in diesem Reiche noch keinen epidemischen Character angenommen. Wie diese Cholera morbus gegen die Chinesen und jener gräuliche Orkan, der am 10. Sept. 1822 zu Nongasacky ungeheuern Schaden an Wohnungen und Schiffen anrichtete, wü-

then, wie Bericht auf Bericht leider bestätigt, die Chinesen gegen die Christen. Ihre Verfolgungen sind empörend; nicht ohne Schauder kann man lesen, was Zschokkes Ueberlieferungen davon erzählen.

Den Verkehr der Chinesen mit andern Nationen betreffend, so weiß man, daß dieser durch die Grundsätze der innern chinesischen Polizei und durch eine ganz eigenthümliche Sprache, auf einen einzigen Hafen am äußersten Ende dieses unermeßlichen Reichs, beschränkt ist. Auch nur tolerirt werden daselbst einige wenige Handelscompagnien zum Behuf des Umsatzes einiger Artikel, als des Nankings, Thee's, Bor und Congo. Der Handel ist für die Engländer äußerst schlecht; er scheint mehr und mehr ganz in die Hände der Amerikaner überzugehen. Voriges Jahr muß die ostindische Compagnie bei ihren Wollenzeugen bedeutenden Verlust erlitten haben.

Die kürzlich vorgefallenen Streitigkeiten zwiſchen Chineſen und Engländern werden unſern Leſern aus den Zeitungen noch erinnerlich ſeyn, desgleichen die Meinung von dem günſtigen Erfolg einer Expedition gegen China mittelſt Truppen, die leichtlich in Oſtindien zuſammen zu bringen wären. Auch der intereſſante Umſtand, daß Oeſterreich erſt unlängſt wieder Schiffe nach China geſendet hat, braucht, da es in öffentlichen Blättern ſchon berichtet, keine weitere Erörterung.

Die Literatur der Chineſen, die in Anſehung der neueſten Zeit viel Merkwürdiges und Barokkes darbiethet, ſoll in einem eigenen Aufſatz beſprochen werden.

Graf Waldſtein und Caſanova.

Caſanova's Memoiren ſind nunmehr im Beſitze der Literatur. Sie enthalten bei manchem Unerheblichen viel Merkwürdiges, und ſind zwar nicht mit dem Geiſt der franzöſiſchen Memoiriſten, aber auch nicht mit der Breite der Göthe'ſchen Autobiographie geſchrieben. Schon die vaterländiſchen Beziehungen ſind nicht ohne Intereſſe, in denen dieſer abentheuerliche Mann mit ſeiner höchſt ſeltſamen Individualität mit uns ſtand. Sein Verhältniß mit dem Grafen Waldſtein z. B. biethet viel Anziehendes dar.

Aber gerade hierüber läßt ſich noch Manches nachholen oder berichtigen. In dieſer Hinſicht darf nicht übergangen werden, was der geiſtreiche Prinz Carl de Ligne im 15ten Band ſeiner Oeuvres mélées en prose et en vers anführt. Wie Graf Waldſtein mit Caſanova bekannt wurde, und über die Lebensweiſe des Letzteren erzählt de Ligne Nachfolgendes:

In Paris ſpeiſet der Graf Waldſtein beim venetianiſchen Geſandten mit Caſanova. Jener fängt ein cabbaliſtiſches Geſpräch an, nennt die clavicula Salomonis, den Agrippa und Aehnliches. Dadurch gibt er ſich eine Art Anſehn, und Caſanova ruft aus; Zu wem reden Sie über dieſe Gegenſtände? Oh! che bella cosa cospetto. — Das ſind mir ſehr geläufige Dinge verſetzt der Graf, und wiſſen Sie was? Reiſen Sie mit mir nach Dux in Böhmen. Ich reiſe morgen.

Casanova war zu Ende gekommen mit seinem Gelde, seinen Reisen und seinen Abenteuern. Er willigt ein und so wird er Bibliothekar eines der Nachkommen des historischen Wallenstein. In diesem Verhältniß hat er die vierzehn letzten Jahre seines Lebens auf dem Schlosse zu Dux bei Töplitz zugebracht, und sechs Sommer hindurch — fährt der Prinz fort — mich wahrhaft beglückt durch seine Imagination, die im hohen Alter der eines zwanzigjährigen Jünglings gleich, durch seinen Enthusiasmus, und durch seine nützlichen und angenehmen Kenntnisse.

Man glaube nicht, daß der Hafen eines friedfertigen Lebens, welchen die Güte des Grafen Waldstein ihm aufgethan, um seine letzten Tage vor Stürmen zu sichern, seinem Daseyn Ruhe gewährt habe. Kein Tag verging, wo nicht sein Caffee, seine Milch, seine Schüssel Maccaroni, die er verlangte,

einen Zwist im Hause veranlaßt hätte. Der Koch hatte bei der Polenta etwas versehen, der Stallmeister ihm einen schlechten Kutscher gegeben, um mich zu besuchen; die Hunde hatten die Nacht hindurch gebellt, oder die Ankunft mehrerer Gäste, als der Graf erwartet, war Schuld gewesen, daß er an einem Nebentisch speisen müssen. Dann hatte einmal wieder ein Waldhorn sein Ohr durch Mißklänge verletzt, oder der Pfarrer ihm lange Weile gemacht, indem er ihn bekehren wollen, und der Graf ihm nicht zuerst den guten Morgen gesagt. Aus Bosheit hatte man ihm die Suppe zu heiß aufgetragen, und ein Domestik ihn warten lassen, bevor er ihm zu trinken gegeben. Man hatte ihn diesem oder jenem Mann von Ansehn nicht vorgestellt, der nach Dux gekommen war, um die Lanze zu sehen, welche den großen Wallenstein durchbohrt. Oder es war nicht möglich gewesen; weil das Schloß in Unordnung gerathen,

ihm die Rüstkammer aufzuschließen. Der Graf hatte ein Buch verliehen, ohne es ihm zuvor wissen zu lassen, und ein Reitknecht im Vorbeigehen nicht den Hut vor ihm abgezogen. Dann hatte er einmal wieder Deutsch gesprochen und man ihn nicht verstanden. Er ist in Aerger gerathen und man hatte gelacht. Er hat beim Vortrag sei er italiänischen Verse gestikulirt und man hat gelacht. Er hat beim Eintreten sein Compliment noch gerade so gemacht, wie der berühmte Tanzmeister Marcel es ihm vor sechzig Jahren beigebracht, und man hat gelacht. Er hat bei jedem Ball mit gravitätischem pas getanzt, und man hat gelacht. Er ist erschienen mit seinem weißen Federhut, in seinem Kleide von Gold durchwirkter Seide, seiner schwarzsammten Weste, und mit seinen Knichändern, über die geglätteten weiß seidenen Strümpfe geschnallt, und man hat gelacht. Cospetto! rief er dann: Ihr seyd alle zusammen Ca-

naillen! Wahre Jacobiner seyd ihr! Ihr beleidigt euern Herrn, den Grafen, und der Graf beleidigt mich, indem er euch nicht bestraft. Dann wandte er sich an den letztern, und sagte: Graf! Ich habe den grossen General von Podolien durch den Leib geschossen. Ich bin zwar kein Edelmann, aber ich habe mich zum Edelmann gemacht: Der Graf lachte; um so erbitterter wurde Casanova.

Eines Tages besuchte ihn der Graf mit einem Paar Pistolen auf seinem Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, und sieht ihn ernsthaft an, indeß er vor Lachen sterben möchte. Casanova weint, umarmt ihn und sagt: soll ich meinen Wohlthäter umbringen! oh che cosa bella. Dann fängt er wieder an zu weinen, wiederholt seine Gewissensbisse und ist bange, man möchte denken, er fürchte sich. Er nimmt also die Pistolen und überreicht, wie man die Hand

bei der Menuette bis zur Höhe des Auges erhebt, sie wieder zurück, fängt nochmals an zu weinen und spricht bald von Magie und Cabbala, dann in maccaronischen Versen.

Die Mütter im Dorfe beklagten sich über ihn, daß er allen kleinen Mädchen Albernheiten beibringen will, und er sagt, sie wären Demokraten. Dem Kloster Oßegg, eine halbe Stunde von Dux, gibt er, ich weiß nicht weßhalb, den Namen Calvados, und geräth erst selbst mit den Mönchen in Zwist, dann verwickelt er den Grafen darein. Wenn er sich den Magen überladen, so fängt er einen Lärm an, daß man ihn habe vergiften wollen. Er wird geworfen, dann heißt es, die Jacobiner hätten es gethan. Er nimmt aus der Tuchmanufactur zu Oberlintersdorf, die dem Grafen gehört, Tuch auf Credit, und wenn ihm die Rechnung gebracht, oder Zah-

lung verlangt wird, beklagt er sich, daß man den Respect nicht gegen ihn beobachte.

Endlich reißt die Möglichkeit so vielen Verfolgungen zu widerstehen! Gott befiehlt ihm, er solle Dux verlassen. Ohne daran mehr wie an seinen Tod zu glauben, an dem er nicht im mindesten mehr zweifelte, behauptet er, Alles, was er in seinem Leben gethan, sey auf ausdrücklichen Befehl Gottes geschehen, und gleich citirt er sein gewöhnliches Motto. So war es denn auch Befehl und Eingebung von Gott gewesen, daß er Empfehlungsschreiben an den Herzog von Weimar, der mir sehr wohl wollte, an die Herzogin von Sachsen-Gotha, die ich nicht kannte, und an die Berliner Juden von mir begehren mußte. Er reiset heimlich ab und läßt an den Grafen Waldstein einen Brief zurück, worin er Abschied nimmt, zärtlich, stolz, gutgesinnt und erbittert zugleich. Ueberall läßt man ihn in

den Vorzimmern warten. Man kann ihm weder eine Stelle in den Verwaltungen, noch als Bibliothekar, noch als Kammerherr geben. Nun heißt es überall, die Deutschen waren wie das liebe Vieh! Der liebenswürdige und ausgezeichnete Herzog von Weimar nimmt ihn mit ungemeiner Güte auf. Aber gleich wieder auf Göthe und Wieland, welche mit Recht die Gunst dieses Herrn genossen, eifersüchtig, ergießt er sich in Tadel über sie und die deutsche Literatur. In Berlin perorirt er gegen die Ignoranz, den Aberglauben und die Schelmerei der Hebräer, an die ich ihn empfohlen, stellt aber über das Geld, das er von ihnen borgt, Wechsel auf den Grafen aus, der darüber lacht und ihn mit Umarmungen bewillkommt, wie er ihn zurückkehren sieht. Auch Casanova lacht und weint, indem er betheuert, es sey der Wille des Himmels gewesen, daß er die sechswöchentliche Reise habe machen müssen.

Gott habe ihm befohlen, stillschweigend abzureisen, und nach seinem Zimmer in Dux zurückzukehren.

Erfreut, uns wieder zu sehen, erzählt er auf die belustigendste Weise alle Kränkungen, die er erfahren, und denen seine Empfindlichkeit den Namen der Erniedrigungen beigelegt. Ich bin, sagte er, stolz, gerade deßhalb, weil ich nichts bin. Aber kaum acht Tage ist er wieder zurück, und welch neues Unglück ereignet sich! Es werden Erdbeeren servirt. Man präsentirt ihm zuletzt, Alle bekommen davon, nur für ihn sind keine mehr übrig. Seinen Kummer aber vollkommen zu machen, befindet sich sein Portrait, von dem er glaubt, ein Bewunderer habe sich es zugeeignet und von seinem Zimmer entwendet, an einem jener Cabinetchen, die man in Deutschland Retirade nennt.

Seitdem bringt er fünf Jahre damit zu, ſich ſelbſt zu beruhigen, Sorgen zu machen und über die Eroberung ſeines undankbaren Vaterlands zu ſprechen. Er erzählt uns von der Ligue von Cambray und von dem Ruhm ſeines alten prächtigen Venedig, das Europa und Aſien Widerſtand geleiſtet. Weil jedoch ſein Appetit täglich abnahm, beklagte er den Verluſt des Lebens wenig mehr. Aber er ſtarb vor Gott und Menſchen auf eine nicht unwürdige Weiſe. Er empfing die Sacramente, und ſagte: Allmächtiger Gott, und Ihr Zeugen meines Todes, ich habe als Philoſoph gelebt und ſterbe als Chriſt.

Das Einbalſamiren der alten Egypter *).

Der Gebrauch des Einbalſamirens der Verſtorbenen geht in das höchſte Alterthum hinauf; er war faſt bei allen Völkern des früheſten Weltalters bekannt. In Aſien und Africa, ganz beſonders aber in Egypten, waren die Einbalſamirungen am meiſten gebräuchlich. Die alten Egypter, welche die kindliche Verehrung und Hochachtung für die Verſtorbenen auf den höch-

*) Rouyer description de l'Egypte.

ſten Grad trieben, ſchienen die erſten geweſen zu ſeyn, welche daran gedacht haben, die ſterblichen Hüllen ihrer Vorfahren einbalſamiren zu laſſen, um ihre Dauer zu verlängern. Dieſe fromme Pflicht ward nicht allein den Aeltern, Freunden, und den im Nil todt Gefundenen erwieſen, ſondern auch den vorzüglichſten, für heilig gehaltenen Thieren. Die Egypter ſind auch die einzigen aus allen alten und neuen Völkern, bei welchen die Einbalſamirungen mit viel Methode und Erfolg gemacht worden ſind. Die Aethiopier überzogen die Verſtorbenen mit einer Art durchſichtigen Harzes, welches glauben machte, daß ſie die Verſtorbenen in gläſernen Kiſten eingeſchloſſen verwahrt haben. Die alten Perſer hüllten ſie in Wachs ein, die Scythen nähten ſie in Säcke von Fellen, die Griechen und Römer wendeten mehrere Jahrhunderte hindurch die ſeltenſten und koſtbarſten Räucherwerke beim Einbalſamiren

an, doch alle diese unvollkommenen Arten waren nur Nachahmungen der Egypter.

Herodot ist der erste, der die Methode angezeigt hat, welche die Egypter befolgten, um die Leichname einzubalsamiren.

Es gibt in Egypten, sagt er, gewisse Menschen, welche das Gesetz mit dem Geschäfte der Einbalsamirungen beauftragt hat, und die es als Handwerk treiben.

Bei der kostbarsten Einbalsamirung gehen sie folgender Gestalt zu Werke: Zuerst ziehen sie das Gehirn durch die Nasenlöcher heraus, zum Theile mit einem gekrümmten Eisen, zum Theile durch Hülfe von Apothekerwaaren, welche sie in den Kopf hineinbringen; hierauf machen sie einen Einschnitt in die Seite, mit einem schneidenden Stein aus Aethiopien, durch diese Oeffnung ziehen sie Palmwein. Hierauf füllen

sie die Bauchhöhle mit reinen, zerbröckelten Myrrhen, Zimmet und anderm Räucherwerk, doch Weihrauch ausgenommen; hierauf nähen sie sie wieder zu. Wenn dieß fertig ist, salzen sie den Körper, indem sie ihn siebenzig Tage lang mit Natrum bedecken. Nach Verlauf der 70 Tage waschen sie den Leichnam, und hüllen ihn ganz und gar in Stücken Streifen baumwollenen Zeuges ein, die mit Gummi bestrichen sind, dessen sich die Egypter gewöhnlich als Leim bedienten.

Diejenigen, welche den Aufwand vermeiden wollen, wählen diese andere Verfahrungsart. Man füllt Spritzen mit einer öhligen Flüssigkeit an, welche man aus dem Cederbaume gewinnt, und spritzt den todten Körper damit aus, ohne einen Einschnitt darein zu machen, und die Eingeweide herauszuziehen. Dann verstopft man den Leichnam; hierauf setzt man den Körper die vor-

geschriebene Zeit ein. Den letzten Tag läßt man die hineingespritzte Flüßigkeit herauslaufen; sie ist so kräftig, daß sie den Magen und die Eingeweide auflöst und mit herausbringt. Vom Natrum wird das Fleisch verzehrt, und nur noch Haut und Knochen bleiben. —

Die dritte Art ist nur für die Armen. Man injicirt den Körper mit einer Flüssigkeit und lezt ihn siebenzig Tage lang in Natrum.

Ueber Heinr. v. Collin, Werner und Grillparzer.

Als Verfaſſer der dramatiſchen Nibelungen wird Hr. Dr. Herrmann unſern Leſern wohl ſchon bekannt ſeyn. Weniger jedoch dürften ſie deſſen Schrift: „Ideen über das antike, romantiſche und deutſche Schauſpiel, 8. Breslau, 1820.“ kennen, da ſie auf Privat-Subſcription erſchienen, und leider gar nicht in den Buchhandel gekommen iſt. Wir ſagen „leider,“ weil wir glauben können, daß ſie ſich, wie A. W. Schlegels Werk über dramatiſche

Kunst ꝛc. in den Händen aller gebildeten Kunstfreunde befinden sollte. Die vielen Vorzüge, welche diese kleine Schrift sowohl in historischer als critischer Beziehung hat, aus einander zu setzen, ist in diesem Augenblicke nicht unsere Absicht. Wir wollen nur im Allgemeinen empfehlend auf sie hinweisen, und als Probe Einiges von dem ausheben, was der Verf. über die oben bezeichneten drei Dichter sagt. Die Schrift ist bereits vergriffen; doch steht zu erwarten, daß die gleichfalls auf Subscription verheißene zweite Auflage, trotz des Unglücks, welches den geschätzten Verfasser getroffen, bald erscheinen werde.

Ueber Heinr. v. Collin läßt sich unser Verf. also vernehmen: „Wenn auch seine Dramen mit Hinsicht auf äußere Form nicht immer tadellos sind, und ihnen mehr oder minder die gedrängte drastische Kraft zur theatralischen Darstellung fehlt, so schlie-

ſien ſie dagegen andere überwiegende große Vorzüge in ſich, nämlich: eine reiche, eigenthümliche Erfindungsgabe, eine kühne, ſichere Zeichnung des Characters und eine Leben- und Blüthenfülle in den friſchen Geſtalten ſeiner regen Phantaſie, und ſeines zarten poetiſchen Gefühls. Collins Geiſt hatte ſich am Urquell der Antike geſtärkt und berauſcht, und ſeine dramatiſchen Gebilde: Regulus, Coriolon, Polixena und Balboa ſind mit Anmuth, tragiſcher Würde und edler Einfachheit, mit Wahrheit und Haltung in der Characteriſtik und in der äußeren Form, mit einem reinen hohen Styl ausgerüſtet. (Sein gemüthlicher Bruder, Matth. v. Collin, hat ſeine dramatiſche Bahn noch nicht vollendet und wir haben noch manches Treffliche von ihm zu erwarten.)“

Werner nennt der Verf. „den einſt ſo hochgeprieſenen, jetzt, wie es ſcheint,

halbvergessenen.“ (Letzteres ist nun freilich nur Schein, denn nie war Werner, selbst seinen Standpunct als Priester und Kanzelredner hinweg gedacht, in lebhafterem Andenken, als jetzt, wenigstens bei uns im Oesterreichischen und im ganzen catholischen Deutschlande. Wenn er im protestantischen Theil desselben, der Wiege seines Dichterruhmes, nicht mehr der Hochgepriesene ist, so rührt es wohl von einem sehr partheiischen Grunde her.)“ Was ihn, sagt unser Vers., dem Norden entfremdete, ist theils seine Mystik, die oft freilich nur gar zu gesucht in seinen Dramen herrschte, theils sein Religionswechsel. Was die Mystik betrifft, so war es eine gewisse Secte Klärlinge, die ihr tiefsinniges Spiel von einer schiefen Seite anfaßen, und darin Aergerniß fanden. Auf der andern Seite werden wohl die Wenigen mit dem Vers. einverstanden seyn, wenn er die Kunegunde (folglich nicht die Söhne des Thales) für das Beste hält ꝛc.

„Außer den Söhnen des Thales ist auch die Tragödie: der 24. Februar, ein in seiner Art vollendetes Drama, in einem einfachen, großartigen Style; ein Muster für das bürgerliche Trauerspiel.“

Bei Grillparzer kommt der Verf. natürlich gleich auf die „Eumenide Ahnfrau zu sprechen.“ Dieses Drama, sagt er, ist ein bunter blumenreicher Teppich (blumenreich ist hier wohl im compilatorischen, anthologischen Sinn nach Ideen und Sprache verstanden), dessen innerstes Gewebe mit glänzenden Goldfäden übersponnen ist. Werden nun diese Fäden zerlegt und getrennt, sieht man hinter ihnen aus einer hohlen Nische das Medusenhaupt, jenes schlangenhaarige Scheusal, hervor grinsen. In dem finstern, sternenlosen Hintergrunde liegt wie bei seinem Protyp, der Schuld, die Sünde als leidendes tragisches Fatum. „In der Sappho würdigt Dr. Herrmann die

Fortschritte des Dichters; „doch (sagt er) kann die allgemeine plausible Aufnahme eines Werkes im großen Publikum kein Richtmaß für den strengen Kunstrichter seyn. Sappho steht sowohl in Hinsicht der äußern Gestaltung, mit den reichen Bildern und Blüthen zartsinnigster Poesie ausgeschmückt, als auch an tragischem Gehalte dem ersten Drama desselben Verf. weit voraus ꝛc. Fassen wir aber diese Tragödie in ihrem innersten Gewebe auf, so finden wir, daß ihr eigentliche tragische Tiefe, Hoheit und Adel der Gesinnungen, innere Größe und Wahrheit der Charactere fehlt.“ Phaon hält der Verf. für arg verzeichnet; er nennt ihn einen „Miserablen Menschen,“ und tadelt an der „hochgepriesenen, heilig begeisterten Dichter-Heroine,“ daß sie sich seinetwegen habe opfern mögen. „Nicht zu gedenken (fährt der Verf. fort), daß diese Tragödie auch nur entfernt ein Nachgesang sey des altgriechischen Drama, wie Göthes

Iphegenia oder Schlegels Jon; nein! sie ist ganz in anderer sentimentaler Sinn- und Denkweise gedichtet. Durch manche breite Erzählung und durch das Ausspinnen dichterischer Ideen hinkt die Handlung hier und da; wofür die blühende, bilderreiche Sprache nicht genügend entschädigt. Der fünfte Act dürfte wohl die Krone seyn ꝛc. „In theatralischer Hinsicht räumt er ihr glänzende Vorzüge ein. — Also spricht unser Verf. von einem Dichter, der wohl in der That noch ungleich mehr „hochgefeiert“ wird, als man ihm dieses Epitheton beilegt, mit dem man heut zu Tage nur allzuviel Tand treibt. Diesem jungen Manne aber sogar Gemüth abzusprechen, wie solches jüngst im Hermes geschah, scheint ungerecht und beleidigend. In dieser Rücksicht wollen wir hier noch anführen, was Dr. Herrmann, der „jüngern deutschen Muse“ zum Hauptvorwurf macht, und worin alle Wohlgesinn-

ten ihm gewiß beistimmen werden. Der Grundstoff der romantischen Zeit (sagt er) und vor Allem jene Centralsonne: innere Religion, fehlen. — In diesen Worten liegt ein tiefer practischer Sinn. —

Bei diesem Anlasse können wir nicht bergen, daß es uns ungemein aufgefallen ist, den trefflichen und gediegenen Kunstmeister C. A. West nur so im Vorbeigehen berührt zu sehen. Daß der Verfasser seine hohen Vorzüge würdigt, versteht sich zwar von selbst; allein wir glauben, daß er mehr als mancher Andere eine analytische Vorführung verdient hätte. Der Verf. wünscht, West möchte bald „rüstig wieder an ein Werk Calderons oder Moretos gehen, und uns auf der Bühne damit beglücken.“

Was die Zusätze betrifft, welche wir uns hier erlaubt haben, so sind wir durch

durch das perſönliche Verhältniß mit dem liebenswürdigen Verf. überzeugt, daß er ſolche uns nicht übel deuten, ſondern vielmehr als einen Beweis unſerer Offenherzigkeit freundlich aufnehmen wird *).

*) Leider iſt Dr. H. ſeitdem, ſeinem ſchönen Wirken und dem Kreiſe ſeiner Freunde, durch den Tod entriſſen worden.

Kleineres Bunterley.

Erſte Reihe.

Ein ächt brittiſcher Einfall war es, auszurechnen, wie viel Thaler C. M. ein engliſcher Pfennig (penny) Zinſen zu Zinſen geſchlagen, von der Geburt Chriſti an bis zum Weinachtsabend 1815 betrage. Das Facit iſt nicht weniger als: 365159202973034462916585362321900 76 Thaler. Dabei iſt bemerkt worden, daß dieſe Summe in eine Kugel zuſammengeballt, einen Durchmeſſer von 135335 geogr. Meilen, und 1039½ Fuß haben, und dem-

nach alle Planeten des Sonnensyſtems an Größe übertreffen müßte. Die ganze Erde würde, wenn ſie ſelbſt von Gold wäre, nicht zulangen, das Intereſſe jener Summe, auch nur für eine einzige Stunde zu bezahlen. Bei dieſer ſpitzfindigen Berechnung iſt jedoch die Kleinigkeit überſehen worden, die Zinſen ſelbſt anzugeben.

Die erſte privilegirte Buchdruckerei in Conſtantinopel wurde erſt im Jahre 1718 errichtet. Mit ungeheuern Koſten ließen die Muſelmänner zu Leiden Lettern gießen und die nöthigen mechaniſchen Vorrichtungen herſtellen; allein es wollte mit der Sache nicht gehen. Die Erfindung eines Deutſchen ſollte auch in der Türkei durch einen Deutſchen ausgeführt werden. Man ließ nämlich den Doctor Bachſträn kommen, der auch eine Anzahl Geſellen aus Deutſchland mitbrachte. Dieſe Druckerei

war aber kaum in Ausübung gekommen, als ſich von verſchiedenen Seiten Unzufriedenheit äußerte, welcher Umſtand außerordentlich einleuchtend iſt. Wir wollen hier die intenſiven Urſachen nicht berühren, ſondern nur der Zahl von mehr als 6000 Abſchreibern erwähnen, denen durch die Druckerei die Arbeit entging. (In neuerer Zeit ſehen wir hinwieder durch die Zahl der Druckereien die der Abſchreiber *vermehrt*, nur in einem andern Sinne), vergebens wurde verordnet, daß der Corbin und ſein Commentar nie gedruckt werden, und daher den Copiſten bleiben ſollten; die Unzufriedenheit währte fort, bis dieſe Druckerei nach 12 Jahren einging. Im Jahre 1784 wurde ſie aber wieder hergeſtellt.

In dem Gedichte: „Childe Harolds Monitor," werden die früheren engliſchen Dichter mit Schmeicheleien, die franzöſiſchen und be-

sonders die deutschen mit Maulschellen bedient. „Wie konnte doch, singt der Dichter, im kühnen England jene prosaische Zahmheit, welche nur für den deutschen Himmel paßt, Platz gewinnen? — Klopstock, du Fähnchenführer der trägen Bande, du schläfrige Drohne, hinsummend über Judas Land, schwerfällige Lieder mühevoll schnarchend, überladen mit Youngs Süßigkeiten, aber seiner kräftigen Würze mangelnd, erpraſſelnd dann und wann in bombastischen Schlüsselbüchsenschüssen: du bist es, dem wir zum Theil unsere abenteuerlichen Gesellen verdanken.“ — Dieser poetischen Schimpfrede wird dann folgende in einer Note in Prosa zugesellt: Young war Klopstocks Lieblingsdichter. Hinc lacrimae! Daher seine düstere Empfindelei, durch einen widerwärtigen Ueberguß von deutscher Langweiligkeit noch gehörig verstärkt, oder vielmehr vergröbert. Aber der Engländer blendet seinen Leser immer fort mit plötzli-

chen Leuchtungen einer verborgenen Laterne. Nicht ſo der Deutſche; bei dieſem iſt es eine „solid substantial dulneſs,“ die du mit einem Löffel eſſen kannſt. Seine wohlbekannte Schilderung des Donners „ten thousand pounder of the Almigthy“ iſt das Höchſte des himmliſch und arithmetiſch Erhabenen.“ — Dieſe Dialectik iſt, ihrer Maſſivität nach, wohl ganz à l'Angloise, dem Geiſt nach aber von einem Britten ſehr auffallend, da wir bisher gewohnt waren, unſere barbariſche Literatur nur von den polirten Franzoſen mit ähnlichen Schimpfaden beehrt zu ſehen.

Ein Schmaus für arithmetiſche Micrologen (Micrologie iſt für die löblichen Rechenkünſtler eine Art unerläßlicher Pflicht) iſt folgende Nachricht aus engliſchen Blättern. Nach der Autorität von Pater Caimon's Reiſen gibt die Encyclopaedia

Britanica ganz ernſthaft die Zahl der Zwiebeln und des Knoblauchs, welche jährlich in Madrid verſpeist werden, auf

95000000000000000000000000000015

Stück an, und fragt, welcher Kubik-Inhalt ſich wohl ergeben möchte, wenn man jede Zwiebel u. ſ. w. zu 1 Kubik-Zoll annähme. Wir wollen es verſuchen. — Die Erde kann zu 265404598080 Kubik-Meilen Inhalt in ihren feſten Theilen geſchätzt werden, jede Meile aber enthält 254538061056000 Kubik-Zoll. Folglich die ganze Erde an Kubik-Zollen 67507798962975780374480000. Sonach würden ſich alſo die Kubikzolle jener Zwiebel-Maſſe zu den eben angegebenen ungefähr wie 67½ zu 950000000, oder etwa wie 1 zu 140000000 verhalten, und jene Hauptſtadt jährlich 140000000 Erdgloben von Zwiebeln verzehren. Nimmt man die Bevölkerung Madrids zu 200000 Seelen an, ſo würde nach Pater Caimon ein völlig erwachſener Mann ohne große

Mühe jeden Tag ein paar recht artige Planeten verschlucken. Es hieße dann: „Bring mir einen Mars zum Frühstück, und schneide den Mond für den kleinen Don Diego an.“

Meidingers französische Grammatik liefert einen frischen Beweis von der Machtlosigkeit der Critik. Im Anhange der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek Seite 411 liest man von competenter Hand: „Wer kennt nicht die Sudeleien eines Meidingers! Weder Vollständigkeit noch Richtigkeit, noch Bestimmtheit, noch lichtvolle Anordnung empfehlen seine Bücher. Oft sind seine Regeln nur halb wahr, oft ganz falsch. Seine Uebungen über dieselben sind geschmacklos, und mehrmals ganz sinnlos. Es ist uns nicht unbekannt, wie sehr seine elende französische Grammatik im Rufe steht, und wirklich häufig gebraucht

wird. Aber fragen möchten wir, wie ging es zu, daß ein so schlechtes Buch, welches von Fehlern aller Art wimmelt, konnte je empfohlen und überall so wohl aufgenommen werden? Ein Phänomen, welches wirklich unerklärbar wäre, fände man nicht die Ursache in der Unwissenheit so vieler Sprachmeister, Hofmeister und selbst Schulmänner. Doch brauche solchen Schofel, wer da will.“ — Und was geschah fort und fort? Diese „Sudeleien, schlechten Regeln, sinnlosen Uebungen, das schlechte Buch von Fehlern aller Art wimmelnd, solcher Schofel:“ Alles dieses überwog weit die musterhaften, systematischen, reinrationellen Lehrbücher eines Mozin und Debonale. Warum? Weil letztere mit ihren Collegen nicht à la Meidinger der Bequemlichkeit und dem Schlendrian der Lehrenden und Lernenden schmeichelten in einer Zeit, wo bevorsteht, daß man noch die tiefesten Geheimnisse der Kantischen Phi-

losophie in Conversationsmodeln ausgießen werde. Daher geschah es auch, daß von der unseligen Sprachlehre des seit Kurzem seligen Meidinger eine viertel Million Exemplare ins Publicum kam, nämlich 31 Auflagen, jede 8000 stark, wobei wahrscheinlich nicht einmal die Nachdrücke mitbegriffen sind, die man wenigstens halb so hoch anschlagen könnte.

Deutschlands erste Literaturzeitung sind die Acta eruditorum. Gegründet wurden sie im Jahre 1680 von dem Professor Menke in Leipzig, nach dem Vorbilde des Journal des savans. Menke, um gute und verläßliche Mitarbeiter zu werben und etwas Tüchtiges herzustellen, unternahm eine Reise nach Holland und England. Sofort 1682 begann die Zeitschrift, welche nun mit Inbegriff aller Nachträge und Register 117 Bände ausmacht. Unter

der ſchlechten Redaction des Prof. Bel ſeit 1754 ſanken die Acta. Der Jahrgang 1776 konnte erſt 1782 erſcheinen. Auf dieſe Acta gründete der umſichtige, gelehrte und regſame Nicolai ſeine deutſche Bibliothek, die in ihrer Art zum Aufſchwung deutſcher Gelehrſamkeit noch mehr beitrug, als jene.

Das Pergament (gegerbtes, in Kalk gebeiztes, eigens zubereitetes Hammel-, Kalb- oder Ziegenfell) hat ſeinen Namen von der berühmten altaſiatiſchen Stadt Pergamus, nicht weil es dort erfunden, ſondern verbeſſert, häufig verfertigt und ein höchſt bedeutender Handelsartikel derſelben war. Das Pergament war urſprünglich gelb; es weiß zu bereiten, verſtand man zuerſt in Rom, ſpäterhin lernte man ihm auch die Purpurfarbe geben. Vor dem 6ten Jahrhunderte diente es zu Büchern, ſo wie

zu Urkunden das ägyptische Papier. In dem Anstücken des Pergaments zu längerem Textgebrauch waren die Juden vorzüglich geschickt; solche Leute hießen früher Glutinatores. Mit dem 8ten Jahrhundert riß die bedauernswerthe Gewohnheit ein, beschriebenes Pergament abzuschaben, um aufs Neue darauf zu schreiben, daher codex rescriptum. Hierdurch gingen natürlich viele der kostbarsten Manuscripte für die Wissenschaft die wichtigsten Aufbewahrungen verloren, obschon mancher solcher Codex durch die Geschicklichkeit und Geduld eines Aug. Mai, eines Aucher ꝛc. gerettet wurde. Es währte jene unselige Gewohnheit bis zum 14. oder 15. Jahrhundert; die Veranlassnng war die Seltenheit des Pergaments. Als Gui, Graf von Nevers den Carthäusern eine silberne Lampe verehren wollten, baten sie, er möchte ihnen lieber Pergament schenken. — Die größte und kostbarste Sammlung von Per-

gament-Ausgaben besaß Mac-Carthy, laut dessen Versteigerungskatalog.

Was man heut zu Tage unter dem Worte Archiv versteht, nämlich einen Aufbewahrungsort für wichtige Urkunden und andere Schriften ꝛc. hieß bei den Römern tabularium, chartularium, graphiarium, sanctuarium, sacrarium, scrinium, oder camera, cimeliarchum, auch armarium, und öfters archivum selbst. Wo das erste Archiv angelegt wurde, ist nicht wohl auszumitteln. Die Juden bewahrten ihre bürgerlichen Gesetze und Uebereinkünfte im Tempel, die Griechen in dem zu Delphi und dem der Minerva zu Athen auf; die Römer hatten in den Tempeln des Apollo, der Vesta und im Capitol die Acten ihrer Friedensschlüsse und Gränzberichtigungen, ihre Jahrbücher und ähnliche Documente niedergelegt. Außer den

öffentlichen Archiven hatten die römischen Kaiser in ihren Palästen noch besondere, unmittelbar ihre Würde betreffende Archive. Man nannte diese sacrascrinia und theilte sie in die vier Fächer: 1) Denkschriften, 2) Briefe, 3) Bittschriften, 4) Beschlüsse. Auch die ersten Christen hatten Archive und zwar in jeder Stadt und Gemeinde; allein die Kriege, Feuersbrünste und Verwüstungen aller Art haben aus den ersten vier Jahrhunderten nichts davon übrig gelassen. Frankreich besaß vom Ursprung seiner monarchischen Gestaltung an Archive; die Könige beschäftigten sich eifrig mit dem Sammeln von Urkunden und der Erweiterung der Palastarchive, welche die Entscheidungen der Concilien, die Gesetze der Prinzen und andere öffentliche und particulaire Actenstücke enthielten. Die Könige der zwei ersten Geschlechter und eines Theils des dritten, hatten, wie die römischen Kaiser zwei Gattungen Archive ambulatorische

(viatoria), und permanente (stataria). Daniel in seiner bekanntlich nicht sehr werthvollen Geschichte Frankreichs sagt, daß die Papiere der Könige und die öffentlichen Protocolle im Jahre 1194 von den Engländern weggenommen worden, wornach der jetzige Urkundenschatz nicht über Philipp August zurückreichen kann. Guerin, aus dem Orden des heil. Johann von Jerusalem, Bischof von Salens und Canzler dieses Fürsten hat das Verdienst, im Jahre 1410 der Erste wieder eine Urkunden-Sammlung angelegt zu haben. Carl des Großen Schreiber, Eginhard, sammelte die Archive Deutschlands. Nach Wagenseil sind die ältesten Gesetzurkunden in dem kaiserlichen Archive die von Friedrich III. aus dem 15. Jahrhunderte, wenn man nämlich die goldene Bulle Carls IV. ausnimmt. Unter Maximilians I. Ende des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts gewannen die Reichsarchive eine

festere Gestalt, und wurden mit mehr Sorgfalt erhalten. Permanente Archive waren das des Erzkanzlers zu Mainz, das des Vicekanzlers zu Wien, das der kaiserlichen Kammer zu Speier, unter dem Namen Gewölbe. — Details über die Einrichtung der Archive findet man in Lemoine's Diplomatique pratique, ou traité de l'arrangement des archives tresors des chartres 4. Metz, 1765.

Folgendes ist die Uebersetzung der in neugriechischer Sprache verfaßten Schrift, welche Ali Päscha auf seinem (für den König von England verfertigten) Bildniß in der Hand hält: „Ich bin in der albanischen Landschaft Tabeleni geboren, von edler Herkunft und der Sohn eines Pascha. Mein Vater sowohl als meine Vorfahren haben dieser Gegend und ihren Bewohnern Dienste erwiesen und Hülfe geleistet. Beim Tode

meines Vaters war ich sechs Jahre alt. Da traten Freunde und Feinde und alle, denen mein Vater Wohlthaten erwiesen hatte, vereinigt gegen mich auf: wie grimmige Löwen wollten sie mich erwürgen, aber der Allmächtige, welcher mich zu langem Leben und zu einem glorreichen Daseyn bestimmt hatte, entriß mich ihren Klauen und schützte mich auch vor allem Unglück. Er hat mir nicht nur seinen Arm geliehen, sondern mich auch in den Stand gesetzt, durch kühne Kriegszüge meine Feinde zu überwinden und zu vertilgen, obwohl ich damals noch an vielen Dingen Mangel litt. Dadurch habe ich mich dem Willen Gottes gemäß zu solchem Ruhme emporgeschwungen, daß mein Herr und König mir große Ehre und ausnehmend reiche Schätze zugetheilt hat. Meine Nachbarn, die Franken, meinten, ich würde meinem König nicht gehorsam und unterthänig seyn; allein sie täuschten sich, und ich bin seiner großen Macht jederzeit gehorsam und

unterthänig gewesen. Nachdem ich die höchste Stufe der Ehre und des Reichthums erstiegen hatte, bestand ich den Kampf gegen alle meine Feinde, von denen ich die einen überwunden, und mit Feuer und Schwert verfolgt, die andern auf andere Weise bestraft habe. Ich habe ganz Albanien unterjocht, und über andere Landschaften mehr, deren einige von Franken bewohnt sind, die Herrschaft errungen. Ich habe die Bösewichter und Mörder vertilgt und ausgerottet, die Armen bereichert und die Reichen gedemüthigt. Wenn gleich mit unermeßlichen Reichthümern und Ehren überhäuft, war ich doch nie zufrieden, nie vergnügt, und nie hatte ich ihrer genug. Ich bin auf die Welt gekommen, habe ihre Herrlichkeit gesehen und bin verschwunden. Reichthümer und Ehre sind bei mir vorübergegangen! Ich habe deutlich erkannt, daß Alles auf der Welt Eitelkeit der Eitelkeiten sey.

Das fluchwürdige Höllengift Aqua Toſ-
fana hat ſeinen Namen bekanntlich von der
Erfinderinn, welche Toffania hieß. Den
Handel mit demſelben konnte ſie deßwegen
ſo lange unentdeckt forttreiben, weil ſie es
mit der Addreſſe: Manna von St. Nico-
laus von Bari verſchickte. Solches ge-
ſchah in kleinen platten Glasfläſchchen mit
dem Bildniß dieſes Heiligen. Die Zollbe-
amten unterſuchten nicht weiter, weil ſie
gewohnt waren, jährlich eine große Anzahl
Fläſchchen mit derſelben Addreſſe paſſiren
zu laſſen, die ein wunderthätiges Oehl ent-
hielten, das aus dem Grabe dieſes Heiligen
im Königreich Neapel trieſte. Auch war
die ſchändliche Giftmiſcherinn von vielen vor-
nehmen Perſonen geſchützt, und entging
ſtets weitern Unterſuchungen. Endlich aber
erhielt der Vicekönig von Neapel um das
Jahr 1709 davon Nachricht und befahl, das
Weibsbild zu greifen. Es entwich aber und
floh von einem Kloſter in das andere. Gleich-

wohl ergriff man sie, trotz des Sträubens der Geistlichen, welche über Verletzung der Rechte des Klosterasyls klagten. Sie gaben aber nach, als man bekannt machte, Tofsania habe die Stadtbrunnen vergiften wollen. Auf der Folter gestand sie und gab alle ihre Abnehmer an. Auch sagte sie aus, daß sie noch Tags-zuvor zwei Kisten ihrer infernalischen Waare nach ** gesendet habe. Diese fanden sich dort wirklich im Zollhause; doch wollte nun begreiflicher Weise niemand sich darum melden. Man begnügte sich damit, dieses teufliſche Weib zu erdrosseln. — Nachrichten über das Aqua Toffania und mehrere seiner Opfer enthält unter Andern die allgemeine Welthistorie XXIII. 299; 323; Cabats Reise nach Welschland VI. 33. L'espion devalisé, S. 97. Zu letzterem gibt der geistreiche Abbé Galiani einen Bericht, welchen man auch in Beckmanns Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen II. 4. Art.

ſchleichende Gifte, abgedruckt findet. Eine ſchauderhafte Begebenheit von einem Kaufmann, der ſeinen lebendigen Leichnam zum Behuf der Giftbereitung verhandelte, um ſeine Familie zu retten, habe ich in einem der erſten Hefte der „Vorzeit“ geleſen.

Dem Grafen Friedrich Mülinen Schultheiß zu Bern, Altlandamann der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, einem der gelehrteſten, wirkſamſten und glücklichſten Forſcher in den Gebiethen der Geſchichte, Literatur, Kunſt und der ihnen verwandten Fächer gelang es, den wahren Verfaſſer jener Fabeln auszumitteln, die unter dem Titel: Edelſtein, jedem Freund altdeutſcher Poeſie wirklich als ein Edelſtein galten. Früher hatten Gellert, Gottſched, Bodmer, Breitinger ꝛc. ſich mit dieſer Sammlung von Fabeln, die bekanntlich in altſchweizeriſcher Mundart und

freien Reimen, dem Aesop, Avian und Romulus nachgebildet sind, eifrigst beschäftigt; der Name des Verfassers blieb aber dessen ungeachtet ein Räthsel, obschon geraume Zeit Johann von Rindenburg, auch Ringkenberg, welcher im Eingange einiger der vorhandenen siebenzehn Manuscipte vorkommt, dafür angesehen wurde. Der scharfsichtige Lessing, welcher auch diesem Edelstein seine Untersuchungen widmete, und unter Andern sich versucht fand, die Bamberger Auflage von 1461, die nur in einem einzigen Exemplare existiren soll, für das allererste Druckstück zu halten, drang auch hier durch, indem er Boner oder Bonerus als den Dichter erforschte. Lessing nahm an, dieser Boner habe in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geblüht, und späterhin Docen, dieser gelehrte, unermüdliche Custos der, was typographische Alterthümer betrifft, unermeßlich reichen Münchener-Centralbibli-

thek, daß er in den ersten Decennien desselben gelebt habe. Graf Mülinen klärte endlich die Sache mit aller Bestimmtheit dahin auf, daß dieser Boner und der Prediger Ulrich Boner, welcher um das Jahr 1324 zu Bern als ein Mann von Talenten und Wissenschaft, Ruhm und Ansehen gelebt, eine und dieselbe Person gewesen. Diese Behauptung ist auch dergestalt nachgewiesen, daß nun kein Zweifel mehr obwalten kann.

Auch auf die Academia della Crusca sind des großen Schillers Worte: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten" anzuwenden, denn wollen auch neuere Sprachforscher die Verdienste dieser Anstalt schmälern, so wird sie doch immer und ewig den Anspruch behaupten, die berühmte zu heißen. Man weiß, daß ihre Absicht dahin ging, die ita-

lieniſche Sprache zu reinigen und zu ver-
vollſtändigen, daher ſie auch den Namen
Crusca, Kleye, und zur Deviſe ein Mehl-
ſieb wählte: il piu bel fior recoglie (es
ſammelt die ſchönſten Blumen). Die vierte
Auflage ihres Wörterbuchs bei Dom. Mar.
Manni, Florenz 1729—1738, 6 Bän-
de in Folio, iſt die vorzügliche. Der
zweite Band erſchien 1731, der dritte 1733,
der vierte 1735 und 1736 die zwei letzten
zugleich. Der ſonſt ſo ſorgfältige Haym
in ſeiner Bibliotheca italiana gibt irrig
das Jahr 1732 an. Der ſpätere Neapler-
Nachdruck, ebenfalls ſechs Bände in Fo-
lio, iſt incorrect und weniger ſchön. Ihr
Wörterbuch hat die Crusca nach der Auto-
rität einer großen Menge italieniſcher Werke
bearbeitet, deren Autoren vom dreizehn-
ten Jahrhundert an mit ausgezeichneter
Reinheit und Eleganz geſchrieben haben,
und von denen ein Theil noch ungedruckt
war. Die Sammlung der zu dieſem Vocabu-

lario verwendeten gedruckten Werke, wie man leicht ermessen kann, außerordentlich selten, besaß der angesehene Bücherkenner Crevenna; sie umfaßt nicht weniger als 307 Bände. Er gibt darüber in seinem berühmten Catalog, Band 6, Seite 206 eine Nachricht in drei Abtheilungen. Die erste enthält die bekannten, einzeln gedruckten Werke; die zweite die ungewissen und ganz unbekannten; die dritte endlich begreift Autoren, die ganz oder theilweise in dem Wörterbuche selbst citirt sind. — Die Academia della Crusca, auch Academia Furfuratorum genannt, wurde im Jahre 1582 gegründet. Gleich anfangs waren mehrere Widersacher gegen sie aufgetreten, weil sie, wenn auch mit den triftigsten Gründen, den schönen und edlen Muth hatte, das literarische Götzenthum anzugreifen, und die gedankenlose oder knechtische Nachbeterei zu bekämpfen: sie war gegen Tasso in die Schranken getreten. Das brachte nun die Masse eben

so sehr auf, als heut zu Tage diejenigen verschrieen werden, welche sich unterstehen, den nicht zu vergöttern, der den nämlichen Tasso so glücklich dramatisirt hat.

Es ist gewisser Maßen Zufall zu nennen, daß Casanova's Memoiren, aus denen man, nebenher gesagt, wohl ungleich mehr macht, als wirklich an ihnen ist, jetzt im Besitze der Literatur sind. Unmittelbar nach des Helden Hintritt brachte der sächsische Staats- und Conferenzminister von Marcolini das Manuscript derselben für die Summe von 3000 Thalern an sich. Es hält über 600 Bogen in Folio, in französischer Sprache ziemlich gleichförmig und deutlich geschrieben, und war in 10 Bände abgetheilt. Seitdem befand sich dieses Manuscript in den Händen der Familie des Herrn von Marcolini, welche es um den oben bemerkten Preis nicht gern ablassen

wollte, bis endlich der Herausgeber der deutschen Ueberſetzung, welche von Wilh. von Schütz beſorgt iſt, es an ſich kaufte. So erpicht auch die Franzoſen auf Alles ſind, was ſich nur halbwegs zu Memoiren eignet, und ſo bereit ſie auch ſeyn mögen, in dieſer Hinſicht ſelbſt Werke fremder Literaturen ſich anzueignen, wie ſolches unlängſt Benvenuto's Cellini Leben geſchah, ſo ſteht doch dahin, ob ſie ſich über dieſen Caſanova anders, als etwa auszugsweiſe machen werden. Uebrigens hat der geiſtreiche Prinz de Ligne über Caſanova Manches erzählt, was zur Ergänzung der nicht geſchloſſenen Memoiren dienet, z. B. über deſſen Bekanntſchaft mit dem Grafen Waldſtein in Paris, wie oben zu erſehen.

Noch iſt man nicht einig, ſoll man im Franzöſiſchen nach alter Weiſe oi oder nach

Voltaires Manier ai schreiben. Voltaire trat der Erste öffentlich und mit Nachdruck für ai auf. Während er in Cirey bei der Marquise von Chatelet sich aufhielt, schlug er der französischen Academie vor, in ihrem Dictionnaire es für das oi zu adoptiren. Sie gab ihm zur Antwort, diese Rechtschreibung sey eine Unrechtschreibung, wenigstens sey sie unzureichend; es sey lächerlich, sagte sie, einen Mißbrauch an die Stelle eines andern Mißbrauchs zu setzen; das ai, bemerkte die Academie ferner, da es sechs verschiedene Laute hat, würde den Leser über die Aussprache dieser Sylbe doch immer in Ungewißheit lassen; endlich setzte die Academie hinzu, würde sie sich recht gern zu dieser Orthographie bequemen, wenn er statt ai das e annehmen, und also schreiben wolle: Anglés, francés, j'avés, j'aurés u. s. w. Am lebhaftesten sah sich Voltaire bei dieser Neuerung von Demarsais bekämpft; er beharrte aber

bei ſeinem ai, und die Orthographie der Franzoſen blieb nach wie vor oi. Allein ſeit dem Jahre 1804 hat man in den Pariſer-Buchdruckereien allgemein Voltaires Schreibung angenommen, jedoch geſtattet, daß man ai in Wörtern anbringt, wo oi lang iſt, z. B. l'ollandais, javais, Japonais etc. In Frankreich iſt dieſe Rechtſchreibung nun ſo gut als Regel; in Deutſchland und anderwärts ſchreibt man dennoch meiſtens noch oi.

Die Alten ſchrieben nur auf die Eine Seite, ſo daß die Rückſeite leer blieb. Dieſe Art war auch dermaßen eine Beobachtung der Höflichkeit, daß der heilige Auguſtin, da er einige Male dagegen gehandelt, ſich deßhalb entſchuldigt. Julius Cäſar mag der Erſte ſeyn, welcher conſequent beide Seiten beſchrieb, und kann ſomit für den Erfinder der ſogenannten Opiſtiographie gelten.

Die Siegel druckten die Alten unterhalb der Schreibseite, und die Briefe wurden wie man weiß, weder zusammengebogen, noch förmlich geschlossen, welcher Gebrauch wenigstens bis in das eilfte Jahrhundert hinaufsteigt, und erst seit dem heiligen Ludwig allgemein wurde.

Englands Guttenberg heißt William Carton. Sein erstes und das erste in englischer Sprache erschienene Druckwerk ist die Sammlung der Sagen von Troyes. Carton übersetzte sie auf Befehl der Gemahlinn Carls des Kühnen aus dem Französischen, wo sie unter dem Titel: Recueil des histoires de Troyes bekannt sind, und vollbrachte den Druck im Jahre 1471 zu Cölln. Der Druck erhielt Beifall, und Carton fand sich ermuthigt, sich förmlich auf die Buchdruckerei zu verlegen. Er schaffte sich die nöthigen Requi-

ſiten an, ging nach England zurück, und etablirte in der Weſtmünſter-Abtei eine Officin. Er druckte dann im Jahre 1474 the game and playe of the Messe, welches das erſte in England ſelbſt erzeugte Druckſtück iſt. Als Ueberſezer und Typograph fuhr Carton rüſtig fort, bis er 1491, 81 Jahr alt, ſtarb. Seine typographiſchen Arbeiten ſtehen jedoch gegen die Deutſchlands weit zurück; ſeine gothiſchen Lettern ſind verſchnörkelt, überladen und geſchmacklos, die Holzſchnitte über allen Ausdruck häßlich. Cartons Ausgabe des recueil des histoires des Troyes iſt ſo ſelten, daß in der Roxburgiſchen Verſteigerung ein ſehr mangelhaftes Exemplar für 1000 Guineen erſtanden wurde.

Die Marquiſe von Chatelet war auch von Seite wahrer Gelehrſamkeit Voltaires theure und würdige Freundin.

Von ihrem Vater, dem Baron Breteuil, lernte sie latein, in welchem sie es mit der berühmten Madame Dacier aufnehmen konnte; noch stärker war sie in der Mathematik, ihrem Lieblingsstudium. Von Voltaire lernte sie während seines Aufenthaltes bei ihr in Cirey, in drei Monaten englisch, und disputirte mit ihm über Newton, dessen Principia sie in das Französische übersetzte, und mit einem algebraischen Commentar begleitete. Sie schrieb eine tiefsinnige Abhandlung über Leibnitzens System, correspondirte mit Wolf, und gab einen Tractat über die Natur des Feuers heraus, der von der Akademie der Wissenschaften den Preis erhielt. – Was aber bei einer Frau mehr werth ist, als dieß Alles: sie war sehr schön, denn ihr Portrait, welches noch jetzt neben Voltaires Bette zu Ferney hängt, soll höchst getreu seyn, und dieß Portrait ist, nach meinem Dafürhalten, das Portrait eines Engels. Die

Marquise mag damals an die 40 Jahre gehabt haben.

Ein Schreiben des Italiäners, Jos. Zuccoli aus Sennaar vom 3. Nov. 1821 liefert merkwürdige Nachrichten über Ibrahim Pascha, Sohn des großen und glücklichen Reformators Aegyptens. Man ersieht daraus, daß dieser junge Mann seines ausgezeichneten Vaters vollkommen würdig ist, und einen zweiten Cambyses erwarten läßt. Zuccoli hat als Ingenieur bei Ibrahim Pascha's Heer Gelegenheit, ihn zu beobachten und Anlaß genug, ihn zu bewundern. Auf diesem merkwürdigen Zuge in das nordöstliche Africa befand sich die Armee, als jener Brief ablief, unterm 13° N. B., bestimmt bis zum 7. einzurücken. Bei Tage fand eine Hitze von 31—36° Reaum., des Nachts eine Kühle von 15 Statt, daher häufig Krankheiten entstanden.

Ibrahim Pascha selbst überwand nur durch die Geschicklichkeit seines Arztes Scotto die Gefahr, an der Ruhr umzukommen. Bereits im Besitze von Dougola, Sennaar und Caudofan, wendete sich Ibrahim nunmehr nach Figuella und Schellucht, Willens, noch weitere Eroberung im Innern Nigritiens zu machen. Zuccoli, welcher den Auftrag hatte, alle Gegenden des Armeezuges geographisch aufzunehmen, zählte bereits 180 größere und kleinere Cataracten im Nil, und entdeckte in Bruces Karte einen nicht unerheblichen Irrthum. Das kommt daher, weil Bruce hier nicht nach Selbstansicht aufzeichnete; er folgte da nur den Angaben der Einwohner, denen kaum bekannt ist, wo die Sonne auf- und untergeht, oder wo Süden und Norden sind. Auch die noch immer nicht genugsam bekannte Insel Meror hat Zuccoli vielleicht schon richtig bestimmt, indem er die, durch

die Flüſſe Dender und Nahb, gebildete Erdzunge dafür hält; er entdeckte daſelbſt 45 mit Hieroglyphen verſehene Pyramiden. Hier war es auch, wo er mit Herrn Caillanus und ſeinem Geſellſchafter zuſammentraf. Dieſe folgen ein m andern, von des Ibrahim jüngern Bruder, Ismail Paſcha, befehligten Heerezug, der den Zweck hatte, zu unterſuchen, ob der weiſſe Fluß ſich wirklich in einen großen Binnenſee mündet und mit dem Nigerfluſſe verbunden iſt. Mahomet Alis Entwürfe ſind in der That kühn, aber wenn man ſeine bisherigen Erfolge erwägt, kann man weniger an dem ſeines Planes zweifeln, in Aſien ein ausgedehntes und mächtiges Reich zu gründen.

Die Grube, in welche Joſeph von ſeinen Brüdern geſtoßen wurde, hat der

berühmte Reisende Burkhardt von Basel, dessen manche Zeitschrift schon öfter gedacht, auf seiner Reise nach Syrien gesehen. Sie befindet sich in der Gegend am Szoffad in einem Garten. Ihr Durchmesser beträgt etwa 3, ihre Tiefe über 30 Fuß. Es heißt, der Boden dieser Grube sey in den Felsen gehauen, sonst ist sie gemauert, und läßt kein Wasser eindringen. Dieser Umstand ist es hauptsächlich, warum man berechtigt ist, sie für jene Josephsgrube zu halten. Die Bewohner erzählen, die weißen Steine seyen von den Thränen, die Jacob beim Aufsuchen seines Sohnes vergoß, schwarz geworden. Diese Grube ist nicht nur für die Christen, sondern selbst für die Türken ein Gegenstand der Verehrung. Letztere haben eine kleine Kapelle dabei errichtet.

Manches alte Volk war schon nahe da-

bei, die Buchdruckerkunst zu erfinden. Unter den Spuren, welche sich z. B. bei den Römern zeigen, verdient auch deren Gewohnheit, Buchstaben in die Töpfergeschirre einzeln einzudrucken (daher man auch verkehrt angebrachte findet) berücksichtigt zu werden. Es hat auf diesen gewiß nicht gleichgültigen Umstand Wald in seiner Geschichte der Wissenschaften, und der gelehrte Stichauer in seiner Abhandlung über die römischen Denkmähler Baierns aufmerksam gemacht. Inzwischen darf man nicht vergessen, daß die Erfindung der Typographie diesen Römern wohl ziemlich unnütz gewesen wäre, da es noch kein Druckpapier gab. Von den Chinesen, diesem hochehrwürdigen Volke, über das man sich heut zu Tage, leichtsinnig genug, lustig zu machen pflegt, soll aber hier nicht die Rede seyn, da sie so viel Technisches bereits vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden anticipirt, und so manche Erfindung längst schon wieder ver-

gessen haben, mit denen die Europäer groß thun.

Die Verdienste, welche ein Petrarca, Boccaccio und die Mediceer um die Erhaltung und Ausbreitung der classischen Literatur haben, scheinen noch nicht gebührend anerkannt zu werden. Es wäre wohl eine dankbringende Aufgabe, diese Ansprüche in einem eigenen Gemählde herauszuheben, und somit anschaulicher zu machen, was unter Andern Roscoes in seinem Leben des Lorenz von Medicis gethan hat, wo er ein musterhaftes Skelett liefert, was gleichsam nur ausgefüllt zu werden brauchte. Durch das Beispiel jener Männer geschah, daß man Urkunden- und Bücherſammlungen mit dem Eifer unsers preiswürdigen Ang. Mai durchsuchte, daß dieses bei vornehmen Personen gleichsam mit zum guten Ton

gehörte, und eine Manuſcriptenſammlung unter die edelſten Auszeichnungen eines großen Hauſes gehörten. Entdeckte ein ſolcher bibliographiſcher Columbus irgend eine claſſiſche Handſchrift, ſo wurde dieſer Fund der Eroberung eines Reiches gleichgeſtellt; nichts übertraf die Wichtigkeit ſolcher Acquiſitionen. Ein einziges Factum möge es bewähren. Als Cosmus von Medicis mit dem Könige Alfons von Neapel im Kriege lag, fand jener einen Livius auf, und dachte groß genug, ſolchen ſeinem Feinde mitzutheilen, um ſeiner Wißbegierde eine freudige Ueberraſchung zu bereiten. Alfons war darüber entzückt, und durchlas das Buch, wiewohl ſein Arzt, der es für vergiftet hielt, ihn abhalten wollte, mit dem glühendſten Eifer. Er war ſo empfänglich für dieß große Geſchenk, daß er mit Cosmus Friede und Freundſchaft ſchloß.

Serna-Santander in seinem Diction. bibliogr. gibt die Zahl der im 15ten Jahrhundert gedruckten Schriften auf 15000 an. Das ist aber gewiß um einige Tausend zu wenig, was Dr. Hain, der jetzt auf der Münchner-Bibliothek ein allgemeines Incunnabellexicon bearbeitet, deutlich einsieht. Darum ist es eher zu spät als zu früh, mit dem Jahr 1500 abzuschließen, hat auch der vielverdiente Denis bis 1510 gehen wollen. Ich meiner Seits erlaube mir zu glauben, daß man am besten mit 1480 aufhören soll, denn bis dahin ist das Wichtigste schon ziemlich erschöpft, wenigstens sind die andern 20 Jahre im Verhältniß von keiner großen Bedeutung mehr.

Zu einer critischen oder politischen Geschichte der Buchstabenschrift höchst wichtig ist wohl folgende Stelle in Platos Phädrus: „Ich habe (Worte des Socrates)

gehört, zu Naukratis in Egypten sey einer von den dortigen alten Göttern gewesen, dessen Name Theuth geheißen. Dieser habe zuerst die Zahlen und Verhältnisse erfunden, dann die Meßkunst und die Sternkunde, ferner das Brett- und Würfelspiel, und so auch die Buchstaben. Als König von ganz Aegypten habe damals Thamus geherrscht; zu diesem sey Theuth gegangen, habe ihm seine Künste ausgestellt, und begehrt, sie möchten den andern Egyptern mitgetheilt werden. Jener fragte, was doch eine jede für Nutzen gewähre, und jenachdem ihm, was Theuth darüber vorbrachte, richtig oder unrichtig dünkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun soll Thamus dem Theuth über jede Kunst dafür und dawider gesagt haben, welches zu weitläuftig wäre, Alles anzuführen. Als er aber an die Buchstaben gekommen, habe Theuth gesagt: Diese Kunst o König! wird die Aegypter weiser machen und

erinnerungsreicher, denn als Mittel für den Verſtand und das Gedächtniß iſt es erfunden. Jener aber erwiederte: O! kunſtreicher Theuth! Einer weiß, was zu den Künſten gehört, ans Licht zu gebären, ein Anderer zu beurtheilen, welches Verhältniß von Schaden und Vortheil es denen gewährt, die es gebrauchen werden. So haſt auch Du jetzt als Vater der Buchſtaben das Gegentheil deſſen geſagt, was ſie bewirken. Denn dieſe Erfindung wird den lernenden Seelen vielmehr Vergeſſenheit einflößen, und Vernachläßigung des Gedächtniſſes, weil ſie im Vertrauen auf die Schrift ſich nur von Außen vermittelſt fremder Zeichen, nicht aber innerlich ſich ſelbſt und unmittelbar erinnern werden. Nicht alſo für das Gedächtniß, ſondern nur für Erinnerung haſt Du Dein Mittel erfunden. Auch von der Weisheit vermagſt Du Deinen Lehrlingen nur den Schein, nicht die

Sache selbst beizubringen. Denn indem sie nun Vieles gehört haben ohne Unterricht, werden sie sich auch vielwissend zu seyn dünken, da sie doch größten Theils unwissend sind, und schwer zu behandeln, nachdem sie dünkelweise geworden, Statt weise." — Und um wieviel triftiger sind diese weisen und tiefen Worte nicht auf das Buchdruckerwesen anzuwenden, besonders seit es mit dem gewissen Encyclopädismus so überhand genommen hat!! Die obige Uebersetzung ist von Schleiermacher (Platon, Theil I. S. 161.), wo aber nichts durchschossen ist wie hier.

Der alte Typograph Ant. Koburger in Nürnberg, von dem man schöne Ausgaben gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, vornämlich aus den 80er Jahren besitzt, hatte eine gar ansehnliche Druckerei.

Er beschäftigte 24 Pressen, und mehr als 100 Setzer und Drucker, auch noch sonstiges Nebenpersonale. Zu Lyon hatte er eine zweite Officin, und doch konnte er den vielen Bestellungen nicht Genüge leisten, bis er endlich in fremden Druckereien arbeiten ließ. Desto übler jedoch erging es seinen Collegen Schweinheim und Pannarz in Rom, die daselbst die erste Druckerei anlegten. Im Jahre 1472 klagten sie dem Pabst bitterlich, daß sie wohl 12000 selbst verlegte Bücher auf dem Halse, aber kein Brod hätten, mit den Schlußworten: Pater sancte! adjuvent nos miserationes tuae, quia pauperes facti sumus nimis! So erging es, weil man druckte und druckte, ohne den Bedarf vor Augen zu haben.

In der ersten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst waren die Correctoren Gelehrte, förmliche Gelehrte. Auf Correctheit

wurde mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit gesehen, daher denn die Correctoren einen feierlichen Eid ablegen mußten, keinen Druckfehler mit einschleichen zu lassen. Ganz insonderheit sah der gelehrte Buchdrucker Aldus in Venedig darauf. Er legte sogar eine Academie an, in der Hauptsache bestimmt, für Schönheit und Fehlerlosigkeit des Druckes zu sorgen. Plantinus in Antwerpen hatte stets wenigstens 6 Gelehrte des ersten Rangs als Correctoren; Bomberg in Venedig in seiner bloß hebräischen Druckerei, wo er über 200 Juden besoldete, 9 solche Gelehrte, alle reichlich bezahlt. Von solchen Sorgen weiß man heut zu Tage freilich nichts mehr; sie wären auch ganz überflüssig. — Auf einem ganz neuen Buche steht oben bei der Angabe eines einzigen Druckfehlers (man will behaupten, dieser sey das Buch selbst:) Errata.

Von einem der allerſeltenſten Bücher.

Selten iſt entweder abſolut oder relativ. So auch bei Büchern. Abſolut ſelten ſind jene, von denen nur eine geringe Anzahl aufgelegt; die, ſo unterdrückt, oder durch Zufälle zerſtört worden. Der Werth der relativ ſeltenen temporiſirt, localiſirt und individualiſirt ſich *).

*) „Inter nunc et tunc, inter hic et illic, inter mihi et tibi, diſtinctio non est neg-

Eines der allerseltensten Bücher ist: Christianismi restitutio, hoc est totius ecclesiae ad sua limina vocatio, in integrum restituta cognitione Dei, fidei Christi, justificationis nostrae, regenerationis baptismi, et coenae domini manducationis, restituto denique, nobis regno coelesti, Babylonis impiae captivitate soluta, et Anti-Christo cum suis penitus destructo. Viennae Allobrogum *), 1553 **). Es ist ein Groß-Octav-Band; hat 734 Seiten, und 1 Blatt Druckfehler.

---

ligenda" sagt Vogt in der Vorrede zu seinem Catal. libr. rar.

*) Vienne in der Dauphine.

**) Roche, Vogt, Sandius, Niceron, Osmont, Budd äus, hist theol., selbst die Genfer-Ausgabe der Encyclopädie, selbst Choffepié und Allwoer-

Der Verfasser dieses anonym erschienenen Werks heißt: Michael Servet (sonst Revés). Er war im Jahr 1509 zu Villanueva in Arragonien geboren, längere Zeit Professor der Medicin, und ausübender Arzt in seinem Vaterlande.

Servets Schriften wurden, wo man deren nur immer habhaft werden konnte, vernichtet, viele mit dem Autor zugleich verbrannt. Am vollständigsten gelang dieß bei dem oben angeführten Werk, das nur einige Monate vor des Verfassers Hinrichtung erschienen war.

Man kennt nur zwei Exemplare, nachdem man lange Zeit der Meinung gewesen, daß nur ein einziges existire. Dieses war aus den Händen des englischen Doctors Ri-

---

den in Servets Leben, haben alle den Titel falsch.

chard Mead in den Besitz des Secretairs der Akademie der Inschriften, Deboze zu Paris, gekommen. Nach dessen Tod brachten Boutin, ehemaliger Finanzintendant, und der Präsident de Cotte, seine Bibliothek an sich. In der Theilung kam der unicus Phoenix an den Letztern. Debure (Bibliographie Vol I. pag. 418.) meint, dieses merkwürdige Buch sey ehemals in der Büchersammlung eines Prinzen von Hessen-Cassel gewesen; der Prinz Eugen von Savoyen habe bei seiner Reise durch Cassel darnach gefragt, aber es habe sich nicht vorgefunden, sey auch lange Zeit verschwunden gewesen; und schließt daraus, daß es das nämliche Exemplar sey, von dem nun der Präsident de Cotte der Besitzer geworden. Dem sey nun, wie ihm wolle, dieser verkaufte es an Gaignat sehr theuer. Bei der Versteigerung von dessen reichem Büchercabinet, im Jahr 1769, ward Servets Werk für die Bibliothek des Herzogs von

Lavalliere, und zwar um dreitausend achthundert und zehn Livres erstanden, dann bei der Licitation dieses Herzogs im Jahr 1784, um 4120 Livres acquirirt. Von wem? Darüber finde ich in keinem Bibliographen Notiz. Genug, es befand sich laut Peignot (Essai de curiosités bibliogr. p. 108) im Jahr 1804 in Paris, und ist wohl wahrscheinlich noch dort. Das Exemplar — (dem 6 analoge Tractate beigebunden sind) ist am Anfang und in der Mitte von der Fäulniß ziemlich beschädigt, selbst die Druckcolumnen sind angegriffen, doch ist der Text nicht gestört. Eingeschrieben ist, wie Denis in den Lesefrüchten (Band II. S. 195) sagt, der Name Colladons, eines der Richter des Servet.

Die Behauptung des Richard Simon, des Abbé Artigny sowohl, als auch des Placcius und der Verfasser der Encyclopädie, daß außer diesem Exemplar

noch 2 oder gar 3 existiren, gründet sich nicht auf Autopsie, ist demnach eine bloße Meinung und verdient keine Autorität.

Das einzige, welches man nächst dem Pariser Exemplar noch kennt, befindet sich unter den Schätzen der Wiener Hofbibliothek. Es ist besser conservirt als jenes. Peignot (am angef. Ort.) sagt: „Das Exemplar, welches ich hier citire, gilt für das einzige, indeß hat man uns versichert (?), daß noch eines in der kaiserlichen Bibliothek existire, das besser erhalten sey, als das Pariser.“ Und das ist der nämliche Peignot, welcher in seinem kurz zuvor erschienenen Dictionaire raisonné de Bibliologie (Supplement pag. 69) bei der Namhaftmachung der Seltenheiten der Wiener Hofbibliothek, von Servets Buch anführt: „Ich glaube, daß dieß das nämliche sey, womit der Graf de Laky (soll heißen Teleky) dem Kaiser Joseph

II. ein Geſchenk machte, der ihm dann einen Solitär, von 10000 Gulden im Werth, dafür gab; man kennt nur zwei Exemplare dieſes Werkes, das, von dem hier die Rede, und ein zweites, welches zu Paris, aber minder gut conſervirt iſt.“ — Eine ſeltſame Inconſequenz! Indeß, wer viel ſchreibt, ſonach zum Nichtvergeſſen beiträgt, mag auch das Vorrecht haben, zuweilen ſelbſt Etwas zu vergeſſen. Auf dem erſten Blatte des Wiener Exemplars iſt geſchrieben: Danielis Márkos Szent-Jvani Transilvani-Hungari, Londini 1665 die 13. Maji; dann von einer andern Hand: Num. Michaelis Almasi futuro Episcopo dandus. — Dieſer Almaſi war im Jahr 1716 der 142ſte Superintendent. —

Der erwähnte Doctor Mead hatte den ächt brittiſchen Einfall, von Servets Buch ein einziges Exemplar nachzudrucken; doch führte er ihn bloß bis pag. 252 aus.

Die Piece iſt ohne Titel und der Reſt des Textes geſchrieben. Sie iſt in 2 Quartbänden, und wurde zu Paris in der Auction des Meyzieu um 425, dann in der La Vallièreſchen um 1700 Franken erſtanden. (Brunet manuel du libraire II. edit. Vol. I. pag. 307). Späterhin, im Jahr 1791, veranſtaltete Murr in Nürnberg (ohne Zweifel durch eine Verbindung mit Paris) eine mit dem Original möglichſt gleichförmige Auflage, die jedoch in der Zeilenzahl abweicht, ſonſt in den Columnen übereinſtimmt. Layen können getäuſcht werden. Am Ende des Werkes iſt die neue Jahreszahl, aber ſo klein angebracht, daß man ſie nur bei genauer Beſichtigung nicht für eine Art Schlußlinie hält.

In der Geſchichte der Arzneiwiſſenſchaft gebührt dem Servet eine ehrenvolle Erwähnung. Die rechte Theorie des Blutumlaufs rührt von ihm her. (Origine des

decouvertes attribuées aux modernes, Tom. II. pag. 17.) Boerhave und Haller irrten, glaubend, daß die Paſſage in Servets Werk: De trinitatis erroribus, nicht in dem obigen enthalten ſey; ſie kommt da im 5ten Buch der erſten Abtheilung vor. Debure (a. a. O.) gibt einen Auszug dieſer Paſſage.

Servets Tractate: De trinitatis erroribus libri VIII. anno 1531, und de trinitate dialogorum libri duo etc. 1532 (Klein-Octav) (sine loco), wie Debure glaubt, zu Baſel auf Koſten des Autors (ja wohl auf ſeine Koſten!) *) gedruckt, ſind außerordentlich ſelten — (excessivement rare, ſagt Peignot in ſeinem Dictionnaire des livres condamnés au feu, Tome II. pag. 121.)

*) Klotz de libris auctoribus suis fatalibus. 8. Lips. 1761.

Beide gehören zusammen, doch kommt noch eher das erste als das zweite vor. Sie wurden mit einander bei Gaignat um 605, bei La Valliere um 700 Franken verkauft. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts druckte man beide in Deutschland ungemein täuschend nach. Von Kennern wird das Original vom Nachdruck durch das Abtheilungszeichen des Wortes Trinitatis unterschieden. Bei Ersterem ist es schräg: Trini //, bei Letzterem parallel: Trini =. Dasselbe findet bei dem zweiten Tractat statt. Bemerk.nswerth ist, daß der sonst so genaue Brunet gerade das entgegengesetzte Criterium angibt. Der Nachdruck ist etwa 25 fl. werth. — Von dem ersten Tractat hat man eine holländische Uebersetzung von 1620 in Quarto.

Servet hat unter Andern curiose Anmerkungen zu der Bibel des Pagnini; einen interessanten Aufsatz über Syrup:

ratio syruporum; und treffliche Noten zu der lateinischen Ueberſetzung des Ptolomäus (unter dem pſeudonymen Namen Villanovaro) geſchrieben, die man deßwegen in den Ausgaben von Lyon 1535, und Wien 1541 (dieſe hat Brunet nicht) vorzüglich ſchätzt.

Großbrittaniens Adel, Titel ꝛc.

Das Werk des Herrn Cottu: De l'administration de la justice criminelle en Angleterre, et de l'esprit du gouvernement anglais, Paris 1820, enthält über Titel, Adel ꝛc. in England, folgende merkwürdige Angaben. Die Engländer erkennen bloß die Mitglieder des Oberhauses und ihre Aeltesten zur Pairschaft berufenen Söhne als Adelige, Noblemen an. Selbst die letztern haben nicht einmal das Recht, den Titel Lord anzunehmen, und wenn man ihnen solches gibt, so ist es bloß

aus Höflichkeit, und er wird von Rechtswegen nicht anerkannt; sie werden in den Gerichtshöfen bloß bei ihrem Familien-Namen genannt, zu welchem man hinzufügt: gewöhnlich Lord N. N. genannt (commonly called lord....)

Wenn ein Mitglied des Oberhauses mehrere Titel hat, und er zugleich Herzog, Marquis und Graf ist, so fallen diese Titel der Reihe nach seinem Sohn, seinem Enkel und seinem Urenkel zu. Seine jüngern Kinder haben bloß das Vorrecht, ihren Familiennamen das Wort honorable hinzuzufügen. Allein die jüngern Abkömmlinge seiner jüngeren Söhne führen bloß ihren Familiennamen. Es gibt auch Titel, die der Nichtadelige, unter der Klasse der Commenors (Gemeinen) begriffenen Bürgerlichen, diese Titel sind erblich, andere persönlich. Der einzige Titel Baronet ist nach dem Lordstitel erblich, er wird vom Könige den-

jenigen Bürgerlichen, die dem Staate in irgend einer Laufbahn Dienste geleistet haben, ertheilt. Dieser Titel gehet bloß auf den ältesten Sohn über, und die jüngern haben keine besondere Bezeichnung. Die andern Titel sind nur persönlich. Der erste, nämlich Knight (Ritter) wird auch vom Könige bewilligt, entweder aus eigenem Willen oder auf besondere Anfrage. Der zweite, nämlich Esquire wird im Allgemeinen allen Grundeigenthümern, als auch Advocaten, Aerzten, Banquiers, Großhändlern und dergleichen mehr zugestanden. Nur die Frauen der Baronets und der Knights können von Rechtswegen den Titel Lady führen. Alle anderen Bürger sind Gentlemen, welches soviel bedeutet als das französische Monsieur, und diese Benennung wird sogar dem gemeinen Volke gegeben, wenn es zur Zeit der Wahlen öffentlich angeredet wird.

Diese Rangordnung, so wie die, wel-

che aus öffentlichen Aemtern entstehen, sind durch ein Reglement festgesetzt, welches mit der größten Genauigkeit, selbst im Privatumgang beobachtet wird, und allen Differenzen, die aus persönlichen Angriffen entstehen könnten, vorgebeugt. Es gibt dieses Reglement den ganzen Gedanken des Gesetzgebers und den geheimen Beweggrund zu erkennen, der ihn veranlaßte, nur im Interesse des Gesammtwesens, und nicht im Interesse der Familien, Auszeichnungen zu begründen.

Keiner der von mir angeführten Titel gewährt an sich selbst weder pecuniäre, noch Ehren-Privilegien. Es sind indeß in England noch einige Spuren der Feudalrechte vorhanden. Diese sind aber entweder den Personen eigen, nicht im Ergebniß der Geburt, sondern hängen bloß dem Boden an, und gehen mit diesem in den Besitz des Käufers über. Diese privilegirten Länder-

reien heißen Mannors, und die, welche solche besitzen, Lords of the Mannor. Die denselben zustehenden Gerechtsame hängen von der Art der in dem Mannor einclavirten Besitzungen ab, und sind mehr oder weniger ausgedehnt, je nachdem diese Besitzungen Freeholds oder Copyholds sind. Die Freeholds sind Besitzungen, deren ehemalige Eigenthümer persönliche Grundbesitzer waren, für die sie aber dem Lehnsherrn huldigen mußten. Diese Besitzungen mußten den Lehnsherren einen Grundzins, im Werth von ein bis zwei Schillinge, quite rent genannt zahlen; und diese Abgabe wird noch heut zu Tage dem Lord des Mannors vom Besitzer des Freeholds gezahlt, der aber übrigens keiner andern Servitut in Bezug auf Jagd, Fischerei und dergleichen mehr unterworfen ist.

Die Copyholds sind Besitzungen, welche ursprünglich dem Herrn des Mannors

selbst angehört haben und von ihm unter gewissen Bedingungen, die gleichsam den Preis derselben ausmachten, abgelassen worden zu seyn scheinen. Der Name dieser Besitzungen entsteht daher, weil das Document der Ablassung in die herrschaftlichen Protocolle eingetragen ward, und der Inhaber (tenant) nur eine Abschrift davon hat, die bei jeder Veränderung des Besitzers erneuert werden muß. Die Bedingungen der Ueberlassung sind nach den Gebräuchen jedes einzelnen Mannors verschieden.

Zur Literatur der „Ana."

Man weiß, daß „ana" als Suffixum oder Anhängsel eines Hauptwortes, eine Sammlung von Anecdoten, kleinen Zügen, Gedanken, Ausſprüchen, Einfällen, Maximen u. dgl. bedeutet, z. B. Schilleriana (oder Anecdoten, Characterzüge ꝛc. aus Schillers Leben). So bezeichnend das Wort Ana auch immer erſcheinen mag, hat doch der gelehrte und überall tief eindringende Bibliograph Ebert *) es nach ſeinen ver-

*) Erſch-Gruberſche Encyclopädie, 3. Band. Art. Ana.

schiedenen Bedeutungen classificirt, und unter folgende 6 Rubriken gebracht: „1) Einzelne biographische Züge und Anecdoten von Gelehrten, und merkwürdige Einfälle und Aeußerungen derselben, aus ungedruckten und mündlichen Nachrichten gezogen; 2) Anecdoten und Einfälle von andern berühmten, durch Rang oder ausgezeichnete Thaten und Talente interessirenden Männern (wohl auch Frauen, oder gar Kindern, daher besser im Allgemeinen: Personen); 3) Pasquille und Satyren; 4) Auszüge und Chrestomathien aus bereits gedruckten Werken berühmter Schriftsteller; 5) Sammlungen verschiedener noch ungedruckter Schriften und Aufsätze eines Schriftstellers, und 6) Sammlungen über besondere Gegenstände und Vademecums.“ Unter dieser letztern Rubrik sind nun auch Beziehungen auf lediglich Sachen, auf alles nur Denkbare, Miscellen ꝛc. zu verstehen. Daß bei den ersten 2 Classen dieser Eintheilung, was die Benutzung

betrifft, ein gerechtes Mißtrauen und besondere Behutsamkeit zu empfehlen sind, da gar manches Unverbürgte oder Fingirte und sonst Erfundene mit unterläuft, leuchtet von selbst ein.

Woher ist nun aber dieses so characteristische Wörtlein entstanden, und wie verhält es sich mit seiner Etymologie? Peignot, dieser bei all seiner gewissen Flüchtigkeit doch äußerst schätzenswerthe Bibliograph fragt, ob man das Wörtlein Ana nicht als ein Diminutiv des Wortes Anecdota betrachten könne *)? Hiernach wäre also z. B. Menagiana so viel als Menagii anecdota ꝛc. Die zweite, gegründetere Meinung ist, daß dieses Anhängsel das sächliche Adjectiv im Plural bedeutet. Auch kann das Haupt-

*) Repertoire de bibliographie speciale, gr. 8. Paris 1810, welchem wir hier im Wesentlichen folgen.

wort verba oder miscellanea darunter verſtanden werden, alſo ſtatt verba Menagiana, oder miscellanea Menagiana: „Menagiana.“

Vor dem 17ten Jahrhundert war das Wörtlein Ana noch unbekannt. Die Ana verdanken den Franzoſen ihren Urſprung und ihre Blüthe und Fortpflanzung. Das erſte Buch dieſer Art iſt die Scaligerana, daher wir berichten wollen, was wir davon wiſſen. Sie wurde von Joh. und Nic. Baſſan compilirt; dieſe ſchrieben ohne Wahl und Prüfung Alles auf, was ſie den berühmten (Joſ. Juſt.) Scaliger ſagen hörten. Die Sammlung kam durch mehrere Hände an Daillé, der ſie 1663 umſchrieb und in alphabetiſcher Ordnung brachte. Iſaak Voß ſchrieb ſie wieder ab, und ließ ſie 1666 mit dem Druckort Genf zu Haag drucken. Die Sprache dieſer erſten, nun ſchon ſelten gewordenen Edition iſt ein

buntes Gemiſch von Franzöſiſch und Latein. Wer Neigung hat, noch mehr zu erfahren, ſuche zu leſen, was Leubſcher zu Würtemberg im Jahre 1695 in ſeiner kleinen Diſſertation: Historia Scaligeranorum berichtet. Auch die Ducatiana (welche gleich erwähnt werden ſoll) enthält manche Erinnerungen hierüber.

Alsbald nach der Scaligerana erſchien 1664 Perroniana, darauf 1669 Colomeſiana, 1691 Sorberiana, 1693 die berühmte Menagiana, die allein Stoff zu einem langen, jeden Gelehrten und Bücherfreund vielfach anſprechenden Aufſatz gäbe, weßhalb wir gedenken, ein anderes Mahl auf ſie zurückzukommen. Die Leſewelt fand an dieſen Ana, wiewohl es ſich meiſt noch immer um wiſſenſchaftliche Gegenſtände handelte, viel Geſchmack, bis er in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus Ueberſättigung abzunehmen an-

fing. Allein gegen den Anfang des jetzigen Jahrhunderts zu, erwachte die alte Liebhäberei nur um so lebhafter in Frankreich. Den Franzosen folgten, obgleich nur so beiläufig, auch die Holländer, Deutschen und Dänen; nur die Italiäner und Spanier gingen nicht darauf ein und haben auch jetzt noch keine solchen Ana aufzuweisen.

Wir lassen jetzt die Reihe jener Ana folgen, welche uns in diesem Augenblicke bekannt sind: Addissoniana (in englischer Sprache), 2 V. Lond. 1804. — Albuconiana, Par. 1789. — Alexandrana (russischer Kaiser), Par. 1818. — *.** ana (Allainvaliana), 4 Part. Par. 1730—32. — Angotiana, 7.éd. Par. 1803. — Anonymiana, Par. 1700. — Antimenagiana, Par. 1693. — Arlequiniana. Par. 1694, 1735, 1801. — Arnouldiana, Par., — Asiniana, Par. 1801. — Atterburyana.

Misc. by the late bishop of Rochester etc. Lond. 1679. — Balourdisiana, ou aneries revolut. Par. 1801. — Bievriana, Par. 1799 und 1800. — Boloeana ou bons-mots de Boileau. Amst. 1742. — Bonapartiana, 2 V. Par. 1801 (dann noch mehrere ſpätere). — Borboniana (Nic. Bourbon betreffend) 2 V. Par. 1751. — Boxiana (engl.) Lond. 1815. — Brookiana. (engl.) Lond. 1805. — Brunetiana, Par.; ſchon über 16 Auflagen. — Burdettiana et Mainwaringiana (engl.) Lond. 1804. — Brumanniana. Amst. 1710. — Carpentariana (Charpentier betreffend). Par. 1724 und Amst. 1741. — Casauboniana (latein.) Hamb. 1710. — Caſanoviana 1ſter Band. Leipzig, 1823. — Chamfortiana. Par. 1800 und 1802. — Chateaubriandiana, Par. 1821. — Chevraeana, 2 V. Par. 1697 — 1700 u. Amst. 1770. — Christiana ou recueil de maximes etc. du Christianisme, Par. 1801. — Colomesiana, Par.

1669. — Comediana, Par. 1801. — Conringiana (latein.) Lips. 1719. — Cordeliana (Corbeil). Amst. 1698. Amst. 1738. Sehr schätzbare Sammlung, die viel Merkwürdiges enthält. Es kommen Anmerkungen und Ergänzungen zur Menagiana, Perroniana, Thuana, Scaligerana, Valesiana, Chevraeana und Poggiana, zu Bayles Dictionnaire, Crieriana, Paris 1801. den epist. obsc. vir., zu den Mémoires de Comines etc. vor. — Cravatiana, Lond. (Par.) 1823. — Cravatiana, Ilmenau 1823. — Cronvelliana, Fol. 8. Lond. 1810. — Daemoniana, Par. 1821. — Diderotiana, Par. 1810. — Ducatiana, 2 Vol. — Dutensiana, Par. 1808. — Encyclopaediana, Par. 1791. Encyclopaediana, ou l'abeille de Mont-Martre, Par. 1801. — Facetiana, Par. 1816. — Feminoeana, ou la langue et l'esprit des Femmes. Par. 1801. — Fontenelliana, Par. 1801. — Furetiriana, Lyon 1696. — Gasconiana, Par. 1801. —

Gastronomiana, Par. 1809. — Genlisiana, Par. 1821. — Grivoisiana, Par. 1801 u. 1807. — Grobianus, Grobiana, Francof. 1552. — Gundlingiana, Halle 1735. — Harpagoniana, Par. 1801. — Henriana (Heinr. IV.) Par. 1801 u. 14. — Herderiana, Hamb. 1811. — Huetiana, Par. 1722. u. Amst. 1723. — Iocrissiana, Par. 1801. — Ivrogniana, Par. 1804. — Kotzebuëana, Hamb. 1809. — Linguetiana, Par. 1801. — Longueruana, 2 V. Berl. (Par.) 1754 u. 3 Thle. Par. 1773. — Ludoviciana (Ludw. XVI.) Par. — Maimoniana, Berl. 1813. — Maintenoniana, Amst. 1773 und Mons. 1710. — Malesherbiana, Par. 1802. — Mannagettiana, Vind. 1768. — Maranzakiniana 24. (Par.) 1730. — Marcelliana (latein.) Gött. 1730 — 1794. — Matanasiana, 2 V. Haye, 1740. — Maupeouana, 2 V. (Par.) 1775. — Maupertuisiana, Hamb. 1753. — Meackiana Hag. Com. 1712. — Melanchthoniana (latein.) Bas.

1562. — Menagiana, in mehreren Ausgaben, lateiniſch und franzöſiſch. Die erſte lateiniſche, von Gallaud und Gouley zu Paris, 1693, 4ſtes Bändchen in 12.; eine andere franzöſiſche von Gouley, mit Vermehrungen von Faydit, 2 Bändchen in 12. Paris, 1694; eine dritte ebenfalls franzöſiſch, herausgegeben von la Monnoye, 4 Bändchen in 12. Paris, 1715 (dieſe iſt die beſte Ausgabe); eine franz. 4 B. 12. Amſterdam, 1716 (ſehr ſchön ausgeſtattet; der 3te und 4te Thl. gehört ganz dem la Monnoye an); dann noch mehrere andere neuere franz. in 4 Bändchen 1719, 30, 54 ꝛc. — Menkeniana, Lips. 727. — Mer... ana, ou manuel des Ch... Par. 1806. — Molierana, Par. 1801. — Mooriana (den Dr. Joh. Moore betreffend (engl.) 2 V. Lond. 1803. — Moyerana (holländiſch), Amst. 1699. — Müllneriana, 2 Hefte. Leipzig, 1820. — Nain-jauniana, Brux. 1817. — Napoleana

Heft 1—3. Leipzig 1824. — Naudaeana et Patiniana, Par. 1701 et Amst. 1703. — Neckeriana. Par. 1798. — Omniana. Par. 1801. — Orientaliana, Par. 1708. — Oxoniana, 4 V. Lond. 1807. — Panagiana Panurgica, Haye, 1750. — Pantalo-Pheboeana, 3. éd. Amst. 1722. Parisiana, Par. 1816. — Parrhasiana et Causabomiana, 2 V. Amst. 1699. — Parrhasiana, 2 V. Amst. 1702 (dieß iſt die beſſere Ausgabe). — Perroniana, 1667 und Genevae (Hag. Com.) 1669. — eine andere in demſelben Jahr Col. Agr. (Rothomag.), eine dritte 1691 zu Rouen unter dem Druckort Cölln, von 1694. — Pironiana (Par.) 1801. — Plagiariana, Amst. 1755. — Poggiana, 2 V. Amst. 1720. — Poissardiana, (Par.) 1756. — eine andere Par. 1802. — Polissoniana, Amst. (Rouen) 1722 et 1725. — Revolutiana, Par. 1801. — Rousseana (J. J. Rouſſeau) Par. 1810. — Rousseliana, Par. 1805. — Saint-

Evranoniana, Amst. 1701. — Eine andere, Rouen, 1710, und 2 V. Amst. 1750. — Santeuilliana, Haye, 1707, — dann Haye, 1710, 2 V. Par. 1723. — ferner unter dem Titel: Vie et bonmots de S., Col. 1738 und 2 V. Col. (Par.) 1742. — Santoliana, Par. 1754, und wieder Par. 1801. — Scaligerana, lateinisch, erste Ausgabe in 8. zu Haag 1666, worüber am Eingang dieses Aufsatzes ein Näheres vorkommt; eine zweite auch lateinisch, Col. (Rouen) 1667, dann Hagae Com. 1768. — Lugd. Bat. 1668, alle latein.; — Prima Scaligerana etc. Groningae 1669 (hier ist zu merken, daß diese erste eigentlich die zweite, da die Scaligerana gewöhnlich nicht nach der Zeit der Drucklegung, sondern nach der inneren Vollständigkeit unterschieden werden); eine andere Ultraj. 1670 in 4., dieselbe in 8., ebendaselbst, dem Titel nach aber zu Rouen, 1671; — Scaligerana, französ. wie alle hier noch folgenden, Amst. 1695. Col. 1695;

Scaligerana Thuana, Parroniana, Pithoeana et Colonesiana (französisch), 2 V. Amst. 1740. (Die beste und gesuchteste der Scaligerana.) — Scaramucciana, Par. — Scarroniana, Par. 1801. — Schilleriana. Hamb. 1809. — Schurzfleischiana, (lat.) Vittemb. 1729. — Segraisiana, Haye (Par.) 1722 und Amst. 1723. — Seldeniana (engl.) 2. éd. Lond. 1696 (trägt zwar nicht den Titel Ana, ist aber unter diesem Namen bekannt); mehrmals nachgedruckt; zu Amsterdam mit dem Impressum London, 1716, zu London, 1789 ꝛc. — Sevigniana, Grigran (Par.) 1756, ebend. 1768, Auxerre, 1788, 2 V. Par. 1603. — Sorberiana, Toulouse, 1691 und Par. 1694, dann latein. Par. 1694; soll auch noch eine Pariser 1695 existiren. — Staëliana, Par. 1821. — Struiana. 2 T. Gött. 740. — Suhmiana (dänisch) Copenh. 1799. — Swiftiana; (engl.) Lond. 1807. — Thuana (latein.), éd. 2. Col. Agr. (Rouen)

1669. — Tychoniana (dänisch), Mo-Valesiana (fr. v. Valois), Par. 1695. — Varillusiana, Amst. 1734. — Vaconiana, Par. 1708 und daselbst 1710. — Voltairiana (Chrestomathie engl.) 4 V. Lond. 1805. — Voltariana (Voltaire) Par. 1748, daselbst 1749, in 2 Theilen ebendaselbst 1801. — Valpoliana, (engl.) Lond. 1801. — Wartoniana (engl.) 2 V. Lond. 1727. — Washingtonia (engl.) Lancast. 1802. — Whartoniana (engl.), 2 V. Lond. 1727.

Man hat auch eine eigene Sammlung Ana unter dem Titel: Ana, ou collection de bonmots, contes, pensées détachées etc., Amst. et Par. 10 V. in 8.; (enthaltend: Tureteriana, Poggiana, Menagiana, Vigneul. Marvillana, Carpentiana, Valesiana, Huetiana, den Ursprung der Romane, Chevraeana, Sevigneana und Boloeana) dann Es-

prit des ana etc. Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß und Betrachtungen über die Ana sind enthalten in den nouveaux mémoires d'histoire etc. par d'Artigny. Par. 1748. V. 1. 3. et 7.; ferner in Ingleri biblioth. hist., lit. Vol. 2. und Suppl. — Eine Liste der seiner Zeit bekannten Ana liefert Struvius in den Suppl. ad not. rei lit. cap. 7. Eine sehr reichhaltige besitzt im Manuscript der fleißige Ebert. Möchte er sie doch bald bekannt machen!

Viele Ana sind ferner in größern Werken zerstreut. Wir führen daraus folgende an: Clementiana in den Archives litteraires. T. II.; Colomesiana in den Mélanges curieux des pièces attrib. à St. Evremont. 1706; Gersoniana von Dupin, in den Oeuvres de G. Gerson. 5 V. Fol. Hollande 1799; Launoiana in den Oeuvres de I. de Launay, 10 V. Fol. Gen. 1731—32. (T. VI. P. 2.), Rabutiniana

in Rabutins oeuvres mélées, 5 V. Amst. (Par.) 1731. (T. III.) u. ſ. w. Andere kann man wieder ganz entſprechend unter die Ana rechnen, obſchon ſie dieſen Titel nicht tragen, z. B. Luthers colloquia, meditationes, consolationes etc. Francof. a. M. 1571; Otium hannoveranum etc. Lips. 1717, durchaus Ana über Leibnitz, von Feller geſammelt. Auch liegen noch manche, darunter ſchätzbare Ana ungedruckt, nämlich Arnoldiana et Quesneliana, Paris, Oliveyrana, nicht weniger als 27 Quartbände ꝛc.

Ueber Urſprung und Geſchichte der Ana kann man nachſchlagen: Tilladet dissertations sur divers matières, 2 Vol. Haye 1714 (II. Nro. 18.); Villiers entretiens. Par. 1699; Menagiana: avertissement, die Ausgabe von 1715, ſo wie überhaupt die Vorreden der verſchiedenen Ana; Mémoires de Trevoux, 1712, Juni u. Oct.

Lilienthal analecta ad Wolfii dissert de libris in ana (Vorrede zur Casauboniana in den selectis hist. et lit.) Regiom., 1715; Huet, lettre des livres terminés en ana — Pilladet Dissertations. T. II. u. ſ. w.

König Davids Thron.

Der berühmte Thron des Königs David, Konkubal-Zinna geheißen, eine Arbeit des Dämon Sakhur, wird in einer alten persischen Handschrift, die späterhin ins Englische übersetzt ward, folgender Weise beschrieben.

Die Seiten waren von gediegenem Golde, die Füße von Smaragden und Rubinen, mit Perlen untermischt, jede von der Größe eines Straußeneyes. Er hatte sie-

den Stufen, an deren Seiten ſich Reihen von Bäumen befanden, die mit koſtbaren Steinen behangen waren, welche reife und unreife Früchte vorſtellten. Auf den Gipfeln dieſer Bäume waren die Geſtalten ſchön gefiederter Vögel, beſonders des Pfaues, Elaub und Kurges angebracht, welche alle künſtlich hohl waren, und gelegentlich tauſend wohlklingende Lieder ſingen konnten, ſo wie ſie ein ſterbliches Ohr noch nie gehört hatte.

Auf der erſten Stufe befanden ſich Weinranken mit Trauben, die aus verſchiedenen Gattungen koſtbarer Steine zuſammengeſetzt waren, und zwar ſo geordnet, daß die verſchiedenen Farben derſelben, als Purpur, Violett, Grün, Roth die wirklichen Früchte mit vieler Aehnlichkeit vorſtellten. Auf der zweiten Stufe ſah man auf jeder Seite des Throns zwei Löwen in Lebens-

größe von schreckbarem Ansehen, und aus gegossenem Golde verfertiget.

Die Eigenheit dieses merkwürdigen Thrones bestand besonders darin, daß, sobald der König Salomo seinen Fuß auf die erste Stufe setzte, alle Vögel ihre Flügel ausbreiteten, und ein flatterndes Geräusch in die Luft machten. Betrat er die zweite, so streckten die Löwen ihre Tatzen aus. Bei Berührung der dritten fing die ganze Versammlung der Dämonen, Feen, und Menschen an, das Lob der Gottheit zu singen. Wenn sein Fuß die vierte berührte, so hörte man Stimmen, die ihn also anredeten:

„Sohn Davids, sey dankbar für die Segnungen, womit der allmächtige Gott dich beglückt hat!"

Dasselbe wurde wiederholt, wenn er zur fünften Stufe gelangt war. So wie er

die sechste betrat, kamen alle Kinder Israel, — und bei der siebenten, — der Thron, die Vögel, Thiere in Bewegung, und hörten nicht auf sich zu bewegen, bis er sich auf den königlichen Sitz niedergelassen hatte.

Hierauf gossen die Vögel, Löwen und alle die andern Thiere, vermittelst geheimer Springfedern, einen Strom des vortrefflichsten Moschus über den Propheten. Zwei von den Kurgessen ließen sich herab und setzten eine goldene Krone auf sein Haupt. Vorher war der Thron eine Säule von polirtem Golde, auf deren Gipfel eine goldene Taube mit einem in Silber gebundenen Buche, in welchem die Psalmen Davids geschrieben waren, in ihrem Schnabel saß. Sie überreichte dem Könige das Buch und er las den Kindern Israel einen Theil daraus vor. Man berichtet ferner, daß, wenn sich gottlose Menschen dem Throne näherten, die Löwen ein schreckliches Ge-

brüll erhoben, und heftig mit ihren Schweifen umschlugen; auch fingen die Vögel an ihre Federn zu sträuben, und die Dämonen und Genien ein heulendes Geschrei zu erheben, so, daß aus Furcht deßhalb Niemand es wagte, sich der Falschheit schuldig zu machen, sondern sein Verbrechen gestand.

Die berühmten Polyglotten.

Wiewohl der Etymologie nach jedes aus mehreren Sprachen beſtehende, oder denſelben Text in mehreren Ueberſetzungen liefernde Werk Polyglotte heißt: ſo verſteht doch die Bibliographie darunter im engern Sinn die Bibel in zuſammengeſtellten Ueberſetzungen. Ohne uns mit der Unterſuchung des Nutzens, welchen ſolche Polyglotten zur wechſelweiſen Auslegung und Erklärung gewähren, zu beſchäftigen, wollen wir es hier lediglich mit einer kurzen bibliographiſchen Beſchreibung der vorzüglichſten ſo geſtalteten Bibeln zu thun haben.

1) Die Polyglotte des Cardinals Ximenes, auch die Complutenſiſche genannt. Dieſer berühmte Staatsmann, welcher unter Ferdinand von Arragonien, Iſabella von Caſtilien, der Königinn Johanna, Philipp I., und Carl V., 22 Jahre lang als Miniſter glänzte, verdankt einen Theil ſeiner Verewigung der raſtloſen Sorgfalt, womit er die gelehrteſten Männer zur Herſtellung dieſer Bibel vereinigte, und dem liberalſten Geldaufwand, den er der Anſchaffung von Materialien und der Drucklegung widmete. Sieben hebräiſche Exemplare kaufte er für 4000 Thaler; für alte griechiſche und lateiniſche Handſchriften zahlte er, was nur immer begehrt wurde; und ſo geſchah es, daß die Koſten der ganzen Unternehmung die Summe von 50000 Goldthalern überſtieg, ein für die damalige Zeit ungeheuerer Betrag. Die Polyglotte des Ximenes wurde in den Jahren 1514—17 in der

Universitätsstadt Alcala gedruckt, deren Name im lateinischen Complutum ist, daher die Benennung Complutensische Bibel. Lettern und Druck sind ausgezeichnet schön. Es wurden nur 600 Exemplare abgezogen, weßhalb diese Bibel schon längst unter die Seltenheiten gehört. In 6 imposanten Foliobänden enthält sie den hebräischen Text, die Vulgata oder altlateinische, die Septuaginta oder griechisch-alexandrinische mit der interliniirten lateinischen Literal-Uebersetzung, die chaldäischen Paraphrasen des Onkelos über den Pentateuch mit einer lateinischen Uebersetzung. Den Beschluß machen ein grammatischer Apparat, Wörterbücher und Inhaltsverzeichnisse. Man hat zwar seitdem brauchbarere Polyglotten; doch wird diese Complutensische immer ihren hohen Rang behaupten, weil sie den Ruhm hat, die erste gewesen zu seyn, und somit den spätern als Muster gedient zu haben.

2) Die Polyglotte des Arias Montanus, auch die Antwerpische oder die königliche genannt, letzteres deßhalb, weil Philipp II. den Anstoß dazu gab, und einen Theil der Kosten trug. Die Redaktion dieser Polyglotte war vom König aus dem gelehrten Theologen Benedict Arias Montanus aufgetragen, der 10 Sprachen gründlich verstand, und sich bei dem Tridentinischen Concilium hervorgethan hatte. Im Vereine mit mehreren andern Gelehrten brachte Arias Montanus dieses große Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande. Es trat zu Antwerpen durch die Plantin, deren geschmackvollen und correcten Drucke man jederzeit schätzen wird, in 8 Foliobänden ans Licht, nachdem der Druck 1569 begonnen und 1572 vollendet worden. Christoph Plantin lieferte die Matrizen und ließ die Lettern von dem berühmten Wilhelm Le Bé gießen, der zu diesem Zweck

eigens von Paris nach Antwerpen kam. Zu den 4 Sprachen der Polyglotte des Ximenes wurde hier noch die syrische mit syrischen und hebräischen Characteren mit der Version des neuen Testaments in derselben Sprache geliefert; jene enthält nur über den Pentateuch die chaldäischen Paraphrasen: Arias Montanus stattete auch die andern Bücher damit aus. Auch findet man in dieser Antwerpener-Polyglotte mehr grammatische und lexicographische Behelfe als in der Complutensischen, und endlich sind noch mehrere kleine Abhandlungen angehängt, welche zur Erklärung schwieriger Textstellen gute Dienste leisten.

3) Die Pariser, oder die Polyglotte des le Jay. Sie kam unter der Leitung und Aufsicht des Pariser Parlamentsadvocaten Guy-Michael le Jay zu Stande, der sich durch diese Unternehmung zu Grunde richtete, indem er ihr 400000

Thaler opferte. Vollendet wurde das Werk von mehreren trefflichen Orientaliſten und Exegeten. Dieſe Bibel druckte Vitré zu Paris; die Matrizen lieferte der jüngere Bé und Jac. Salemoque; Vitré ließ eine eigene Papiergattung dazu fabriciren, ſo ſchön, daß man ſie ſeitdem Imperialpapier nannte. Das Werk erſchien 1628—1645 in 10 Foliobänden, Atlasformat. Die Pariſer-Polyglotte hat zwar manche Gebrechen, übertrifft aber in jedem Falle noch die Antwerpener, welche ſie ganz enthält. Sie liefert außerdem den ſamaritaniſchen Pentateuch, und eine ſyriſche und arabiſche Ueberſetzung, letztere auch im neuen Teſtament mit einer lateiniſchen Verſion. Hingegen iſt es eine erhebliche Unbequemlichkeit, die ſamaritaniſche, ſyriſche und arabiſche Ueberſetzung nicht an der Seite der andern Sprachen zu finden, indem das Nachſchlagen bei dem coloſſalen unhehülflichen Format doppelt ermüdend ſeyn muß. Auch fehlen die-

ser Polyglotte die Apparate der vorigen beiden. Le Jay, nachdem er bei dieser Unternehmung sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, trat zum geistlichen Stand über, wurde Dechant von Vezalai, und endlich für seine Aufopferungen von dem großmüthigen, um die Wissenschaften und Künste so unsterblich verdienten Ludwig XIV., durch das Patent eines Staatsrathes entschädigt.

4) Die Waltonische oder Londoner Polyglotte. Brian Walton, nachheriger Bischof von Chester ist der Schöpfer dieses Werkes, dessen Herausgabe von Cromwell unterstützt wurde. Walton zog mehrere in den orientalischen Sprachen wohl bewanderte Gelehrte an sich, die mit großem Eifer und Fleiß an dieser Bibel arbeiteten, welche von allen seitherigen die vollständigste und geordneteste ist. Der Druck begann 1653, und wurde 1657 beendigt, nicht aber 1684 und 1687 wie es

wahrscheinlich nur ein Druckfehler, in der neuesten Ausgabe des Conversationslexicons (Art. Polyglotte) heißt, was schon an sich ein Anachronismus wäre, weil Cromwell bereits 1658 todt war. Die Waltonische Polyglotte in 6 groß Foliobänden enthält die Vulgata, durchgesehen und berichtigt von Clemens VIII., während sich in den oben genannten Dreien nur die von den Verbesserungen dieses Papstes und Sixtus V. befindet. Sie hat auch vor der Pariser noch den Vorzug der interliniirten Version des Hebräischen. Ferner biethet die Waltonische Bibel den griechischen Text der Septuaginta, so wie er auf Befehl Sixtus V. nach der Vaticanischen Handschrift zu Rom gedruckt worden; die alte Vulgata nach den Schriften der heiligen Väter von Flaminius Nobilius, der sie zu Rom hatte auflegen lassen; eine äthiopische und persische Uebersetzung, wiewohl von ersterer nur die Psalmen, Salomons hohes Lied und das neue

Teſtament, von letzterem bloß die Bücher Moſes und die 4 Evangeliſten. Zu dieſer Waltoniſchen Polyglotte gehört noch Caſtellis Lexicon heptagloton, 2 Bände, Folio, welches ſich nicht immer dabei findet, und in dieſem Falle den Preiswerth bedeutend vermindert. — Die neue Londoner-Polyglotte iſt einer verzehrenden Feuersbrunſt wegen nicht fortgeſetzt worden.

Nebſt dieſen vier Hauptpolyglotten gibt es noch mehrere andere, von denen wir hier bloß einige anführen wollen. Die Raimondiſche Bibel, welche in 10 Sprachen zu erſcheinen beſtimmt war, nämlich: latein, griechiſch, hebräiſch, chaldäiſch, arabiſch, ägyptiſch, äthiopiſch, armeniſch, ſyriſch und perſiſch. — Die Hutterſche zu Nürnberg 1599, hebräiſch, chaldäiſch, griechiſch, latein, deutſch nach Luthers Ueberſetzung, dann ſlavoniſch oder franzöſiſch oder italieniſch, oder in ſächſiſcher Mundart, in welch

letztern 4 Sprachen die Ausgaben variren, und auch nur der Pentateuch, die Bücher Josua, der Richter und Ruth geliefert sind. — Dessen neues Testament in 12 Sprachen, als: syrisch, hebräisch, griechisch, italienisch, spanisch und französisch auf der einen, auf der andern Seite latein, deutsch, böhmisch, englisch, bänisch und polnisch. — Die Polkensche Bibel von 1546 hebräisch, griechisch, chaldäisch, oder vielmehr äthiopisch und latein. — Auch die beiden Pentateuch-Ausgaben gehören hieher, welche die Juden zu Constantinopel in dieser Stadt veranstaltet haben: 1) Pentateuchum quadrilingue, hebr. chald. pers. arab. omnia charactere hebraico, 1546; 2) Pentateuchum hebr. hisp. et barbaro-graecum, 1547.

Die Veranlassung, Polyglotten herzustellen, gaben ohne Zweifel die Bruchstücke der Hexapla des griechischen Bischofs

Origenes, einer in 6 Sprachen verfaßten Bibel, welche den hebräischen Text mit hebräischen und griechischen Characteren, dann die Uebersetzung der Septuaginta ꝛc. begreift.

Weibliche Erziehungsanſtalt im Zeitgeiſt.

(Ein Schwank.)

Wozu iſt das Schöne da? — Zu reizen, zu gefallen, zu feſſeln, zu herrſchen. Was iſt alſo die Beſtimmung des ſchönen Geſchlechts? Nichts anders als zu glänzen, zu imponiren, Männerherzen zu erobern, und durch die Allgewalt natürlicher und künſtlicher Reize eine unwiderſtehliche Herrſchaft auszuüben. Darum heißt es auch par excellence, das ſchöne Geſchlecht. Zu einer ſo großen Beſtimmung, zu einer

so erhabenen Praxis gehört jedoch, wie zu jeder andern, eine planmäßige Theorie, und diese gibt die Erziehung. Sie muß so seyn, wie das Geschlecht selbst und seine Tendenz, nämlich schön. Diese Ansicht hat man, besonders in Deutschland und bei uns seither ganz vernachläßigt, denn womit sind die zarten schönen Seelen behelligt worden? Etwa auch mit analogen ästhetischen Gegenständen? Nicht doch: mit trockenen Regeln der Moral, mit schwerfälligen Sprachsachen, mit schmutzigen Wirthschaftsangelegenheiten, mit mechanischen, den selbstständigen Sinn compromittirenden Häuslichkeiten aller Art: damit hat man die jungen Heldinnen heimgesucht, ohne zu bedenken, daß das Schöne aufhört, schön zu seyn, wenn es sich nicht frei, wieder nur in den Regionen des Schönen, bewegen kann. Man hat in Rücksicht der weiblichen Erziehung lauter Mesalliancen begangen. Zwar fängt man seit Kurzem an, diese abgedrosche-

nen Vorurtheile aus den pädagogischen Systemen zu verbannen, die weibliche Jugend nur mit dem, was ihrer schönen Bestimmung zukommt, bekannt zu machen, und die pedantischen Seriosa zu exorciren; allein noch ist kein entscheidender Schritt geschehen, und es steht sehr zu besorgen, daß man ins alte Geleis gerathe. Nichts ist unerträglicher als dieser schauerliche Gedanke; nichts pflichtmäßiger, als daran zu denken, diese gefährliche Richtung im Keime zu ersticken, und durch Aufstellung eines Systems, das der Idee der Liebenswürdigkeit entspricht, den Ruhm des schönen Geschlechts, und zugleich das edlere Interesse des unsrigen zu retten und zu sichern.

Dieses System muß, wie gesagt, auf dem Grundsatz beruhen, daß das weibliche Geschlecht nur geschaffen sey, um zu gefallen und zu entzücken. Daher ist in der Erziehung das Angenehme, weil es von Jeder-

mann leicht aufgefaßt und gewürdigt werden kann, dem schwerfälligen Nützlichen vorzuziehen, das nur eine sehr kleine Anzahl von Kennern für sich hat, die noch überdieß meist aus Matronen und alten Herren besteht. Ich werde mich also gar nicht damit abgeben, die Mädchen zu Familienmüttern zu bilden, denn das ist eine Sache der lieben Natur; die versteht das am besten, und hier ist nur von Kunst die Rede, weil es sich um das Schöne handelt. Den Vorzug, gute Wirthinnen zu seyn, werden meine Schülerinnen den berühmten Prinzessinnen in der Odyssee überlassen, denn die kleinsten Bürgermädchen unserer Tage sind weit über eine schöne Nasicä, eine Königinn Penelope erhaben. Mit Nähen, Sticken, Rechnen, und derlei technischen Armseligkeiten will ich ihnen nicht lästig fallen; ja ein gewaltiges Register würde das alles ausmachen, was ich ihnen nicht beibringen will. Mein Plan ist einfach. Es wird

hinreichen, die ſchönen Schülerinnen mit dem bekannt zu machen, was zur Entwicklung ihrer äußern und innern Reize beiträgt, und ſie in den Stand ſetzt, ihren angebornen Tact, ſolche zur Gründung einer ſüßen Herrſchaft zu benützen, zu einer eigentlichen Tactik zu erheben.

Mein Curſus beginne ſofort mit der alten Geſchichte. Ihre Objecte werden ſeyn, Urſprung und Fortſchritte der Tanzkunſt bei den Griechen und Römern; gewählte Anecdoten über Pilades und andere berühmte Tänzer der Vorzeit. Zuſtand der Moden unter Kaiſer Titus und Caracalla. Picanterien zur Geſchichte des Luxus in Trachten; öffentlichen und häuslichen Luſtbarkeiten. Biographien berühmter Gourmands. Geſchichte der Gaſtronomie. Memoiren über die Kunſt der Toilette. Scenen aus der höhern Galanterie. Privatleben der Aſpaſia, nebſt einer philoſophiſch-

äſthetiſchen Unterſuchung über die Robe, welche ſie bei den olympiſchen Spielen getragen hat.

Neue Geſchichte. Fortſchritte der Tanzkunſt in England, Frankreich, Italien und Deutſchland; London, Paris und Wien in Parallele. Geſchichte der Turniere, der Feſte und Bälle, welchen Könige und große Herren beigewohnt. Biographien der eminenteſten Coquetten, und der ſchönſten Weiber und Mädchen. Coſtümweſen. Geſchichte der Oper von ihrem Urſprung an. Leben und Memoiren der famoſeſten Sänger, Sängerinnen, Schauſpieler und Actricen. Anecdoten aus der Geſchichte des geſammten Theaterweſens. Darſtellungen der Siege und Triumphe des ſchönen Geſchlechts. Geſchichte ſämmtlicher plaſtiſchen Künſte.

Geographie. Statiſtik der Moden

und des Costüms der verschiedenen Völker, mit Erinnerungen über diejenigen Trachten, welche der Schönheit am besten zusagen. Billige Verkleinerung einheimischer, noch billigere Erhebung ausländischer Fabrikate; daher Oesterreich als Böotien, Frankreich als Eldorado des Modenwesens dargestellt. Topographie der Modenjournale. Beweis, daß das Wienerische kein Modejournal ist. Aufführung der Länder, wo man die schönsten und prätiosesten Shalws verfertigt und trägt. Namen und Stand der glücklichen Damen, welche die kostbarsten besitzen. Beobachtungen über die Orte, wo die schönsten Bänder und feinsten Spitzen gemacht werden, über die Gegenden, welche die Perlen, Corallen, Diamanten, und überhaupt alle die Stoffe der Bijouterien hervorbringen, die für den Putz einer artigen Frau gehören. Länder- und Völkerkunde in Beziehung auf die Kunst der Toilette, und auf die Tactik zu reizen,

zu gefallen, und im gesellschaftlichen Leben Epoche zu machen.

Sprachen. Die Königinn bleibt, wie es sich versteht, die französische. Ihre Regeln werde ich aber nur aus neuen Chansons lehren. Vor allem wird darauf gesehen werden, die Fräulein an einen Accent zu gewöhnen, der alle Nüancen der Leidenschaften und Empfindsamkeit bezeichnend ausdrückt. Das Wort aimer werden sie mit besonderer Grazie appliciren lernen. Der Pariser Dialect wird als Norm angenommen. Die Conversationssprachen müssen sie gut memoriren. Mit grammatikalischem Unterricht bleiben sie natürlich verschont. Nebst dem Französischen müssen sie etwas Italienisch und Englisch parliren lernen, aber bei Leibe kein Wort ihrer deutschen Muttersprache verlautbaren, bei Strafe von so und so viel Küssen.

Mythologie. Diese wird in einer

Auswahl desjenigen tradirt, was die Damen am meiſten intereſſiren kann, als: die Liebſchaften Hero und Leanders, Theſeus und Ariadnens, die Galanterien Jupiters, das Urtheil des Paris, die Abentheuer der Pſyche. Alles im Geiſt des Demouſtier. Dabei werden die ſchönen Eleven in galanten Madrigaux mit Venus und den Grazien verglichen, und ihnen überhaupt die weiſe Lehre eingeprägt, ſich ſelbſt mehr für Göttinnen als für Menſchen zu halten.

Muſik, Tanz, Declamation und Geſang. Dieß ſind die Hauptbranchen, in welchen ich mich vorzüglich bemühen werde, meine Eleven meiner würdig zu machen. Vor allem werde ich ihnen den traité sur la danse par Menestrier in die Hände ſpielen. Die Praxis mit der Theorie verbindend, werden ſie in dieſer edlen Kunſt, welche ſo einzig geeignet iſt, den

Bau der Glieder und das Junonische Formenspiel in das reizendste Licht zu stellen, täglich acht Stunden verarbeiten; nie werde ich sie eher verlassen, bis sie nicht im Stande sind, die Winde in dem Retour du Zephyr zu spielen. Die Lettres sur la Danse et les ballets par Noverre zur beiläufigen Lectüre; das Beckersche Taschenbuch aber, sämmtliche Jahrgänge, in Rücksicht der neuen Tanzmanieren und Abbildungen zu einem wesentlichen Nebenstudium. Belangend die Musik und den Gesang, so werden die Fräulein in allen neuen Arien Virtuosinnen seyn, und alle practicablen Instrumente spielen, sie sollen eine wahre Panharmonika seyn, daß alle Welt neugierig werde, sie zu hören und zu bewundern. Die Declamation wird mit besonderer Sorgfalt cultivirt, denn es ist unerläßlich, daß die Fräulein Comödie spielen können, um ihre Reize und Talente vor einem größeren Spectatorio, als sonst auf Promenaden ꝛc. möglich wäre, zu ent-

wickeln. Wötzels System ist die Bibel. In theatralischen Kenntnissen, das heißt in der Terminologie, müssen es die Eleven so weit bringen, daß sie jeden Augenblick ein Theater-Journal zu redigiren verstünden, eine Kunst, die man sich ohnehin viel schwerer vorstellt, als sie ist, denn sie ist nur ein Können.

Moral. Diese Branche bleibt in meinem Erziehungsplan billiger Maßen zuletzt. Wozu soll man auch ein eigenes Studium daraus machen? Sie wird ja heut zu Tage ohnedieß allenthalben angetroffen. Man findet sie in jedem Gesangstück, in jedem Roman von Lafontaine, Fouqué ꝛc. Die Ballets haben auch ihre Moral, so wie der Tanz und die Musik, weil sie die Empfindung anregen, den Charakter mildern, und die Sitten bilden können. Eben so wird mich die dramatische Kunst unterstützen. Das Theater ist die Schule der

Sitten. Unnöthig wäre es zu bemerken, daß ſchon Ariſtoteles den Tragödien und Comödien-Dichtern die Moral ans Herz gelegt hat. Die Schuld und der Rehbock ſind ſprechende Beweiſe. Ich fordere nur Phantaſie, dann wird ſichs mit der Moral ſchon geben.

Dieß iſt mein Lehrcurs. Die fleißigſten und talentvollſten Schülerinnen werden ihren Lohn ernten; ſind ſie ſchön, ſo werden ſie doppelt belohnt. Sie werden in dieſer Hinſicht zeitweiſe vor die Publicität gebracht, und tour à tour vor dem Publikum glänzen, im Theater, auf der Baſtey, im Prater, auf der Redoute, in Concerten, (in die man ohnedieß mehr des Sehens als Hörens wegen geht und fährt); und an einem ſolchen feierlichen Tage wird das Korps meiner reizenden Schülerinnen gleichſam das ſechste Theater in Wien bilden. Am Abend werden die Preiſe ertheilt. Die berühmteſten

Schauspieler und Künstler, und die schönsten jungen Männer der Stadt präsidiren dabei. Die Zahl der Preise ist nach folgendem Maßstabe bestimmt: 24 für den Tanz, 15 für Declamation, 10 für die Musik, 8 für die Geschichte, 6 für die Geographie, 4 für die Mythologie, 2 für die Sprachen, und einen für die Moral.

Die wohlthätigen Wirkungen meiner Erziehungsorganisation werden sich gleich beim Austritte der Fräulein bewähren. Alle Herzen werden ihnen auf dem Wege schon entgegenfliegen, alle jungen Männer werden den Wagen der Huldinnen umgeben, und ihnen den süßen Genuß des Triumphs bereiten. Meine Schülerinnen werden so erzogen, als ob sie nur 25 Jahre lebten; auf ein längeres Daseyn ist mein Plan begreiflicher Weise nicht berechnet. — Diejenigen, welche trotz ihrer artistischen Ausbildung und aufgeklärten Sinnes- und Sinnart gleich-

wohl länger leben sollten, mögen werden was sie können, denn zu weiterer Assecuranz mache ich mich nicht verbindlich. Meine, solchergestalt amplificirten Schönen werden immer ein Heer von tausend Anbetern um sich haben, und durch Talent und Geist schon irgendwo ein männliches Individuum finden, welches die Güte hat, den Herrn Gemahl vorzustellen.

Maccaroniſche Literatur.

Turpe est difficiles habere nugas,
Et stultus labor est ineptiorum.

Burleske und überhaupt ſcherzhafte lateiniſche Gedichte mit willkührlich eingeſtreuten Wörtern aus der italieniſchen Sprache oder auch aus andern Sprachen ſind Maccaronica, maccariniſche, macchoroniſche Gedichte. Zu Beiſpielen:

Archeros pistoliferos furiamque manantum

Et grandem esmentam quae in opinum
foeta, ruellae est
Toxinum que alto troublantem corda
cloeheros.

oder

Enfilavi scadrones et regimentos etc.

Theophil Folengo oder Folengi, ein gelehrter Benedictiner, gilt für den Urheber dieſer Art Gedichte, die eigentlich nur in Italien einheimiſch waren. Folengo war 1448 zu Mantua geboren, und trat, nachdem er zu Bologna ſtudirt hatte, in den Orden der Benedictiner. Sein Gönner war Ferdinand von Gonzaga, bei dem er 10 Jahre verlebte, und welchem er auch in mehreren ſeiner Gedichte huldigt. Unter ſeinen zahlreichen Freunde gehört auch der berühmte Sannazar. Folengo ſtarb den 9. Dec. 1544 in einem Kloſter bei Baſſano. Die Zeit ſeiner dichteriſchen Blüthe iſt gegen das Jahr 1520.

Er war Verfaſſer mehrerer italieniſcher und lateiniſcher Gedichte, die zum Theil von Werth ſind; auch halten ſeine Landsleute ihn für den Schöpfer des komiſchen Heldengedichts. Unter dem Namen Merlino Coccajo erſchien ſein quis macaronicum, von welchem die Ausgabe von 1521 die beſte und ſeltenſte iſt. Das Epitheton: maccaroniſch wählte er, um anzuzeigen, daß dieſe Gedichte, der Mehlſpeiſe Maccaroni gleich, aus verſchiedenen Ingredienzien beſtehen, ein Vergleich, der freilich etwas lahm, aber deſſen ungeachtet factiſch iſt, wie ſo manches andere Factiſche nicht minder lahm iſt. Folengo iſt auch Verfaſſer eines komiſchen Gedichtes unter dem Titel Moshea, oder der Krieg der Mücken und Ameiſen, dann mehrere Eclogen und Epiſteln. Sein il chaos del tri per uno fand keinen Beifall.

Andere maccaroniſche Schriften ſind: Guarino Capella Maccaronea Ariminiensis

(de Rimini) 1526, Gedicht in 6 Büchern; Maccaronica desyndicata et condemnatione Doctoris samsonis Lembi, ein werthloses Machwerk; Pthetonius MacaronisForza 1610, sehr geschätzt, der Verfasser war Jesuit; Bajani Carnavale tabula macaronica. Cesar Ursinius Capricia Maccaronica magistri stopini poetae ponganensis, 1636; Antonius de Arena (Provencalis de Bragardissima, villa de Soleriis!) de arte dansanti et de guerra neapolitana, romana et geuuense; L'istoria bravissima Caroli V. imperа provincialibus paysanis triumphanter fugati, der Verfasser ist ein Advokat; Remy Bellean dictamen metrificum de bello hugonotico et rusticorum pigliamine, ad sodales, ein sehr geschätztes und seltenes Stück; Cacasanga reistro suisso lansque ne torum per M. J. B. Tichiardum recatholicatum spoliportinum poetam; Jean Edouard Dumonin Arenaicum de quorundam nugigerulorum piaffa

insupportabili; Ms de Frey recitus verrtabilis, super terribili esmenta paysannorum de Ruellio, sehr werth gehalten; die obigen als Beispiele angeführten Strophen sind daraus; Certamen catholicum cum calvinistris, autore Martinius Hameonius frinus, aus 1200 Versen bestehend, jeder mit C beginnend. — Die maccaronischen Travestien eines gewissen Braon Freund des Franklin, und eines sichern Doctors der Sorbonne, können wir, da sie die Bibel und Passionsgeschichte betreffen, nicht weiter berühren. — Pelisson in seiner Geschichte der französischen Academie erzählt ein arges Beispiel von der ausgelassenen Sucht des 17. Jahrhunderts, die ehrwürdigsten Gegenstände in solcher Weise zu behandeln, was übrigens nicht mehr in das maccaronische Fach einschlägt.

Das Wort „Converſationsweſen.“

A. Aber eine Definition des Worts „Converſationsweſen“; ich ſehe nicht ein, was da ſo Schwieriges daran ſeyn ſoll!

B. Eine Definition, das wohl; aber die Definition, die iſt keine Kleinigkeit, wenn man erwägt, welch ein unermeßlicher Reichthum von Stoff, von Ideen und von Wichtigkeit in dieſem Worte liegt.

A. Von Wichtigkeit? Das ſcheint ſeltſam zu klingen.

B. Ja wohl von Wichtigkeit, von der allergrößten. Glauben Sie nicht, daß alles Thun und Treiben und Laſſen im Privat- und öffentlichen Leben, alle Formen deſſelben ihren Urſprung und ihre Bedeutung in der Converſation haben? Daß die großen Weltbegebenheiten, Krieg und Frieden, Völkerglück und Völkerelend von der Converſation ausgehen, in ihr empfangen und vorbereitet werden, von ihr Richtung und Ausſchlag erhalten, und ſo fort?

A. Ey, ey! Sie faſſen es tief, holen gewaltig weit aus!

B. Ich ſteige auf das Grundweſen meines Gegenſtandes zurück, faſſe ihn de ovo: Sprache und Mittheilung. — Sehen Sie hier mein Geheimniß!

A. Ich bitte weiter!

B. Nicht nöthig. Es mag genug ſeyn,

um begreiflich zu machen, das es die Diners sind, die Soirées, die Assembleen, die Boudoirs, die Landpartien, die Promenaden, Rendezvous, mit Einem Worte, alle Arten von Réunions en deux oder en quarante, mit Mund oder Feder, die allen weitern Umtrieb erzeugen, es gehe nun eine einzelne Familie oder eine collective, Nation heißend, an. Es ist also die Conversation, die das thut, und —

A. Nun!

B. Und wer ihre Natur und die millionenfachen Nüancirungen und Modificationen, folglich das Conversationswesen schildern will, muß selbst ein wahrer Proteus seyn.

A. Also ein Ideal?

B. Ja, Ideal. Es muß vor Allem ein schöner Mann seyn.

A. Ey, ey!

B. Muß er nicht in alle der verborgenſten Geheimniſſe der gewiſſen petits-manoeuvres eindringen können, wobei die Weiber die Hauptrolle ſpielen? Wird ihm das ohne ein beſtechendes Aeußere gelingen können? Alſo ein Adonis, geſund, dabei etwas verbuhlt, der romantiſch ſchmachtenden Miene wegen; ſchlank und ſtark. Er muß zwiſchen 30 und 40 Jahre ſeyn, voll Feuer und Selbſtbeherrſchung zugleich. Er ſey ein Brunet und Blondin, diplomatiſches Phlegma mit martialiſchem Feuer verſchmolzen. Seine Augen müſſen beredter ſeyn, als die Zunge des Demoſthenes, und doch muß man, wenn er will, nichts darin leſen können; ſein Mund muß ſtumm ſeyn, wie ein Fiſch, und doch von ciceroniſcher Rhetorik überſtrömen. Die Kunſt zu hören, muß er noch beſſer verſtehen, als der Ohrenvirtuoſe Fontenelle. Kurz in den äußern Sin-

nen muß er über alle Concurrenz erhaben, ein Abgott walten. In der Kunst des Repräsentirens muß er ein non plus ultra seyn.

A. Und sein Character?

B. Gemach, wir wollen erst die äußerlichen Erfordernisse unsers Kandidaten mustern. Er muß ferner von Stand seyn und reich, sehr reich. Das sind Hauptbedingnisse des Zutritts und der Herrschaft. Doch darf sein Rang, um bei Annäherungen nicht zu geniren, nicht zu hoch seyn, etwa ein Freiherr, das ist das rechte Wort. Er muß ein glänzendes Haus machen, einen Orden haben, Mitglied aller geheimen Gesellschaften, und Witwer, aber nicht Papa seyn.

A. Ich merke, aber vergessen Sie das Vaterland nicht!

B. Das ist ziemlich gleichgültig. Der

Baron braucht gar keines zu haben; diese Observanz ist eine unnütze Last, kann ihr geniren als nützen. Vaterland und Kirche darf man eben so wenig dem Conversationshelden als dem historischen Schriftsteller anmerken. Er ist das, was er ist, et voila tout. Er ist in jedem Land geboren, denn er spricht natürlich alle Sprachen.

A. Sie kommen zu seinen innern Qualitäten?

B. Ja, nämlich zu den schwierigsten, die Sprachen und das Gereisetseyn verstehen sich wohl von selbst. Alle Haupt- und Provinzialstädte Europa's haben den Baron gesehen, bewundert; er ist mit aller Welt liirt, hat in des Großsultans Harem sejournirt, und mit dem Lordmajor in London dinirt, in Paris mit Madame Recamier soupirt ꝛc., hat in Madrit nichts mit der Inquisition zu thun gehabt, — in

Rom das Sehenswürdige bewundert, und sich Wien zum Hafen, zum Buon-retiro erkoren. Ueberall hat er das Piquante abgeschöpft, von dem er eine lebendige Anthologie ist.

A. Er wird doch auch wohl eine lebendige Encyclopädie seyn, nicht wahr?

B. Allerdings. Er ist Polyhistor, er weiß Alles. Die positiven Wissenschaften, Mathematik, Physik, Jurisprudenz und derlei Seriosa sind ihm nur die Dekoration der angenehmen. Die Mathesis z. B. zur Definition der Schönheitslinien; die Naturlehre zum Behuf des Magnetismus und seiner Applicationen, die Rabulisterei für die verschiedenen Branchen des Matrimoniale, das er gelegentlich ins Linneische System bringen will, wie weiland Born etwas Anderes in der Monachologie. — Natürlich ist der Baron Mitglied von allen gelehrten Gesell-

schaften, und mit den eminenteſten Literatoren und Künſtlern in Correſpondenz. Er macht Recenſionen für das Edinburger Review, für das Journal des savans, für die Heidelberger und Wiener Jahrbücher der Literatur. Er bereichert die neue deutſche Encyclopädie und macht ſich kraft ſeines routinirten Blickes, darüber luſtig, daß man ein ſolches Werk in einem Lande zu Stande bringen will, wo der unermeßliche Schatz von theoretiſcher Intelligenz ſeither nur von fremden Nationen zu heben, zu ſichten und zu practiziren verſtanden worden iſt. Er nennt eine Encyclopädie, mit Chateaubriand, das Babel des Wiſſens, und geht doch alle Tage darin ſpazieren.

A. Sie machen aus Ihrem Manne nach und nach einen Galiani!

B. Das wäre zu ſcientifiſch und die förmlichen Gelehrten taugen nicht für das

Weltleben. Sie sind Pedanten, und man will beaux-esprits, oder wenigstens eine gute Mischung von beiden. Daher hat der Baron mehr Geist als Wissen, mehr Eigenes als Fremdes. Mit diesem Fond von Geist beherrscht er alle Zirkel; er spielt mit ihnen, Alles ist sein Sclave. — Doch das muß sich wohl von selbst verstehen, eben so daß er der genialste Bonmotist, Novellist, der furchtbarste Improvisateur ist, eben so, daß er alle Spiele meisterhaft spielt und doch immer verliert. In der Literatur aller Nationen und Zeiten, besonders in der ästhetischen und historischen Partie, ist er natürlich ein Matador; und wenn er sich selbst übertrifft, so ist es in den schönen Künsten. Denn er ist Mahler und Musiker, Plastiker, Schauspieler, ganz vorzüglich ein guter Tänzer, ein eben so guter Poet, und was erst als Theaterrezensent!

A. Sie werden ihn wohl überhaupt einen Schriftsteller seyn lassen?

B. Wie anders? In der Kunſt darzuſtellen muß er einen Geoffroy, einen Dupaty, einen Kotzebue zurücklaſſen, er muß mahlen, deklamiren, Alles mit einer Gansfeder; er muß ein größerer Pſycholog ſeyn, als Plattner und Maaß, und in Menſchenkenntniß und Characterſtudium mit dem natürlichen Talent des ſchönen Geſchlechts ſiegend wetteifern. In dieſem Genre muß er die Theophraſte, Labruyeres, Rochefoucaulds, Lavaters und Knigges ſchamroth machen. Kurz ex omnibus aliquid ex - toto omnia (sed non: nihil, wie es ſonſt heißt) muß er ſeyn. — Philoſoph, Aeſthetiker, Weltmann, ein keuſcher Joſeph und ein Don Juan, Jüngling und Greis, Ueberall und Nirgend, Genie und Pinſel, l'ami de toute le monde, der Abgott der Zirkel, der Clairvoyant ihrer Secreta: das ſind die Hauptcontouren, dann wieder, wie der junge Plinius an Tacitus ſchreibt, Schrei-

bensmerthes verrichten, und — jetzt bin ich auf dem rechten Punkt: Lesenswerthes schreiben. Er wird nur skizziren, hinhauchen mit Geist, mit unbekümmerten Zügen, ein kecker Farbenklex à la Raphael und es ist ein scharfer Character; ein Wort, es ist ein Bild, es ist eine Welt voll Figuren und Bewegung. Oft wird er mehr ausdrücken durch das, was er nicht sagt, ohne sich der stümperischen Surrogate der Ausrufungszeichen und Gedankenstriche zu bedienen. Er wird, wie Dupaty in seinen unnachahmlichen Briefen über Italien, ein Oehlgemählde (die Feuersbrunst) so beschreiben, daß wir in Versuchung kommen zu glauben, es wäre eine Begebenheit des Moments, und er sey Augenzeuge, Theilnehmer davon. Mit historischen und psychologischen Episodirungen wird er geistvoll und haushälterisch würzen und pfeffern. Er hat Alles gesehen, beobachtet, erfahren, durchschaut, ergriffen, verarbeitet, applicirt, und

weil er Alles weiß, kann er Alles sagen. Mit Einem Wort, er wird das in der höchsten Potenz seyn, was der talentvolle Verfasser des l'hermite de la Chaussée d'Antin, des bekannten Sittengemähldes der Pariser, mit so viel Glück zu seyn versucht.

A. Ja, l'hermite, das ist das Modell. Allein, da ich zweifle, daß ein Exemplar eines solchen Barons aufzutreiben sey, so — habe ich die Ehre, mich zu empfehlen.

—

Von Büchern, deren Text in Kupfer gestochen ist.

Die Hauptbeweggründe, bei Büchern den Text in Kupfer stechen zu lassen, können dreifach seyn. Entweder ist selber, als zu Abbildungen gehörig, unbeträchtlich; oder, es machte, um ihn bei Bilderwerken durch die Buchdruckerpresse zu liefern, zu viele Schwierigkeiten, oder weil der Grabstichel seiner Reinheit und der Freiheit seines Gebrauchs wegen den Typen vorzuziehen ist. Dieser letztere Grund ist in neuerer Zeit fast gänzlich hinweggefallen, ja man zog mit

Recht die Typographie der Chalcographie vor, da die Arbeiten eines Baskerville, Didot, Bodoni, Göschen, Degen, Strauß ꝛc. — mit denen des Grabstichels siegreich wetteifern, und die Gleichheit der Formen durch diesen unmöglich so erzielt werden kann, als durch die Buchdruckerkunst. Wie wäre es z. B. möglich, Werke wie Czösch Tabellen, dieses, unsers unvergleichlichen Strauß so verherrlichende Product, durch die Kunst des Grabstichels in solcher Vollkommenheit herzustellen?

Mit der Gattung von Büchern, welche in diesem Augenblick unser Gegenstand sind, haben sich nur wenige Bibliographen beschäftigt. Einiges sagt Jansen in seinem schätzbaren Werke: Essai sur l'origine de la gravure en bois etc. (8. Paris, 1808, Band 2, S. 177); näher berührt der fleißige und fruchtbare Peig-

not dieſe Sache. Nach ihm wollen wir hier die erſte Claſſe ſolcher Bücher, nämlich jene, bei denen der Text nur ein Nebending iſt, größtentheils übergehen, und von den übrigen nur die bedeutenderen Artikel aufführen. Es geſchieht hier in alphabetiſcher Folge.

Anacreontis symposiaca semii amba, graece, tabulis aeneis, incisa et in iconibus ornata, edente Jos. Spaletti. Fol. max. Romae 1781. — Nach einem alten Manuſcript, das wahrſcheinlich dem 10ten Jahrhundert angehört. Spaletti auf der Vaticaniſchen Bibliothek hat die Charactere nachgezeichnet, und in 3 Spalten ſtechen laſſen. Die erſte zeigt die Urſchrift, die zweite den Text der Ausgabe von 1705 des Joſua Barnés zu Cambridge, die dritte die lateiniſche Verſion. Der beiläufige Werth dieſes nur 16 Seiten ſtarken Werkes iſt 3 Dukaten.

Bergasse théorie du monde etc. suivant les principes de Mesmer. 4. Par. 1784.

Berquin, Pigmalion, scène lyrique de Rousseau, mise en vers, gr. 8. Paris 1775. — Der Stich des Textes ist von Drouet, die 6 artigen Vignetten von dem jüngern Moreau gezeichnet, gestochen von Launay.

Book of common prayers. 4. Lond. 1717. Mit vielen schönen Bildern.

Brebiette: opera diversa, tabulis aeneis delineata. 8. Parisiis 1638. — Ein seltenes Stück.

Coccius: thermae Diocletianae etc. in lucem eductae sumptibus Ant. Perrenoti, Antverpiae 1558. — Die Blätter dieses höchst seltenen Werkes pflegen auf

Leinwand geklebt und so zusammengerollt zu seyn. Diese Rolle hat etwa 40 Schuh Länge und etwas über 1 Schuh im Durchmesser; es ist dann ein Futteral nöthig. Der Bogen ist um 150 Livr. verkauft worden.

Delfini: compendio della storia universale ecclesiastica e profana. 8. Roma 1745. — Befand sich in Sernoa-Santanders Bibliothek zu Brüssel.

Diepembeke: vita seraphicae virginis S. Mariae Magdalenae de Pazzis. Fol. Ohne Ort und Jahr. — 49 Tafeln.

Emblêmes d'amour en quartre langues. 12. — Ohne Verlagsort und Jahreszahl; halb Text, halb Bilder.

Fabritius: systema historico-chronologicum universale. 4 obl. — Ohne Ort und Jahr.

Haultin: Altini numismata, non antea antiquariis dita. Fol. 1640. Erschienen zu Paris. Dieß Werk ist ganz außerordentlich selten; es sind nur wenige Exemplare abgezogen worden; aber daß bloß zwei existiren sollen, wie in Essay de literature etc. 1702—4, vorkommt, ist nicht glaubbar, und wenn hier eine Anwendung auf typographische Seltenheiten Statt finden kann, lediglich bei Servet Christianismi restitutio der Fall *); 583 Medaillen, welche Haultin enthält, sind auf kleine Papierstreifen gedruckt und auf 141 Blätter aufgezogen. Dann folgen 12 Blätter mit 16 Abbildungen von Alterthümern. Ein weiteres meldet der bibliographische Coryphäus Debure in seiner unsterb-

*) Die Geschichte dieses in so vielerlei Rücksichten überaus merkwürdigen Buches habe ich zum Theil oben geliefert.

lichen Bibliographie instr. Vol. 6. S. 133 — 139.

Haultin: histoire des empereurs romains depuis J. César jusqu'à Posthumus. Fol. Paris 1645. — Enthält 241 Blätter, ist sehr selten und 100 fl. (C. M.) werth. Daß Haultin der Herausgeber sey, ist noch zweifelhaft. (Dieß und das obige Buch gehören zwar nicht unmittelbar hierher; doch ihrer Seltenheit wegen wollten wir sie nicht übergehen.)

Heures presentées à Mme la Dauphine. 8. — In Paris vom Buchhändler Hansy der Dauphine präsentirt; ohne Ort und Jahr; 260 Seiten mit kleinern und größern Bildern.

Heures, nouvelles, gravées au burin. 12. — In Paris von dem Calligraphen Duval geschrieben, gestochen von

J. Mariette. Ein zweites Mal 1670 in 4. neu aufgelegt.

Horatii opera. 2 Vol. 8 maj. Londini, aeneis tabulis incidit Johannes Pine. 1733—37. — Schön gestochen; die gedrängten holländischen Charactere lassen indeß nicht günstig. Kenner nehmen gleich wahr, ob das Exemplar von den erstern, folglich bessern Abdrücken sey. Bei diesen steht auf der Medaille des Cäsar 1r Bd., Seite 108: Post est, bei den spätern Abdrücken aber corrigirt: l'otest. Der Fehler ist also hier ein Vorzug. Ein gut erhaltenes, schön gebundenes Exemplar gilt jetzt 60—70 fl. (C. M.)

Kraus historische Bilderbibel, Fol. Augsburg 1705. — Erklärungen der Bilder auf derselben Seite sind wenig. Das Buch kommt oft incomplett vor.

Dessen: heilige Augen — und Ge-

müthsluſt ꝛc. Fol. Augsburg 1706. — Wie das Vorige, der geſtochene Text unterhalb der 120 Bilder.

Lafontaine: fables choisies mises en vers. 6 Vol. 8. Paris 1765 — 75. — Die Figuren von Feſſard, der Text von Montulay geſtochen, 30 — 36 fl. werth. Eine andere Ausgabe dieſer Fabeln mit geſtochenem Texte, in 18. wurde im Jahr 1787 unternommen; ſie ward aber nicht vollendet; eben ſo gerieth eine ſpätere mit ſtenographiſchen Characteren, bei Bertin, ins Stocken.

Legende, la, joyeuse, ou les cent et une leçons de Lampsaque, 24. Londres, 1749. — 2. Suite de la légende joyeuse, 24 Londres, 1750. — 105 Seiten mit äuſſerſt kleinen, doch leicht leſerlichen Lettern. Es exiſtirt davon ein wiederholter Abdruck mit denſelben Platten; betitelt: Bijou de

société, der aber sehr schlecht ist. Diese Legende ist zuverlässig nicht von Pine, der den Horaz gestochen; sie ist auch ohne Zweifel nicht in London, sondern in Paris erschienen.

Le Hay: recueil de cent estampes representant differentes nations du Levant, avec des explications historiques. Fol. Paris 1714. — Dieß Werk ist auch an sich bemerkenswerth; es gibt nur sehr wenige complette Exemplare davon. Es muß eine Vorrede, die Anecdoten von der Gesandschaft Ferriols *) an die Pforte (auf

*) Dieser Ferriol ist der nämliche, welchen Ludwig XIV. beauftragte, ihm in Constantinopel das Exemplar des vollständigen Livius zu verschaffen und wozu er ihm hunderttausend Thaler anwies. Ungeachtet dieses glänzenden Anbots gelangte Ferriol doch nicht zu dem Manuscript. Ein Mehreres siehe liter. Anzeiger. (Wien) 1822. Nro. 5.

deſſen Veranlaſſung das Buch erſchien) und ein Blatt türkiſcher Muſik dabei ſeyn. Die 100 Abbildungen müſſen gut illuminirt ſeyn. Urſprünglich waren ſie ohne Text; 1715 wurden ſie gedruckt dazu geliefert, und als dieſer vergriffen war, ließ man ihn dazu ſtechen. Ein vollſtändiges Exemplar ging in der La Valliereſchen Auktion um 18 Livr. weg.

Lescloche: abregé de la philosophie en tables. 4. 1651. — Beſteht aus einer großen Menge von Tabellen, von Reicher gut geſtochen.

Lister: historia conchyliorum libri, cum appendicibus 3 Part. Fol. Londini 1685—93. — Enthält mit Inbegriff des Textes 1057 Tafeln, und wurde 1792 bei Mirabeau um 1091 Livr. 19 Sous erſtanden.

Mirys: figures de l'histoire de la

republique romaine, accompagnées d'un prècis historique. 4. Par. an VIII. — Auf Velinpapier, 118 Bilder enthaltend; der geſtochene Text unter jedem nimmt den halben Raum ein. Die 11 Seiten betragende Einleitung iſt typiſch.

Montesquieu: le temple de Gnide. Paris 1772. — Reizend gearbeitet. Die Kupfer ſind nach Zeichnungen des Ch. Eiſen von le Mire, der Text von Drouet geſtochen.

Officium, beatae Mariae Virginis. 12. Venetiis 1740. — Der Text iſt nicht ſchlecht geſtochen; die Bilder ſind artig.

Ponce et Godefroi: la guerre d'Amerique. 4. — 16 Scenen mit Text, vortrefflich geſtochen.

Processionale ordinis Carmelitorum.

4. Lugduni 1739. — Sowohl der Text als der Kirchengesang von Jacquemont gestochen.

Saulat sieur des Marez: mutus liber in quo tamen tota philosophia hermetica, Fol. Rupellae 1677. — Besteht aus 15 gestochenen Blättern, eine Art Hieroglyphen darstellend. Barbier in seinem Dictionnaire des anonymes nennt den Arzt Tollé als Verfasser.

Sentimens d'une ame pénitente sur le pseaume Miserere, par Mme. D*** traduit en vers. 4. Munich. — Von F. X. Jungwirth geschrieben und auf 99 Platten gestochen. Marie Antonie, Churfürstinn von Sachsen, ist die Verfasserinn.

Tavolette chronologiche, contenente le serrie de, Papi etc. 8. Roma, 1779. —

64 Seiten geſtochen von Seranzoli; kleine Characterе, ſchlecht ausgeführt.

Virgilii opera, ex antiquis monumentis illustrata, cura, studio et sumptibus H. J. Armigeri Rufforti Toparchae. 3 Vol. 8. *) Hagae. (1753—67.) — An dieſer Ausgabe ſollen mehrere engliſche und holländiſche Künſtler gearbeitet haben. Janſon in ſeinem angeführten Buche glaubt, Marc. Pitteri in Venedig habe Alles allein geſtochen. Das Werk iſt mit unzähligen Figuren geziert, worüber der 3. Band ein räſonnirendes Regiſter von dem fleißigen

*) Ich hatte eines in klein 4. Format, das ich für den Preis von 38 Duc. dem Dr. Heaſlop in London verkaufte. Die Exemplare dieſer Gattung ſind ſehr ſelten, weil, wie es heißt, Catharine II. ſie aufkaufen ließ. Journier ſagt in ſeinem Dictionn. de Bibliogr., daß es Exemplare gebe, deren Text nur auf Einer Seite gedruckt ſey.

Sarius enthält. In der Schönheit der Lettern steht es dem Pineschen Horaz nach.

Virgilii Bucolica et Georgica, tabulis aeneis olim a J. Pine illustrata, in lucem profert Rob. Edge Pine. 2 Tomi. 8. maj. Londini 1774. — Peignot meint, mit dem Stiche sey schon 1755 angefangen worden.

Vita B. P. Jgnatii Lojolae. 4. Romae 1609. — 79 Tafeln, unten die Erklärung.

Vita B. Patris Jgnatii Lojolae etc., quam Ribadeneira olim scripsit deinde Matriti pingi etc. Fol. Antverpiae 1610. — Von Cornel und Theod. Galler gestochen.

Wir wollen uns einstweilen mit den Vorgenannten begnügen, und Weiteres auf eine folgende Gelegenheit versparen.

Benvenuto Cellinis berühmtes Salzfaß in Wien.

Dieſes Salzfaß, oder vielleicht würdiger bezeichnet: dieſer Tafelaufſatz findet ſich unter den Merkwürdigkeiten der Ambraſer-Sammlung im Belvedere, von welcher der gelehrte Cuſtos derſelben, Hr. Al. Primiſſer eine meiſterhafte Geſchichte und Beſchreibung geliefert hat *). Gewiß mit vol-

*) Die kaiſ. kön. Ambraſer-Sammlung, mit 2 Steindruckblättern. 8. Wien bei Heubner 1819.

lem Rechte räumt Hr. P. dieſem Kunſtwerke in Anſehung der vielſeitigen Bedeutſamkeit den erſten Rang unter allen artiſtiſchen Gegenſtänden der Ambraſer-Sammlung ein. Es kann daher uns, die wir ſo glücklich ſind, dieſes koſtbare Stück zu beſitzen, auch nicht anders als erfreulich ſeyn, wenn ſolches durch die in Paris ſo eben erſchienenen Memoiren Benvenutos erſt eine eigentlich univerſelle Bekanntwerdung erfährt. Das Buch iſt betitelt: Mémoires de Benvenuto Cellini, orfèvre et sculpteur florentin, écrits par lui même, ou se trouvent beaucoup d'anecdotes curieuses touchant l'histoire et les arts; traduits de l'italien par M. T. de Saint Marcel. 8. 1822. (Preis 7½ Frank.) Man ſieht, daß Hr. St. Marcel oder ſein Verleger ſich beſſer auf das Titelmachen verſtanden, als Herr v. Goethe. Eben ſo reicht der Text dieſer beiden Bearbeitungen von einander ab. Doch — laſſen wir dieß

Alles dahin gestellt seyn, um uns einen Augenblick mit dem herrlichen Kunstwerk zu beschäftigen.

Zur Verfertigung dieses Salzfasses ward Benvenuto durch den Cardinal von Ferrara veranlaßt. Mehrere Gelehrte, Künstler und zwei Hofleute des Cardinals bothen ihm Entwürfe und Zeichnungen dazu an. Das stolze Selbstgefühl des Meisters aber verwarf sie alle. Er wollte mit dem Ruhm der Ausführung auch den der Erfindung verbinden, und bildete sofort aus der eigenen Fülle seines schöpferischen Genius das Modell aus Wachs. Hierüber sagt Benvenuto selbst, nach den Worten der Goetheschen Uebersetzung seiner Autobiographie, Folgendes: „Ich nahm einen runden Untersatz, ungefähr zwei Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbindet, machte ich zwei Figuren, einen guten Palmen groß, die mit

verſchränkten Füßen gegen einander ſaßen, ſo wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen ſieht; das Meer, als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug faſſen konnte; darunter hatte ich vier Seepferde angebracht, und der Figur in die rechte Hand den Dreizack gegeben. Die Erde hatte ich weiblich gebildet, von ſo ſchöner Geſtalt, und ſo anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben ſie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden geſtellt, der den Pfeffer erhalten ſollte; ſie lehnte ſich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt ſie das Horn des Ueberfluſſes, mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derſelben Seite waren die ſchönſten Thiere vorgeſtellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres hatte ich die beſten Arten von Fiſchen und Muſcheln angebracht, die nur in dem kleinen Raume Statt finden

konnten. Uebrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen.“

Dieß ist nun wohl auch die anschaulichste Beschreibung des berühmten Kunstwerkes, von Goethe mit der ihm eigenen plastischen Ausführlichkeit wieder gegeben, was man ihm hier Dank wissen wird. Der franz. Memoirist führt folgende Stelle an: „Ich bildete ein Oval von 15 Zoll Höhe. Zwei Figuren, die so in einander verschlungen waren, wie Meer und Land, regierten es, und trugen ein Schiff als Salzbehältniß. Die eine stellte den Neptun vor, mit dem Dreizack in der Hand, von vier Seepferden gezogen; die andere die Erde, als ein schönes Weib, das sich mit dem einen Arm auf einen Tempel stützt, worin der Pfeffer aufbewahrt ist, im andern trägt sie ein Füllhorn. Unter derselben hatte ich alle Thierarten angebracht, die sie ernährt; unterhalb des Meeres alle darin lebenden Fische.“

Dieſe beiden Stellen mögen hinreichen, unſer Kunſtwerk zu verſinnlichen; Benvenuto in der Goetheſchen Ausgabe ſpricht im zweiten, fünften und achten Capitel des dritten Buches davon. Hingegen glauben wir jene Worte, welche in dem alten Inventarium der Ambraſer-Sammlung vorkommen, nicht überſehen zu dürfen. Sie lauten alſo: „Auf dem überlegt runden ſchwarzen Gefäß, ſo aller Orth mit lotigem Gold beſchlagen, 2 ganz guldine gegen einander lärnende Pilder als: Neptunus rund dein Weib, ſo Kinig Carl zu Frankreich der Fr. Dt. (fürſtlichen Durchlaucht) verehrt hat, wiegt 26 Mck. 2 Lot.“

In Metall ausgeführt wurde dieſes Salzfaß erſt geraume Zeit nach der Verfertigung des Wachsmodells. Franz I. von Frankreich hatte nebſt Leonardo da Vinci, Primatice und andern ausgezeichneten Künſtlern, auch den berühmten

Goldschmied Benvenuto Cellini nach Paris gezogen. Der kunstsinnige Monarch überhäufte ihn mit Zeichen seiner Freundschaft und mit wahrhaft königlichen Gunstbezeugungen. Benvenuto selbst erzählt einen sprechenden Zug von des Königs erhabener Gesinnung. Einst klopfte ihn dieser auf die Schulter und sagte: Mein Freund, ich weiß nicht, wen ich glücklicher preisen soll: den Fürsten, der seinen rechten Mann findet, oder den Mann, der einen Fürsten findet, wie er ihn braucht. Darauf erwiederte der Künstler: „Wenn ich dieser Mann wäre, so würde ich mich glücklicher preisen, als den Fürsten," worauf der König sinnreich genug antwortete: Sagt, daß Beide gleich glücklich sind." Franz besaß schon einen Becher und ein Becken von Benvenutos Arbeit, und wünschte nun auch ein Salzgefäß ähnlicher Art. Als der Künstler ihm hierauf das wächserne Modell vorwies, fand es dergestalt des Königs Beifall, daß er

verlangte, es in Gold auszuführen, und dazu sogleich die nöthige Summe von tausend gewichtigen Goldgulden bei dem Schatzmeister anwies. Benvenuto schritt nun ans Werk, und vollendete es mit Hülfe mehrerer vornehmlich deutscher Gesellen, deren Geschicklichkeit und Fleiß er volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er setzte das Salzfaß auf eine Grundlage von Ebenholz, umschlossen von einem Gurt mit acht Figuren von Gold geschmückt, Nacht und Tag, und die vier Hauptwinde vorstellend. Die zwei Vorderseiten des als Pfeffergefäß dienenden Tempelchens zeigen die drei Lilien Frankreichs, und den Buchstaben F, neben dem ein Drache und die königliche Krone blau emaillirt angebracht sind. In den prächtigsten Schmelzfarben prangen die Blumen, Früchte und Thiere. Das Werk ist Grosserie-Arbeit, die darin besteht, daß über Erz- oder Thonmodelle die Gold- oder Silberplatten getrieben, und die Figuren stückweise

ausgehammert worden, worauf man dann die Stücke zusammen fügt. Von dieser Manier wird Benvenuto selbst als der Erfinder betrachtet. Der 9te Abschnitt seiner Lehre von der Goldschmiedekunst handelt von ihr.

Unser berühmter Tafelaufsatz befand sich bis zur Zeit Carls IV. des Enkels Franz I. im königlichen Schatze. Carl verehrte ihn dem Erzherzog Ferdinand, mit dessen Nichte Elisabeth, der Tochter Kaiser Max. II. sich jener im Jahre 1570 vermählte, wo Ferdinand bei der Trauung zu Speier des Bräutigams Stelle durch Procuration vertreten hatte.

Noch prächtiger und kunstvoller soll das Modell eines Springbrunnens gewesen seyn, welches Benvenuto dem König Franz überreichte. Es wurde aber nicht ausgeführt.

Amneſtik, oder die Kunſt zu vergeſſen.

Jedermann wünſcht ſich ein treues Gedächtniß, ſey es zur Erleichterung der Berufsfunctionen, ſey es zu einem luxurioſeren Leben des Geiſtes ꝛc. — Das Gedächtniß iſt, wie Schiller irgendwo ſagt, „das Arſenal des Verſtandes;“ und hat man auch in früherer Zeit hier und da gefaſelt, ein ſtarkes Memorium ſey ein Zeichen eines ſchwachen Kopfes, ſo beweiſet das nur, daß man auch in früherer Zeit hat albern ſeyn können. Die Cicerone (wenn man hier pluraliſiren darf)

haben immer ein tüchtiges Gedächtniß gehabt. Ein Cyrus weiß, wie Scipio Africanus, jeden einzelnen Mann seiner Armeen beim Namen zu nennen, ein Seneca kann 2000 Wörter und 200 Verse, so ihm vorgelegt, nach einer einzigen Durchsicht vor- und rückwärts hersagen; ein Mithridates versteht 25 Sprachen; ein Picus von Mirandola recitirt drittehalb tausend vorgesagte Namen in derselben Reihe pünctlich her. Eben so erstaunenswerth ist es, wenn wir hören, daß in neuerer Zeit ein Scaliger in 21 Tagen den Homer, und in 4 Monaten alle griechischen Classiker auswendig lernt; daß ein Gatterer (wie in Reebs vermischten Schriften gerühmt wird) 42 Sprachen versteht *), und der

*) Wiewohl welch ein Unterschied zwischen Verstehen und Können, zwischen Reden und Schreiben, ohne das Entscheidende „Wies dabei in Anschlag zu bringen. An-

Rector Bauer in Hirschberg (laut Meusels histor. literar. Unterhaltungen) alle lateinischen Classiker dermaßen inne hat, daß er bei deren Erklärung gar kein Buch braucht. (Sein treffliches lateinisches Wörterbuch, so wie seine andern Schulbücher, soll dieser Bauer ohne besondere Vorbereitung, ganz aus dem Kopf niedergeschrieben

---

ders ist das Reden überhaupt. Leute, die viel herum gekommen, Reisende, Gereiste, Commis, Kammerdiener, Militairpersonen reden alle allerhand Sprachen auf allerhand Weise, wissen sie aber selten zu lesen, noch seltener zu schreiben, am allerwenigsten correct zu schreiben. Es gibt Bediente, so ein Duzend Sprachen kennen und können. Es gibt aber hinwieder Gelehrte, die nur 6 verstehen; das ist so die gewöhnliche Dosis. Der Werth liegt im Grammaticalischen, im Geist der Sprachen, im Wissenschaftlichen. Daß unser gelehrter Gatterer 42 Stück Sprachen also soll verstanden haben, ist schlechterdings unmöglich.

haben, und was derlei curiose Exempel mehr seyn mögen.)

Trotz mancher pedantischer Einrede war Mnemosyne den Alten theuer und lieb. Quinctilian macht ein treues Gedächtniß zur Bedingung eines guten Kopfs; Cicero nennt ein solch thesaurum rerum omnium. Nur das Genie hat das privilegium exclusivum, ein mittelmäßiges oder schlechtes Gedächtniß zu haben, denn die Genies sind nicht Leute von Kopf, sondern von Geist, und der Geist, das unermeßliche Surrogat aller mechanischen Kräfte der Seele, die er leicht entbehrt und noch öfter verschmäht. Genies sind Excesse der Natur. Ordentliche Leute von Vernunft, Verstand und Kopf, diese Säulen der wahren Aufklärung und gesellschaftlichen Glückseligkeit, wenn es eine solche geben darf, können eines wackern Gedächtnisses nicht entrathen. Ein Schulmann, ein Kanzelredner, ein Di-

plomatiker, ein Kaufmann, eine Amtsperson, müssen ein gutes Memorium haben. Man verzeiht ihnen eher den Mangel an Urtheilskraft, als den des Gedächtnisses. Siehe die Weltgeschichten.

Wie aber die Natur überall der Krücke der Kunst bedarf, so hat man auch schon in den ältesten Zeiten auf Mittel gesonnen, ein gutes Memorium zu bewahren, ein schwaches zu verstärken. Die Theorie der Mnemonik entstand. Kästner hat darüber ein schätzbares Werk geliefert. In neuester Zeit bildete sich das System noch scharfsinniger aus, Aretin, Feinaigel, Duchet ꝛc. haben es mit Glück versucht, der Mnemonik einen festen practischen Werth zu verschaffen.

Ist das Gedächtniß nächst der Wichtigkeit für das bürgerliche Leben, das Conservatorium für die höhern und edlern Genüsse des Geistes, so muß es nothwendig

auch deren umbarmherzige Geißel zugleich seyn. Das nämliche Vermögen, angenehme Eindrücke zu behalten, ist zugleich derjenige Fluch, die bittersten zerstörendsten Impressionen zu bewahren. Man ist entzückt über eine segenreiche Ernte und trostlos bei dem Verlust einer Geliebten. Die Idee des Verlustes zerstört die Freude des Gewinnes, oder führt wenigstens einen Kampf herbei, der für das Subject allezeit ermüdend, oft gefährlich, und eben so oft verderblich seyn muß. In einer und derselben Kammer sind der zärtlichste Freund und der grimmigste Feind zusammengepfercht; das Lamm und der Tiger in Einem Behältniß; in Einem Raum Engel und Teufel; das Paradies und die Hölle in Einem Gehirn. Das ist's, was das Mark des Lebens verzehrt, den Nervengeist auspumpt, die Existenz reducirt, den Organismus schnell wie der Blitz vernichtet, oder langsam mit Henkersfrist wie Aqua Toffana vermürbt und verkümmert.

Das Gedeihliche anzuziehen, das Schädliche abzuſtoßen liegt in der Natur eines jeden athmender Weſens. Man hat die Gewohnheit zu eſſen, wenn man hungrig iſt; einen Ueberrock anzuziehen, wenn es friert. Das iſt ſehr natürlich und ſehr löblich. Man iſt philoſophiſch beim Thieriſchen, und thieriſch beim Philoſophiſchen. — Wie man die Maſchinen cultivirt, conſervirt und cajolirt, ſo ſollte man es mit der Seele rückſichtlich des Gedächtniſſes halten — halten können.

Von Themiſtocles, dieſem Virtuoſen des Memoriums, der die Namen aller Bürger im Kopf hatte, ſagt Cicero, daß er ſich eher die Kunſt gewünſcht habe, zu vergeſſen als das Gedächtniß zu vervollkommnen. Hinc lacrimae! Da liegts, hier iſt das Geheimniß des Lebensglücks, das gewaltige Räthſel des Gleichgewichts mit ſich ſelber. Wer ſein Gedächtniß ſo dreſſiren kann, daß er nur die angenehmen Ein-

drücke behalte, die unangenehmen aber sogleich annullire, amortisire, oder noch künstlicher verfahrend, von diesen eben nur so viel adoptire, als ersprießlich wäre, jene zu würzen: der müßte nothwendig das Ideal des zufriedensten, folglich des glücklichsten Menschen seyn. Meine segenreiche Ernte würde nicht aufhören mich zu entzücken, denn der Verlust meiner Geliebten hätte nicht angefangen, mich mit Trostlosigkeit zu erfüllen: dieser Verlust selbst wäre augenblicklich auch wieder verloren gewesen: Verlust des Verlustes Gewinn, Nichtverlust. Also lauter Rosen und kein einziger Dorn!! Aber die Theorie, die Theorie! Non licet omnibus adire Corinthum! „Kein Arzt kann das Gedächtniß von seinem Aussatz reinigen," sagt der Verfasser der Schuld. Nun da muß denn der Patient sich selber operiren. —

„Abstraction ist das Arkanum. Ubi

medicamenta non sanant, ferrum sanat, ubi ferrum non sanat, ignis sanat, ſind Worte des Evangeliſten Hippocrates. Das „ignis“ iſt hier die Abſtraction. Jedermann abſtrahirt, ohne es eben zu wiſſen, zu merken. Was ſchon da iſt, verträgt leicht eine Steigerung, und die Kunſt vermag Alles, noch mehr als die Natur, weil die Natur ſelbſt ein Product der Kunſt, Ausfluß der höchſten Kunſt iſt. — Vide iſt das bibliſche Buch von der Geneſis. Iſt gleich das Vergeſſen ſchwerer als das Behalten, wie das Laſſen ſchwerer als das Thun, wie alles andere Erhabene ſchwerer als das Gemeine, ſo iſt doch der Reiz des Zwecks und Erfolgs zu ſtachelnd und zu köſtlich, um ſich nicht im Verſuch zu verſuchen. Magnum voluisse sat est, es iſt überall falſch, es muß heißen: non sat est. — „Die Menſchen ſind nur darum unglücklich, weil ſie nicht abſtrahiren können.“ Meiſter Kant dixit: die Kunſt zu vergeſſen, eine

Metaphysik der Abstraction, wäre die Kunst glücklich zu seyn. Vor Allem müßte man vergessen, daß die Kunst zu vergessen eine unmögliche Kunst sey. Vergessen wir uns doch so oft selbst, warum sollten wir es nicht dahin bringen können, die Einwirkungen zu vergessen, welche machen, daß wir uns selber vergessen.

Die Kunst zu vergessen, oder präciser Amnestik, Amnestonik, wäre ein schöner Stoff für eine Preisaufgabe. Wenigstens würde die Speculation viel dabei gewinnen. Das Skelett zu einem solchen Tractätlein habe ich längst entworfen. Aber ich bin ein zu schlechter Psycholog und zu faul oder zu ungeschickt ein besserer zu werden.

Betrachtungen über die Dichtkunst *).

Die Dichtkunst ist kein erworbenes Geschick; sie ist ein Geschenk der Natur, eine himm-

*) „Essai analytique sur les decouvertes capitales de l'esprit humain, composé pour la Société roy. de Londres etc. par Son Altesse Monseigneur le Prince Louis Gonzaga de Castiglione, de l'academie royale des sciences de Berlin et d'autres sociétés litéraires, 2me édit. (Vienne, imprim. de Degen.)!“ Ich werde noch mehrere Stücke aus diesem merkwürdigen Buche übersetzen.

lische Eingebung, ein Erguß des Genies. Dichter hat es schon während der Wiegenzeit der Künste und der Morgenröthe der Wissenschaften gegeben, und diese ersten Poeten haben sich zu einer Höhe der Vollkommenheit erhoben, welche ihre Nachfolger stets in Verzweiflung setzen wird. Sie hatten den wunderbaren Vorzug, sich solcher Gegenstände zu bemächtigen, die für das poetische Colorit am empfänglichsten, und großer Wirkungen am fähigsten waren; sie mahlten nach der Natur, und diese Natur war damals neu. — Wie mußte ein schönes Vorbild nicht fühlende Seelen, lebhafte Phantasien und Genies begeistern, die, als die ersten, nothwendig originell waren? In der That sind es die alten Dichter, bei denen man alle Arten von Schönheiten suchen muß, welche aus einer glücklichen Wahl, einer imposanten Anordnung, aus einem rechten und wahren Ausdruck, und aus alle dem hervorgehen, was die Harmonie diesen

Schönheiten des ersten Ranges Reitzendes verleihen kann. Auch haben diese Dichter ihren Nachfolgern nichts übrig gelassen, als die Freiheit zu copiren, die nämlichen Gemählde nachzuahmen, oder die verschiedenen Parthien anders zusammen zu setzen. Jene haben von der Natur Besitz genommen, und die Kunst erschaffen, ohne daran zu denken. Diese haben das von sich geglaubt, weil sie aus den Meisterwerken Jener die Regeln geschöpft; jene haben den Vorzug der Erfindung, der Darstellung des wahrhaft Schönen. Diese glänzen durch Geschmack, Eleganz und den Reichthum des Details; aber immer zu sehr für das conventionell Schöne eingenommen, stets geneigt, die Natur den Launen der Gesellschaft und oft den Einbildungen der Mode unterzuordnen oder aufzuopfern, können sie nicht jene Stärke haben, deren Mutter die Wahrheit der Empfindung ist, noch sich jenem großen poetischen Character anders als durch eine weise

Nachahmung der Alten nähern. Es ist selbst sehr zweifelhaft, daß eine bis auf das Aeußerste, bis auf den Grad der Manierirung civilisirte Nation, ihren guten Geschmack in seiner ganzen Reinheit, die schönen Künste in ihrer ganzen Vollkommenheit, bewahren könne.

Die Poesie kann als der Zaubertraum der Philosophie betrachtet werden, sie beschäftigt sich mit denselben Gegenständen, mit den Menschen und der Natur, dieß jedoch weniger, sie von Grund aus zu kennen, als zu mahlen und sie zu verschönern. Die Wahrheit ist das erste Muster ihrer Schilderungen, wie sie der höchste Zweck der philosophischen Arbeiten ist; aber es ist die mögliche, ideale Wahrheit, empfänglich für die Ausschmückungen der Dichtkunst, der sie Bewegung, Handlung und Leben verleiht. Durch diese wunderbare Kunst geschieht es, daß sie nach Belieben sanfte Regungen oder

heftige Leidenschaften in den Gemüthern erregt. Von gekrönten Lastern und glücklichen Verbrechen stellt uns die Geschichte nur zu getreue und demüthigende Gemählde auf; die Poesie, dem moralischen Bilde des Menschen schmeichelnd, gibt ihm eine hohe Idee von sich selbst, erweckt in seinem Herzen das Gefühl seiner Würde, und haucht ihm jenen edlen Stolz ein, der Alles, außer der Tugend unter sich zieht. Eben so hat sie jederzeit die Wonne edler tugendhafter und empfindsamer Seelen gemacht: die Liebe zur Freiheit, den Abscheu der Sclaverei, den Haß gegen Laster und Ungerechtigkeit, die Anhänglichkeit an die Gesetze, die schönen Handlungen, solcher, die der ganzen Menschheit Nutzen bringen. Das ists, was die Dichtkunst der Unsterblichkeit weiht, und unsere Nachahmungen empfiehlt; das ists, was ein Homer, ein Virgil, Dante, Milton, Corneille und andere seltene Genies gefeiert, welche die Wonne und Be-

wunderung aller Jahrhunderte ausmachten, und bleiben werden.

Jener philosophische Dichter, jener vernunftfröhliche Schilderer, dessen Verse von Enthusiasmus eingehaucht, von gutem Geschmack eingegeben, und mit Allem gewürzt sind, was die Höflichkeit Köstliches hat, Horaz hat in seiner Dichtkunst, diesem „Meisterstück eines Vernunftbildes“ (de la raison en image) die Aehnlichkeit der zwei göttlichen Künste, der Mahlerei und der Poesie, eben sowohl gekannt als vollkommen dargestellt. Es ist eine Wahrheit, die allen gebildeten Nationen und aufgeklärten Jahrhunderten eigen seyn wird, daß ein Gedicht, welches nicht schöne Gemählde darbietet, solche, die nicht auch durch den Pinsel verwirklicht werden könnten, nichts sey als abgemessene, tactmäßige Prosa. Und diese Wahrheit selbst könnte in einem Gemählde ausgedrückt werden, vorstellend die Poesie

und Mahlerei, sich zum Zeichen ewiger Vereinigung die Hände gebend, in Gegenwart Apolls, der ihren Schwur empfängt, und aller Musen, welche ihren Beifall zollen. Wirklich sind die berühmtesten Werke der großen Mahler nur Copien der Schilderungen großer Dichter. Zeuris und Apelles sind alles dem Homer schuldig; Glaucus muß seinen Laocoon, und Giulio Romano seinen Riesensturz dem Virgil verdanken. Michael Angelo sein letztes Gericht dem Dante; Guerccin Armidens Entführung dem Tasso; Raphael seine athenienſiſche Schule dem Plato und Arioſt. Sind dieſe Beiſpiele nicht hinreichend, uns die Ueberlegenheit der Poeſie über die Mahlerei darzuthun? Dieſe iſt auf die Vorſtellung eines einzigen Augenblicks beſchränkt, und wiewohl ſie durch die Magie des Pinſels zuweilen eine Idee von der Unermeßlichkeit des Raums gibt; ſo hat ſie doch dieſe Herrſchaft nicht über die Zeit.

Durch Kunst und Genie wird sie wohl den vorangegangenen Moment errathen und den zu erfolgenden ahnen lassen. Aber sie wird nie mehr als einen einzigen, allen andern Handlungen vorangegangenen Moment errathen und den zu erfolgenden Act schildern können, der folglich von allem Interesse der Steigerung beraubt seyn muß, während die Poesie das Maß des Raums und der Zeit umfaßt, sich selbst ihre eigenen Gränzen vorschreibt, und sich ihre Bahn nach der Größe des Gegenstandes bestimmt. Ihre Gemählde sind eben so beweglich als harmonisch; sie lassen dem Geiste die feinsten und weisesten Nüancirungen fühlen, die die Sinne nicht fassen können, und sie stellen der Einbildungskraft ein imposantes Ganzes dar, von welchem die Kunst des Mahlers kaum einige Details liefern kann.

Wenn es erlaubt wäre, das physische Licht, das unsern Augen scheint, mit dem

intellectuellen des Geiſtes zu vergleichen, ſo würde ich ſagen, daß die Natur uns dieſes nur mit einer Art von Sparſamkeit geſtatte; daß ſie keinem von uns den ganzen Bündel dieſes reinen Lichts, ſo wie er in ihrer himmliſchen Quelle entſpringt, verliehen, ſondern daß ſie ihn mit ihrem haushälteriſchen Prisma in eine Menge einfacher Strahlen verſetzt und einen Jeden von uns nur mit einem einzigen ſolchen Strahl beſchenkt habe, deſſen eigene Farbe in allen Productionen unſers Geiſtes vorherrſcht, und ihren Hauptcharacter bildet. So ſehen wir in der Poeſie und Mahlerei immer das Gepräge des überwiegenden Eindruckes der Seele, und nie die Totalität der vereinigten Vollkommenheit. In Homer den Enthuſiasmus der Compoſition und eine üppige wahr ſublime und natürliche Eloquenz; in Virgil die ſüße und zärtliche Empfindſamkeit bei einer unterhaltenden, harmoniſchen und präciſen Beredſamkeit; in Dante das

schrecklich Mahlerische, die verschwenderische und stets vergnügende Verschiedenheit; in Ariost, in Crebillon das schrecklich tragische; die Größe der Gefühle in Corneille; in Racine melodische Sprache; die Vollkommenheit der dramatischen Kunst in Voltaire: das sind die characteristischen Züge dieser großen Dichter. Eben so characterisiren die hohe Einsicht der Zeichnung und Anatomie, die verführerische Anatomie, die verführerische Magie des Colorits, das Entzückende der idealischen Schönheit, die Zauberei der Anmuth, das Feuer der Leidenschaften, die Stärke der Composition anderseits, die Talente des Michael Angelo, des Titian, des Raphael, der Correggio, Dominichin und Rubens.

Anacreon und Theocrit unter den Griechen, Ovid und Tibull unter den Römern, der Verfasser des Pa-

ſter Fido (Guarini), des Aminto's (Taſſo), und Sannazar unter den Italiänern; die Thomſons in England, die Geßner und Haller in Deutſchland, die Lafontaines, Greſſets und Rivernois in Frankreich ſind Muſter jener leichten eleganten und naiven Poeſie, die über die Oberfläche hinwegflattert, nur die Blumen pflückt, die Belehrung unter lachende Emblemen, unter unnachahmlichen Fabeln, in denen Thiere und ſogar andere unbeſeelte Weſen den Menſchen ſo ſchöne Lehren geben, verbirgt: immer Geſchmack, Eleganz, Leichtigkeit und überall ein Reiz, eine Harmonie, welche unter den Strichen der Wolluſt die Tugend liebenswürdig machen; mit Einem Worte: Albanos Pinſel von Spielen, Frohſinn und Grazien umgeben, die einen Lorbeerkranz durchſchlingen, um die unſchuldige Liebe zu krönen.

Maculatur, eine Preisaufgabe.

So und so viel gute Groschen *) Demjenigen (man verspricht sogar, Wort zu halten), welcher ein Mittel ausfindig macht, das sogenannte Maculatur (wie degra-

*) Diese Proclamation kann an die lieben Deutschen gerichtet scheinen, wo die Sachen der Technik und großer Gemeinnützigkeit, die Groschen, wie bekannt, eben so viel bedeuten, als bei den Franzosen die Louisd'ors und bei den Engländern die Guineen; daher diese Groschen auch gute Groschen heißen. Und übrigens machen viele gute Groschen auch wenige Louisd'ors und Guineen aus.

direnb für die Gelehrtenrepublik, das mit Geistesmanifesten bedruckte Papier, Schmutzpapier zu nennen!) zu reinigen, diese Mohren wieder weiß zu waschen, dem Lumpenfabrikat seine Unschuld und ihre Farbe zu geben! Wie vielseitig, wie eingreifend wäre das Verdienst dieser Kunst!! Einmal moralisch, (nur von dieser Seite wollen wir jezt das Ding betrachten) da sie die Unbesonnenheit oder Ignoranz des resp. Hrn. Verfassers (oder wohl Beide zugleich), so wie den Mißgriff des ohne Zweifel eben so resp. Hrn. Verlegers (als Accoucheur des Autors, seiner fausses couches) wieder gut machte, sie der prostituirenden Verewigung, dem Pranger der Nachkommenschaft, ja gleichsam dem Auge der Welt entzöge. Was ungeschickt und schlecht gemacht ist, bestrebt man sich schon aus natürlichem Instinkt, zu verheimlichen, zu unterdrücken, ungeschehen zu machen (ungeschehen, welch ein Gräuel für die Logik, welch ein

Fund für die Diplomatiker) oder wenigstens zu maskiren. So begräbt man nach einer verlornen Schlacht in möglichster Eilfertigkeit seine Todten; so überstreut der Straßenpflasterer sein lockeres Machwerk mit überfüllender Erde (wie Aeskulaps Söhne ihre Schnitzer (—) daher unter ihnen kein Hagestolz sollte geduldet werden, um den verursachten Abgang der Generation zu ersetzen); so bietet man bei den großen Hinrichtungen, Affairen und Treffen genannt, alle Kunst auf, so viel Exemplare seines Nächsten, als möglich zu massacriren und zu blessiren, um sich in dem nämlichen Augenblicke alle erdenkliche Mühe zu geben, sie zu curiren, wobei der Tödter und der Heiler gleich bezahlt, gleich belohnt werden. Doch, wimmelt es von solchen Widersprüchen in Monarchien, so mögen sie im Gelehrtenstaat, der nur eine Republik seyn soll (wiewohl er im Grunde nur ein despotischer Staat ist) um so eher hingehen.

Also — die ehemaligen Zeugen der Etourderie vom reinen Boden zu exorciren, und zu machen, daß mit dem Papier nicht auch die Reputation des Autors und Druckers makulirt *sey* und *bleibe*, das wäre wohl allerdings ein moralisches Verdienst.

Nun wäre solches aber *noch* einmal moralisch, wenn man anders die Verhinderung der Profanation so nennen kann, woran doch niemand zweifeln wird. Es ist nämlich schon ein vornehmes Schicksal des Maculaten, ja eine Art Promotion, wenn es zu Käse-Enveloppen, Pfeffer- und Tabakdüten verwendet wird, ein *diſtinguirteres* Schicksal, denn man weiß, wie entsetzlich irdisch und materiell diesen gefallenen Geistesengeln auch sonst mitgespielt wird, wie abscheulich sie in ihrer maculirten Kategorie noch übertroffen werden. Es gibt z. B. Literatur für den Gegenstand eines gewissen *Hausſchildes* in Th....s

Reisen, und die ist noch dazu meist Literatur der Literatur selbst. — Ist es nicht schauderhaft, zu erwägen, daß ein Werk, das noch vor einigen Monaten in allen öffentlichen Blättern, ja in gewissen Literaturzeitungen mit aller Emphase herausgestrichen und empfohlen worden, jetzt schon den Weg alles — Papieres wandelt? Ost noch vor wenigen Wochen war dieß oder jenes Werk, nach der Ankündigung des Verlegers, die Befriedigung eines längst und lebhaft gefühlten Bedürfnisses des gebildeten Publikums *); und nun auf einmal muß das pompöse Product dazu dienen, ein Stück Groyerkäse oder Veroneser einzuwickeln, oder sich bei gleichfalls lebhaft gefühlten Bedürfnissen, die eben sowohl auch das nicht gebildete,

*) Vor einigen Jahren ließ es auf den Anschlagzetteln: Schon lange ist der Wunsch des gebildeten Publicums, eine vollständige Ausgabe von Spieß Werken zu besitzen. Diese und Jene!)

wie das gebildete Publicum, längſt und nicht längſt, angewandelt, verwenden laſſen. Das iſt haarempor[ſ]träubend, oder wenigſtens verdammt demüthigend. Ein Herr N. N. oder N. N. läßt eine Weltgeſchichte drucken; ſein Verleger habe zufällig und animos einen Käſehändler zum Nachbar (man weiß, daß bei Kaiſer Joſeph dem II. dieſe beiden Geſchäftszweige nicht nur identiſch waren, ſondern daß er dem Käſtecher noch den Vorzug einräumte, weil dieſer über die Güte ſeiner Waare doch zu urtheilen wiſſe); Herr N. N. oder ein Bekannter von ihm, läßt ein Pfund Strachin holen, und ſiehe da, es iſt in den Titelbogen ſeines Werkes eingeſchlagen *). Das muß doch wohl pi-

*) Dieſer, wiewohl nur ein imaginairer Zug erinnert an die Anecdote eines Pariſer Dichters und Paſtetenbäckers. Jener hatte auf die Vortrefflichkeit ſeiner Paſteten ein panegyriſches Carmen drucken laſſen, und dieſer ihm zur Erkenntlichkeit auch eines ſel-

kiren, denn der Troſt, daß auf dem natürlichen Wege der Sympathie und Attraction, ein Werk des Geſchmacks ſich wieder zu einem Werke des Geſchmacks finde, wie es hier im vollen Sinne des Wortes der Fall iſt, kann ihm nur ein ſpöttiſcher Troſt ſeyn. Das Mittel alſo, durch welch ſolch gräuliſchem Unfug, ſolch ſchmählicher Profanation vorgebeugt würde, müßte denn allerdings das Verdienſt der Humanität haben.

Wie gar mancher Verleger iſt bei dieſem umgekehrten, oder eigentlich umkehrenden Prozeß, mit jenem Zimmermahler

---

ner Werke, eine volumnoſe Butterpaſtete geſchickt, und zur Unterlage des Schöngeiſts Gedicht genommen, der ſich dann begreiflich ſehr touchirt fand und Genugthuung verlangte. „Sie haben, rechtfertigte ſich jener, ein Gedicht auf meine Paſteten, und nun habe ich eine Paſtete auf ihr Gedicht gemacht.“ Eh bien!

zu vergleichen, dem man anrieth, die Wände nicht erſt weißen zu laſſen, und dann zu bemahlen, ſondern dieß vorerſt zu thun, und hernach erſt weißen zu laſſen. (Applicative Gedankenſtriche ſind hier ganz überflüſſig.)

So und ſo viel gute Groſchen alſo dürfte die Kunſt, das Maculatur wieder druckbar zu machen, zu demakuliren, ohne Zweifel werth ſeyn. Und ſie zu verdienen, muß doch wohl bei der Allmacht und dem jetzigen Höhepunct der Phyſik und Chemie keine Hexerei ſeyn. Iſt doch die Schöpfung ſelbſt ein chemiſcher Prozeß!

Und nun noch ein ernſthaftes Wörtlein. Dieſe Kunſt exiſtirt ſchon, negativ nämlich. — Ich ſage, ſie exiſtirt wirklich ſchon; man weiß gar nichts davon, und ſie wird nicht ausgeübt, wie gar viele Künſte exiſtiren, von denen man nichts weiß, und die nicht ausgeübt werden. Sie iſt ſo außeror-

deutlich einfach, liegt so nahe, daß es zu verwundern seyn muß, warum man sie so lange habe unbenutzt lassen können. Worin besteht sie? Darin: Man gebe entweder dem Papier, bei dem Act seiner Erzeugung, dem Lumpenbrei schon, einen Character, der es fähig macht, die Schwärze leicht ausziehen zu lassen, oder man bereite diese auf eine Art, daß sie sich wieder ausbringen läßt; Eines oder das Andere, oder Beides zugleich. Beides ist chemisch, folglich — ausführbar. Es handelt sich hier nicht um eine Erfindung, sondern nur um eine Entdeckung, bei allen Inconvenienzen muß man zum Element zurücksteigen, und der Therapie geht die Diagnose voraus.

Mirza Abul Hassan über die Engländer.

Der Persische Bothschafter Mirza Abul Hassan, den wir kürzlich hier gesehen haben, schrieb, während seines vorigen Aufenthalts in London an einen Edelmann, der ihn um die Mittheilung seiner Ansicht über das Englische Volk angegangen hatte, einen Brief. Dieses Schreiben ward sehr wenig bekannt; aber bald darauf ist es in der Literary Gazette abgedruckt und bald darauf eingetroffen. Es lautet wie folgt:

Sir, My-Lord!

„Als Sie mir vor einiger Zeit schrieben, ich möchte Ihnen meine Gedanken über das Schlechte und Gute in dieſem Lande mittheilen, ſprach ich das Engliſche nicht gut; jetzt leſe und ſchreibe ich ein wenig beſſer, jetzt will ich ihnen meine Gedanken ſagen. In dieſem Lande iſt nicht Vieles ſchlecht, Alles iſt ſehr gut. Aber wenn ich gar nichts Schlechtes aufzähle, werden Sie ſagen — ich ſchmeichle; deßhalb will ich alle die ſchlechten Dinge nennen. Ich liebe nicht das Gedränge bei den Abendparthieen jede Nacht. Bei kaltem Wetter ſind ſie nicht ſehr gut, wie bei heißem Wetter viel zu ſchlecht. Ich bin ſehr verwundert, da jetzt das Wetter alle Tage wärmer wird, die Abendparthieen immer gedrängter werden. Schöne, hübſche Frauen kommen in Schweiß, das iſt nicht ſehr gut. Ich fürchte immer, daß irgend eine alte Frau im Gedränge ums Leben komme. Das iſt

nicht sehr gut und verdirbt mein Glück. Ich meine, alte Frauen über 85 Jahre sollten nicht zu den Abendparthieen kommen, das wäre viel besser, warum machen sie sich die Mühe! —

Einige andere Dinge sind ein wenig schlecht, jetzt will ich Gutes sagen. Die Engländer sind alle sehr gut, alle sehr glücklich, thun, was sie wollen, sagen, was sie wollen, schreiben in den Zeitungen, was sie wollen. Ich liebe die Engländer sehr, sie sind sehr gut, sehr freundlich gegen mich. Ich will meinem König erzählen, die Engländer liebten die Perser sehr. Der englische König ist der beste Mann von der Welt, er liebt sein Volk sehr. Die Königinn ist die beste Frau, die ich jemals sah. Der Prinz-Regent, solch ein feiner, eleganter Mann, schöner Mann! Ich verstehe nicht englisch genug, um ihn zu loben, er ist zu groß für meine Sprache. Ich achte

ihn wie meinen eigenen König, ich liebe ihn sehr, seine Manieren sind alle wie Zaubermittel und Reiz. —

Alle Prinzen sind sehr feine Leute, sehr schöne Leute, sehr süße Worte, sehr freundlich. Ich mag sie alle zu gerne leiden. Ich denke, die Lady's und Gentlemen in diesem Lande sind sehr hoch vom Stande, hoch von Ehre, sehr reich (zwei oder drei ausgenommen), sehr gut, sehr freundlich gegen die niedere Classe. Das ist sehr gut. —

Ich ging, um Chelsea zu sehen; alle alte Männer saßen auf dem Gras, im Schatten schöner Bäume, ein schöner Fluß floß darneben, ein herrlicher Platz, viel zu trinken, gute Kleider, alles sehr gut. Sir Gore erzählte mir vom König Carl und König Jacob: ich sagte Sir Gore: sie waren keine Muselmänner, aber ich denke, Gott liebte sie sehr. Gott muß den König

ſehr lieben, weil er die Marity aufrecht erhält. Dann ſah ich ein kleines Regiment von Kindern zum Mittageſſen gehen. Ein kleiner Knabe dankte Gott für Eſſen, Trinken und Kleider; die andern kleinen Knaben antworteten Alle: Amen! — Da weinte ich ein wenig, mein Herz war ſehr froh.

Das Alles iſt ſehr gut aus zwei Gründen: einmal iſt es Gott ſehr wohlgefällig, und zweitens fechten die Soldaten viel beſſer, weil ſie ſehen, daß ihr guter König ſorgt für alle verwundete Väter und die kleinen Kinder. Da ging ich nach Greenwich, der Ort iſt zu gut. Solche ſchöne Ausſicht macht mich ein wenig krank vor Freude, alle alte Männer ſind ſo glücklich, haben gutes Eſſen, ſchöne Häuſer, ſchöne Betten, alles ſehr gut. Dieß iſt ein ſehr gutes Land.

Die engliſchen Frauen ſind ſehr hübſch,

ſehr ſchön. — Ich bin viel gereist, bin in Arabien, Calcutta, Hyderabat, Pünah, Bombay, Georgien, Armenien, Conſtantinopel, Malta und Gibraltar geweſen, ich habe die beſten georgiſchen, circaſſiſchen, türkiſchen und griechiſchen Weiber geſehen; aber nichts ſo ſchön, als die engliſchen Frauen. Sie ſind alle ſehr geſchickt, ſprechen Franzöſiſch, Engliſch und Italieniſch; verſtehen Muſik und ſingen ſehr gut, ich wäre froh, wenn die perſiſchen Frauen gleich wären. Aber die engliſchen Frauen ſprechen ſo ſüße Worte — ich denke, ſie ſchneiden ein wenig auf — das iſt nicht ſehr gut. Noch etwas ſah ich, und ich verſtehe nicht, ob das gut oder ſchlecht iſt. Letzten Donnerſtag ſah ich mehrere ſchöne Wagen, ſchöne Pferde; tauſend Menſchen gingen hin, um die Wagen zu ſehen. Ich fragte warum? Sie ſagten mir, die Herren auf den Kutſcherböcken führen ihre eigenen Wagen.

Ich sagte, warum machen sie sich so viel Mühe? Sie sagten mir, sie führen sehr gut — das ist eine sehr gute Sache. Es regnete sehr stark, einige Lords, einige Herren wurden sehr naß. Ich sagte, warum steigen sie nicht in den Wagen hinein? Sie erzählten mir, einen guten Kutscher kümmerts nicht, ob er alle Tage naß wird, er müßte sich schämen, hinein zu steigen. — Das verstehe ich nicht.

Sir, My-Lord, gute Nacht.

Abul Hassan.

Von den schönen Künsten.

(Ein Schwank.)

Nachdem ich mein hypergenialischer Freund, durchaus nicht mehr umhin darf, Deinem Begehren, Dir meine Ansichten von dem Wesen der schönen Künste mitzutheilen, zu willfahren — so sey es denn! Manches wird Dir vielleicht immer noch zu prosaisch vorkommen, allein bis zu Deiner transcendentalen Höhe habe ich mich, trotz unserer sonstigen Harmonie nie aufschwingen können; und auch jetzt halte ich dieß kleine Opfer der Freundschaft bloß für einen gutmüthigen

Spuk, für Phantasmen, die ich lieber als eine kleine Persiflage unserer esoterischen Terminologie deuten mag ꝛc.

Kunst überhaupt zuvörderst ist mir, mein glänzender Freund, Metaphysik der Kraft, nicht Kraft selber. Der Kunst Princip ist Einheit; die Künste machen die Kunst, und nun zu meinen Positionen.

Musik ist Seelenmalerei; Psychomantie, Magnetismus der Kunst. Alles ist Musik; der Grashalm, die Sternschuppe, die Wasserhose, der Felsbrocken, die leckende Flamme, der Sturmwind, der Engel, der Mensch, und das Thier so mitten in inne, lauter Atome der Harmonie: Alles Eins, Eins Alles; so ists gelöset. Nur in Nichts ist keine Musik, und das Nichts existirt nicht. Seele und Musik sind eins. Musik, als executive Kunst, ist nach der unaussprechlichen Fülle ihres Grundwesens, seither

noch Stümperei, Taglöhnerei, Firlefanz, hinkt noch auf Krücken. Rameau hätte ihr Messias werden können. Es wird keinen mehr geben. Die Tonkunst hat noch keine Theorie. Ohne verwegene Vorgriffe, ohne vermessene Axiome, ohne aristarchische Consequenzen, die dem Genie allein nur glücken können und sollen, wird aus der Musik nichts weiter. Die Metronoms sind wohl Etwas. Pater Castels Farbenclavier war ein rebellischer, glänzender Einfall. Franklins Harmonika fühlte Polyhymnien den Puls. Die Musik will Erfinder, keine Entdecker. Ihr Wesen erlaubt, befiehlt, anzunehmen, daß die Fabel des Orpheus aufhören könne, eine zu seyn.

Ich will ihr die Tanzkunst anreihen. Diese ist Declamation der Glieder, sie ist die Poesie von Seele und Leib. Werthers sentimentale Bedingung ist Gefasel, Coquetterie. Der Walzer ist das rechte, die

Menuette französischer Gartenschnitt. Tanzen ist das Leben des Lebens, das holdeste Amalgama der Geschlechter. Hier ist die Regel Freiheit; Tanzen heißt darum glücklich seyn. Dem es schwer ankommt, der ist ein prosaischer Mensch, hat keine poetischen Anlagen. Dem Frauenzimmer kommt es nicht schwer an, es ist poetischern Stoffes als wir. Das ganze Wesen des Weibes, sein häusliches und öffentliches Leben, sein Thun und Lassen, alle seine Functionen sind Tanz. Den Tanz hat kein Mensch erfunden; er begann mit der Schöpfung und fährt ewig fort in den Sphären. Noverre, sein Restaurateur, verdient unsern Dank. Alle regen lebendigen Leute und Nationen müssen dem Tanz huldigen, seys als Gottesdienst, seys aus Sinneslust, denn Eins bedingt das Andere.

Die dritte Schwester, die Schauspielkunst, ist experimentale Catoptrik

und Subjectivität: — Schauspiel, Culminationspunct der Kunst, sofern höchste Täuschung ihre Grundbedingung. Die Idee des Theaters als lebendige Mahlerei ist erhaben, noch mehr als Anatomie der Leidenschaften. Das Theater ist der Maßstab der Nationalcultur, aber Nationaltheater darf es keines geben. Eigentliches Schau- und Lustspiel und Tragödie sind die reinen Positionen; Travestie, Pantomime, Ballet, Oper, dieses brillante Pasquill auf gesunden Verstand und edlen Geschmacks hors d'oeuvres, Abarten, luxuriöse Verirrungen. Die Opfer in Specie ein Compositum von Opiaten, Sinnenschwelgerei, Bizarrerie der Kunst, Carrikatur, da das Princip alles Schönen, die Einfachheit genothzüchtigt, und zur raffinirtesten Gourmanderie entwürdigt. Oper ist Polygamie und noch mehr. —

Zeichnen ferner, ist fromm, heißt

ſchreiben, wie Schreiben nicht Zeichnen ſeyn ſollte. Der Zeichner ſchreibt die Objecte auf, und wird Optiker. Diebſtahl an der Natur iſt alle Kunſt, denn nichts iſt farbenlos, und weiß iſt keine Farbe, nur der Mangel der Farbe. Gleichwohl iſt das Zeichnen mehr Sache des Genies als die Mahlerei, deren Element es iſt. Ein Strich, ein Punct, oder kein Strich und kein Punct, machen aus dem Nero einen Titus und vice versa. Eine Zeichnung von einer Zeichnung, ein Copie ſoll nie treu ſeyn — in dieſer Kunſt ſind die Plagiate am widrigſten. Der Zeichner iſt ein Kärrner des Malers. Der Kupferſtecher, ein Filiale des Zeichners; er nimmt ſtatt eines Blatts eine Platte, ſtatt eines Bleiſtifts einen Stahlſtift; manipulirt concav ſtatt conver; kurz er verfährt überall umgekehrt. Der Lithograph — weiß noch nicht was er iſt.

Der Zeichenkunſt Calligraphie iſt Mah-

lerei, die wahre Pasigraphie. Zeichnen ist Lispeln, Mahlen reden. Der Mahler ist der Mann der Natur. Er ist Schöpfer, denn alle Elemente sind sein, und der Pinsel gehorcht immer dem Geist, wie im Leben, so in der Malerei. Künstliche Harmonie, und natürliche Plastik geben das Gemählde Ein Schritt weiter, und es ist Schauspiel. Das Starre beleidigt, entrüstet, darum muß der Hauch der Idealität es beleben, versöhnen. Ein Gemählde ohne diesen Hauch, ein treues Bild ohne geistigen Teint, ein Portrait zum Beispiel, empört, stößt zurück; die todten Lebendigen sind widerlich. Natur getreue Tableaux ohne idealischen Aether, sind nachgezeichnete Abschriften eines Sclaven, der abpinselt, ohne den Sinn zu verstehen, und doch verdirbt, daß man's nicht lesen. Darum muß unter den Künsten vor Allem die Mahlerei verschönern. Man will nicht betrogen, nur getäuscht seyn. — Die Mahlerei

iſt die Poeſie der ſchönen Künſte. Deßwegen kann's Mahler ohne Arme geben. Gebrechen der Mahlerei iſt die Abhängigkeit von der Technik der Ausführung. Bis das Ideal durch Arm und Pinſel wandert, iſt's, nach Leſſing, zur Hälfte verduftet: der Geiſt auf materiellen Wegen verfliegt. Die Muſik iſt unmittelbarer, aber, wie Kant ſagt, mit dem Fehler der Aufdringlichkeit behaftet; wie die Mahlerei nicht. Dafür iſt bei jener Geburt Tod, bei dieſer Tod Geburt und bleibendes Leben.

Sculptur iſt amplificirte verkörperte Zeichenkunſt; des Bildhauers Bleiſtift iſt der Meißel. Er macht Licht und Schatten ohne Wiſſen und Wollen. Er arbeitet negativ, denn im Felsbrocken, im Baumſtamme ſchlummern die Formen ſeit Jahrtauſenden ſchon; er haut nur die Hülle weg, und die Geſtalt ſpringt heraus. Haucht er Geiſt ein in den mühſamen Klotz, ſo iſt

er das, was der, so es zu allererst gethan: Schöpfer. Gießt er Leben und Bewegung aus, Blut in die Adern, Mark und Kraft in die Knochen, Feuer in die Muskeln, Geist und Blick in's augenlose Aug, so ist er Künstler. »Leben athme die bildende Kunst«, fordert der Praxiteles der Dichter.

Der Sculptur nahe Verwandte ist die Architectur, Prototyp aller Kunst. Tendenz der Harmonie offenbart bei ihr sich am lebendigsten, bedungensten. Cicero, wollte er von einer Wissenschaft die höchste Vorstellung geben, bezeichnete sie mit Baukunst. Alles Thun ist Bauen, der Styl individualisirt. Architectur ist die complicirteste Kunst, die Oper der Plastik, nur in edlerm Sinn. Sie ist die Allegorie der erhabensten Thatkraft, daher der Idee nach, Spuk und Titel der Freimaurerei. In der Baukunst spiegelt sich Geist

und Cultur des Volks ab. Sieht den Pallaſt des Hottentoten und den Hundeſtall des Herculanums. Warum ſchreibt niemand eine architectoniſche Weltgeſchichte? — Bauen heißt die Ewigkeit anticipiren. Ein echter Baumeiſter muß ein Polyhiſtor und ein Schöngeiſt ſeyn. „Das Schöne zum Guten“ ſein Orden. — Die Gartenkunſt iſt vegetabiliſche Architectur.

So weit mein paradorer Freund. Nun eine Schluß-Bemerkung noch.

Iſt nach eines genialen Schlegel Hypotheſe die Baukunſt gefrorne Muſik, aber nicht wie in Münchhauſens Poſthorn, das in der warmen Stube aufgethaut, die verfroſteten Töne pol****nirte, ſo ſey die Muſik flüſſige Architectur. Dieß noch richtiger, weil beide auf den Grundſatz der Harmonie beruhen. Man kann noch weiter gehen, oder vielmehr ſteigen. Muſik und

Architectur, nach dem Geiſt ihrer Perfektibilität ſind erſt das, was ſie ſeyn können und ſollen: höchſte Potenz, wenn ſich die Eine architectoniſch fixiren, und die Andere muſikaliſch auflöſen läßt. Die Eine fixiren, die Andere fluidiren, und als Medium — die Mahlerei. — In dieſer verſchwimmt Beides zur Einheit.

Was nun noch für Zweige der ſchönen Künſte in der Ausſaat ſchlummern, ob ſie unſerm ehrlichen Sulzer zum Trotz, nicht in meinem ingenioſen Freund einen Linné finden; ob man ſie reduciren oder multipliciren werde, ob man über ihre Normal-Eintheilung eben, weil ſie eine iſt, dereinſt noch lachen werde, wie über die dramatiſche Trippeleinheit des Ariſtoteles, laſſe ich dahin geſtellt, mein lieber Verſucher.

Wo lag denn das Paradies?

Dieſe Frage hat mancherlei Unterſuchungen veranlaßt. Der Gegenſtand iſt aber in der That ſo reitzend, daß man ſich nicht wundern kann, wenn er troz ſeiner Unfruchtbarkeit, auch viele der beſten Köpfe beſchäftigt hat.

Moſes in der Geneſis läßt dieſen Garten Gottes am Euphrat gelegen ſeyn. Dieß weiß Jedermann. Plato in ſeinen Erörterungen über Lectonien verſetzt ihn in das heutige Schweden. Er hat darin viel Nach-

ahmer gefunden, welche seine Idee weiter auseinander setzten, und zu begründen suchten. Philo und Origenes halten das Paradies für eine lediglich Allegorie. Der heilige Bonaventura nimmt an, daß es, der steten Gleichheit der Tage und Nächte wegen, unter dem Aequator sich befunden habe. Einige Rabbiner halten die Insel Corfu, Andere Sumatra, wieder Andere die canarischen Inseln für den Punct Edens. Der Bischof Toßat von Avila weist ihm die dritte Luftregion an, nicht zu gedenken Derer, welche es in die Sonne, in den Mond, oder sogar unter die Erde versetzen. Descartes hält es ziemlich mit Plato. Hunt und Reland treten dem Moses bei, aber nur, um wieder von ihm abzuweichen.

Zahlreiche Philosophen unserer Tage stimmen für Schweden. Was Bailly und Buffon in ihren Ansichten von dem antediluvianischen Volke darüber sagen, verdient

wohl besondere Würdigung. Deluc, welcher gleichfalls hierher gehört, hat in seinen allzu wenig geschätzten Lettres physiques viele scharfsinnige Ideen ausgesprochen. Herder und Joh. v. Müller sind mehr oder weniger ebenfalls für Schweden.

Auch auf Preußen verfiel man. D. G. Haße gab 1799 zu Königsberg eine Schrift heraus, in welcher er mit großem Aufwand von Belesenheit und Scharfsinn zu zeigen sucht, daß das Paradies in Preußen gelegen. Der Titel des Buches ist: Preußens Ansprüche, das Bernsteinland, das Paradies der Alten und Urland der Menschheit gewesen zu seyn, aus biblischen, griechischen und lateinischen Schriftstellern gemeinständlich erwiesen!

Ein noch neuerer Schriftsteller, G. Bruining, versetzt das Paradies nach Peru. Das Wort Eden, meint er, und der

Name Adam (rother Mensch) kann geo- und ethnographisch am besten dafür sprechen. Die Aehnlichkeit, welche noch jetzt zwischen den Amerikanern und Juden obwaltet, sey, nach Bruinings Ansicht nicht zu übersehen. Er hält dafür, daß Amerika vor der Sündflut viel näher bei Asien war, als jetzt. Leicht habe ein adamitischer Stamm aus dem Norden Amerika's in den Asiens übersiedeln, und mit jener Art von Esquimaux sich vermengen können, welche einen andern Stammvater hatten. Hieraus seyen die Celten entstanden, welche späterhin Mesopotamien bevölkerten, und die Aeltern der Hebräer wurden. — Der Verf. hält nebstbei dafür, daß Gott mehr als ein Paar Menschen erschaffen habe. Der Titel dieses merkwürdigen Buches ist: Les premieres principes de Theologie, suivis de recherches philos. et crit., sur la plus ancienne histoire de la terre. Es ist 1815 zu Leyden erschienen.

Wie ſich Griechenlands Städte um den Ruhm, der Geburtsort Homers zu ſeyn, geſtritten haben, ſo gibt es überhaupt wenig Länder, in die man des Paradieſes wegen nicht philoſophiſche Entdeckungsreiſen angeſtellt hätte. Doch alle dieſe eitlen topographiſchen Jagden ſind eben ſo problematiſch und unfruchtbar, als vielleicht die ganze Weltgeſchichte. Bequemer wird wohl auszumitteln ſeyn, wo es ſich jetzt paradieſiſch leben läßt.

Vom Bücherleſen.

Es wird doch enorm viel geleſen! Ja wohl, aber von wem, und was, und wie? Das Frauenzimmer lieſt, aber was? Der junge Wißbegierige, der Gelehrte leſen, aber wie? Das Publikum in genere lieſt, aber was und wie? und wo und warum? Es wird geleſen, um zu leſen, ſo wie man ſpazieren geht, um ſpazieren zu gehen, oder um ſagen zu können: ich habe Dieß und Jenes auch geleſen, oder wohl gar, um ſich zu brüſten: ich habe Dieß und Je-

nes nicht gelesen (surrogirende Literatur-Zeitungen); aus Ton oder Langeweile, oder aus einer Art von mechanischem Heißhunger, wie es gewissen Leuten leichter wäre, gar nicht Tabak zu schnupfen, als darin mäßig zu seyn. Es wird zu viel, und darum wird zu wenig gelesen, denn viel Bücher, sagt Luther, machen nicht gelehrt, aber gut Ding und oft Lesen, das macht gelehrt und fromm zugleich. Das ist das Geheimniß, über das uns wohl eine ordentliche Theorie Noth thäte (Bergks Kunst, Bücher zu lesen, ist außerordentlich fließend, weil es der Character des Wassers ist, daß es fließe; Marées Anleitung zur Lectüre ist eben so außerordentlich concis, weil es die Natur des gefrornen Wassers ist, daß es concis sey). Da aber bei dem chamäleonischen Charakter des Bücherwesens, und der Hydra des Buchhandels gar nicht daran zu denken ist, so bleibt es beim Alten. oder vielmehr immer

beim Neuen und Allerneueſten (oder beſſer bei Letzterm, denn neu iſt im Buchhandel nur das Allerneueſte, wie daher nicht das Allerälteſte alt), und das ſchöne bibliſche Sprüchlein: Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig, ſchießt immer im geiſtigen Saamen auf. Ja es erinnert wohl an die kauſtiſche Anecdote jenes im Geruch der Gelehrſamkeit ſtehenden Paſtors, bei deſſen Tod man ſehr in Verwunderung war, keine Bibliothek, dafür aber einen wohlgefüllten Weinkeller anzutreffen, und deſſen lachende Erben getröſtet ausriefen: Nun, der gute Mann hielt, wie Figura zeigt, auf den Grundſatz: Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt macht lebendig. Doch was heißt auch eine Bibliothek haben? Augenſcheinlich zeigt ſie an, daß man eine Menge Sachen nicht weiß: je mehr Bücher, deſto mehr Zeugen und Zeichen und verrätheriſche Monumente unſerer Unwiſſenheit. Wer kein Buch oder höchſtens ein

Paar Dictionärs hat, kann sagen, er wisse genug; wer eine Bibliothek besitzt, gesteht stillschweigend ein, daß er noch gar nicht viel wisse, oder ein sehr schlechtes Gedächtniß besitze, was auch keine große Ehre seyn soll.

„Ein Leser soll ein Mensch seyn, der sich anstellt, als ob ihm an einem Buche etwas gelegen wäre.“ Hippel oder Benzel dixit. Das sind aber die wenigsten Leser, oder eigentlich alle, weil gewiß alle sich wenigstens so anstellen. Das ist also die Exposition, daß man sich so anstellt. Gut! Nun zeigt es sich aber gar häufig, daß der Titel nur ein lockendes verschmitztes Aushängschild sey (zur Rechtfertigung der Autoren muß man erwägen, daß die Titel nur Verlängerungen der Vorreden nach Jean Paul — meistens von den Verlegern gemacht werden), und bei weiterm Durchblättern, daß ent-

weder der Gegenstand oder die Darstellungsart, die oft beide unsern Erörterungen nicht entsprechen, oder daß wir ein Plagiat vor uns haben ꝛc. Genug, wir finden uns getäuscht, legen das Buch bei Seite, um uns gleich darauf aufs Neue täuschen zu lassen. Die Beschaffenheit der Bücher selbst ist dennoch eigentlich an der unfruchtbaren Vielleserei Schuld, denn es würde erfolgreicher gelesen werden, wenn wir weniger, aber gute Lectüre besäßen. Und daran ist, wie einige Klügler sagen wollen, wieder der superfötirende Buchhandel Schuld, nämlich der Umstand, daß Schriftstellerei und Bücherverschleiß zu lucrativen Gewerben herabgesunken sind. Inzwischen da dieses nicht hierher gehört, wollen wir nur die übrigen Hauptantriebe des Lesens noch berühren. Wenn man in der Regel liest, um sich zu unterhalten, oder zu belehren, so gibt es noch zwei Classen von Leuten, die sich weder aus dem einen noch aus dem

andern Grunde mit Lectüre beſchäftigen. Zur erſten zählen wir die Schriftſteller, die nur leſen um zu ſchreiben, wie man ſonſt nur ſchrieb um zu leſen (ſein Eigenes dem unzuverläſſigen Gedächtniß aufzubewahren), fremde Gedanken zu den ihrigen zu machen, um ſich ein Privilegium darauf geben zu laſſen, oder über Nachdruck zu ſchreien. Und zur zweiten Klaſſe gehört jene ehrſame Gilde der Critiker und Ariſtarchen, die bei dem Leſen irgend eines Werkes keinen andern Zweck haben, als die menſchlichen Blößen und Mängel, oder wohl auch, alle kleinen und nicht kleinen Vorzüge aufzuſpüren, um dann jene zu läſtern, oder dieſe zu erheben.

Leſen heißt alſo immer und überall das, was es nicht heißen ſollte, und da alles Unheil nur vom Leſen herkommt, und die Erfindung der Buchdruckerkunſt ein ganz fatales Ereigniß für die Ruhe der Welt und der Einzelnen iſt, ſo wollen wir als ächte Menſchenkinder hübſch fortfahren eifrig zu leſen.

Kleineres Bunterlei.

Zweite Reihe.

Daß die Miethkutſchen den Namen Fiacre von dem Schilde dieſes Heiligen haben, welches ſich an dem Hauſe des Erfinders dieſer Wagen in Paris befand, auch daß dieſer Heilige der Schutzpatron der Fiacres iſt, mag ziemlich bekannt ſeyn. Weniger aber dürfte man wiſſen, daß er auch der Schutzheilige der Strumpfſtricker ſey. Die erſten geſtrickten Strümpfe ſollen aus Schottland nach Frankreich gekommen, und von einem ihrer Verfertiger, nachdem ſie ſich bis zu einer förmlichen Zunft vermehrt hatten, der heilige Fiacre zum Patron gewählt worden

seyn. Er war der zweite Sohn des Königs Eugenius von Schottland, welcher Anfangs des siebenten Jahrhunderts geherrscht hat. Er soll bei Meaux in Frankreich als Einsiedler gestorben seyn. Sein Fest fällt am 30. August.

In der Frankfurter O. P. A. Zeitung 1822 Nro. 180, Beilage, kündigt ein Herr Jac. Meuererin Arnual bei Saarbrücken an, daß er die Quadratur des Cirkels ausgemittelt habe, und erbötig sey, den Beweis nach mathematischen Grundsätzen zu führen, wenn die Regierungen einen Preis auf diese Entdeckungen setzen. — Herr M. sagt, er habe „erfunden, wie sich die krumme Linie des Cirkels in eine gerade verwandeln, und hierdurch der Flächeninhalt eines Kreises sich in eine Quadratfläche berechnen läßt. „Er will den Beweis stellen, daß es wirklich ein rationales Ver-

hältniß der Kreisfläche zu einer Quadratfläche, und mithin auch ein rationales Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie gibt.“ Auf all dieses könnte man wohl erwiedern, daß die Quadratur des Cirkels schon längst da sey, oder als eine Chimäre nie entdeckt werden könne.

Der berühmte Buchdrucker Christoph Plantin zu Antwerpen gründete seinen Ruf durch die Schönheit seiner Auflagen, durch die Bedeutenheit seiner Unternehmungen, und durch die große Ausbreitung seines Geschäfts, nicht minder auch durch die außerordentliche Sorgfalt, welche er auf die Correctheit seiner Arbeiten verwendete. Zum Behufe seiner Druckerei stellte er ein eigenes prachtvolles Gebäude her. Zur täglichen Bezahlung bloß seiner Setzer und Drucker reichten 300 Livres nicht hin. 1565 erhielt er vom Kaiser ein Generalprivile-

gium, 5 Jahre darauf den Titel Buchdrukker des Königs von Spanien, und das folgende Jahr den als erſter und Erzbuchdrucker (Architypographus). Philipp II. übertrug ihm den Druck der berühmten Polyglotten-Bibel des Arias Montanus. Und gerade dieſe auszeichnende Arbeit richtete ihn beinahe zu Grunde, denn der König, welcher ſie protegirte, forderte die bedeutenden Summen, welche er Plantin dazu vorgeſchoſſen hatte, mit Ungeſtüm zurück. Ungeachtet dieſes Schlages ſah der Geſchichtſchreiber de Thou bald darauf noch 17 Preſſen im Gange: Seine Deviſe war ein Compaß mit der Aufſchrift: Labore et Constantia. 1582 ſtarb er, 75 Jahre alt. Doupre ſetzte ihm dieſe Grabſchrift:

Doctorum si jactureum, Plantine, virorum
Respicimus, fateor, vixeris ipse parum;

Si meritum, studiumve, exantlatosque labores
Pro musis toties, vixeris ipse satis.

Der berühmte gelehrte Buchdrucker Aldus Manutius (Manucci), der Vater, ist der ursprüngliche Verbreiter der lateinischen Cursivschrift, erfunden von einem sichern Francesco, einem Bologneser. Er ist auch der erste Buchdrucker, welcher eine gewisse Anzahl von Exemplaren auf besseres Papier und auf größeres abzog, demnach er der Erfinder der sogenannten Großpapierausgaben ist. Sein erstes Werk dieser letztern Gattung, folglich die erste Ausgabe auf Großpapier (zum Unterschied der andern Exemplare in gewöhnlichem Format) ist sein Philostratus von 1501. Von ihm sind auch die ersten Drucke auf blauem Papier, namentlich Quintilian und libri de re rustica von 1514. Die Officin der

Aldus hatte bis zum Jahre 1597 nicht weniger als 908 Artikel geliefert. Mehrere ziemlich täuschende Nachdrücke der Aldiner Ausgabe wurden durch die Giunti in Florenz, und einige Lyoner veranstaltet. Eine fast complette Sammlung der Aldiner Ausgaben besaß der verstorbene Graf Ayala, bekannt durch sein italienisch, deutsch und französisch erschienenes Werk von der Freiheit und Gleichheit der Menschen und Bürger (Wien); sie ging späterhin größtentheils in die Bibliothek des Grafen Apponi über. Eine noch vollständigere Collection aber besitzen der Großherzog von Toscana, und der Buchhändler Renouard in Paris, welcher die Annales de l'imprimerie des Aldes herausgegeben hat.

Das nichts weniger als goldene Sprüchwort: „Wem Gott ein Amt verleiht, dem gibt er auch Verstand", hinkt, wie alle

Sprüchwörter. Verſtand ſoll hier natürlicher Weiſe „Einſicht“ bedeuten. Es gibt aber Poſten, wo die rechte Einſicht nur die Frucht des Studiums und vieljähriger Praxis ſeyn kann. Dahin gehören die Bibliothekarſtellen, mit deren Verleihung man es, nebenher angemerkt, ſtets viel zu leicht genommen hat. Soll z. B. ein ſogenannter Cuſtos nicht einen Cuſtos im Wortſinn: einen lediglichen Wächter, d. i. popanzhaften todten Aufſeher und automatiſchen Hergeber vorſtellen, ſo muß er nicht nur ein äußerer Bibliograph, vulgo Bücherkenner nach Titeln, Formaten ꝛc., ſondern auch ein eigentlicher Literat ſeyn. Iſt er das nicht, ſo kann es an Schnitzern nicht fehlen. Beiſpiele hat man genug. Hier ſind einige von den vielen Albernheiten, die ein einziger ſolcher soi-disant Bibliothekar begangen hat. Strada de rebus belgicis brachte er unter die Statiſtik von Holland. Klinnes unterirdiſche Reiſe erhielt ihren Platz

unter Montaniſtik; unter die Geſchichte der Kreuzzüge rangirte er Weſts Beſchreibung von St. Croix, und unter die byzantiſchen Hiſtoriker, Murhards Gemählde von Conſtantinopel; Koppe, vom Selbſtverbrennen poſtirte er unter die Encauſtik; traité des mines des Pyrennées par Dietrich, unter die Artillerie u. dergl. Will man mehr ſolche Curioſa, ſo mag man nur in einem bekannten neuern Cataloge in 13 Quartbänden (N. B. gedruckt), der eine überaus reiche Fundgrube darbietet, ein wenig blättern.

Die erſten Buchdrucker wurden durch Vorrechte und Ehrenbezeugungen aller Art ausgezeichnet und aufgemuntert. Es wurden ſelbſt Münzen zu ihrem Andenken geprägt, und bei ihren Begräbniſſen fanden oft Feierlichkeiten Statt, die in der Regel nur bei denen der allervornehmſten Perſo-

nen üblich waren. Bei dem Leichenbegängniß des Buchdruckers Mentel in Straßburg, welcher 1478 starb, ward mit der großen Glocke geläutet.

Norwegen beſitzt gegenwärtig nachſtehende Zeitſchriften: 1) Hermoder (nordiſcher Merkur). Er liefert proſaiſche Aufſätze, meiſt wiſſenſchaftlichen Inhalts, Poeſien, Recenſionen neuer Werke, Auszüge aus fremden Zeitſchriften, Abbildungen merkwürdiger Perſonen und lithographiſche Blätter. Die zwei Herausgeber heißen Broch und Helfäth. 2) Rigstidenden (die Reichszeitung). Dieſes Regierungsblatt enthält größtentheils politiſche Nachrichten. 3) Die Nationalzeitung. Sie bildet eine Gattung Oppoſitionsblatt, ſteht bei der Regierung nicht gut angeſchrieben, und darf daher nicht durch die Poſt verbreitet werden. 4) Der Norwegiſche Zu-

ſchauer, vermiſchten, meiſt populären Inhalts, zum Theil aus Entlehnungen beſtehend. 5) Das Morgenblatt. Eine im Ganzen gehaltvolle Zeitſchrift. Sie liefert philoſophiſche, hiſtoriſche, ſtatiſtiſche, kritiſche ꝛc. Aufſätze und Auszüge, vorzüglich aus däniſchen Journalen. Dieſe Zahl norwegiſcher periodiſcher Schriften ſollte dem Vernehmen nach im Laufe des Jahres (1823) mit einer rein hiſtoriſchen Monatſchrift vermehrt werden.

Von dem kleinen Buche Histoire de Calejeva, ou de l'Isle des hommes raisonnables, ſoll nur ein einziges Exemplar exiſtiren. Der Verfaſſer hieß Claude Gilbert; in 12. ohne Angabe vom Druckorte, der Jahrzahl, iſt es zu Dijon 1700 bei Jean Reſſeyre erſchienen. Die Witwe des Verf. machte dieſes einzige Exemplar dem Abbé Papillon zum Geſchenke.

Sie schwur ihm, daß ihr Mann die ganze Auflage verbrannt habe. Es befand sich dieses Buch in der reichen Bibliothek des Herzogs von Lavalliere, und wurde bei der Versteigerung derselben 1784 um 120 Livres erstanden. Der Verf. versetzt die Insel Calejowa nach Lithauen; es sind lauter Gespräche, und das Ganze ist in 12 Bücher, jedes derselben in Capitel abgetheilt.

Wie wohlfeil oft die seltensten Bücher weggehen, davon ist Folgendes ein Beweis: Vicentii Literae, Netini sacerdotis, de rebus Netinis libri 2. Fol. Lugd. Bas. (Jahrzahl ist keine dabei). Es soll nur Ein Exemplar geben. Burettes sagt exemplar unicum eines allerdings nicht unwichtigen Buches 1769 in der Gaignatschen Auction um 4 Livres 16 Sous verkauft worden!

In Paris iſt 1791 eine Broſchüre mit dem Titel: Lettre de Mr. Panche à M. M. les Présidents et Electeurs erſchienen. Darin wird der Umſtand von den lediglichen 3 Exemplaren, die Raynal von ſeiner claſſiſchen Histoire philos. et polit. des établissemens des Européens dans les 2 Indes urſprünglich in Paris hat drucken laſſen, alſo erzählt: „Abbé Raynal, bevor er ſein Werk in Genf drucken ließ, veranſtaltete in Paris bei Stoupe eine particuläre Ausgabe, wovon nur 3 Exemplare abgezogen wurden. Eines ließ er dem Buchdrucker, das zweite verwahrte er ſelbſt, und das dritte ſchickte er an Pellet (nach Genf) dem es zum Abdruck dienen ſollte. Durch dieſes Mittel vermied er die Verlegenheit der Correctur, wenn er eine handſchriftliche Copie geſchickt hätte, nach welcher natürlich viele Fehler ſich eingeſchlichen hätten.“ Dieſe Bewandtniß iſt ſehr gegründet, denn Panckoucke war in ty-

pographiſchen Anecdoten ſehr bewandert, und ein guter Gewährsmann. Die 2 beſten Ausgaben dieſes Werkes ſind die von Genf, 5 Bände in 4., oder 10 Bände in 8., beide mit dem Atlas.

Es iſt eine ſehr unzuverläſſige Sache, Bücher zu citiren, ohne ſie eingeſehen zu haben. Wenn man zuweilen Zeit und Geduld hat, ſolche Citaten zu controliren, ſo kann man auf die wunderlichſten Unrichtigkeiten ſtoßen. Das an ſich ſo werthvolle Buch von dem gelehrten Klotz (dem bekannten Antagoniſten des noch gelehrtern Leſſing) liber singularis de libris auctoribus suis fatalibus. 8. Lips. 1761 (welches der unermüdete Peignot in ſeinem Dictionnaire des livres condamnés 2 Vol. 8. Par. 1804 ſo verſtändig benutzt hat) kommt von dem geſchätzten Buchdrucker Lufft in Wittenberg S. 102 vor:

„plura de Lufftio dabit Steph. Maittaire in annalibus typographicis.“ Nun schlage man aber einmal das Citat nach (und welcher Freund der Bibliographie wird nicht gerne Maittaire nachschlagen!) was wird man finden? Von dem Hanns Lufft so gut als nichts, denn die wenigen Ausgaben desselben führt er erst von 1636, und noch dazu sehr mangelhaft an. Das ginge Alles noch mit, aber das Schöpflinsche Citat ist vollkommen albern begründet, denn von Hanns Lufft ist auch nicht eine Sylbe anzutreffen.

Eine allgemeine Bibliographie, nämlich ein Catalog von allen existirenden Büchern, der übrigens über 200 Foliobände betragen müßte, ist nicht denkbar. Schon der gelehrte Struve sagt, daß es leichter wäre, den Berg Atlas zu transportiren, als ein solches Werk zu machen. Gleich-

wohl hat vor einigen Jahren ein Franzoſe (den Nahmen weiß ich nicht mehr) den Einfall zu dieſer Unternehmung gehabt, aber was haben nicht auch die Franzoſen für Einfälle? Indeß, was die Bibliographie betrifft, muß man ſo gerecht ſeyn, gerade die Bemühungen dieſer Franzoſen dankbar anzuerkennen, indem ſie in unſern Tagen hierin, ſowohl was Fleiß, als Fruchtbarkeit und Genauigkeit betrifft, nicht nur die Engländer, ſondern ſelbſt uns Deutſche übertroffen haben. Dem obigen Projectanten war auch ſogleich einer ſeiner Landsmänner entgegen getreten, der ſich über ſein Vorhaben (von dem ſeither auch nichts weiter zu hören war) luſtig machte, und endlich mit vollen Gründen es amortiſirte. Dieſer war anonym geblieben, man vermuthet, es ſey Renouard geweſen. Der Aufſatz erſchien als Flugſchrift. Es wurde darin auf die Canſtein'ſche Bibelanſtalt in Halle, auf die unzähligen Ausgaben der Bibel (die

größte Bibelsammlung hatte bekanntlich der vorige König von Würtemberg), des Thomas von Kempis Nachfolge Christi ꝛc. hingewiesen. Die Zahl der Bibeln aller Formate, welche die Canstein'sche Anstalt von 1710—32 geliefert hat, ist nicht geringer als 587,000. Bibelausgaben überhaupt mag es wenigstens 15,000 geben, welche nur zu 5000 Exemplaren aufgelegt, 75 Millionen Stücke ausmachen. Nach der Bibel ist ohne Zweifel Thom. v. Kempis, das am öftesten aufgelegte Buch; seit 1500 sind mindestens 1600 verschiedene Ausgaben von diesem Buche veranstaltet worden, das fast in alle Sprachen übersetzt ist. *).

Von den Essais de Montaigne; Stereotyp-Ausgabe, Paris An XI. (1812)

*) Einiges über den noch immer nicht verläßlich ausgemittelten Verf. siehe Wiener lit. Anz. 1822.

4 Bände in 12. und in 8. gibt es 2 bis 3 Exemplare, die beziehungsweise unter die Seltenheiten gehören. Es sind nämlich die, bei welchen sich gleich nach dem Titel eine 73 Seiten starke Vorrede von M. Nei befindet, welche eine Discussion über Montaignes Religiosität zum Gegenstand hat. Der Druck dieser Ausgabe war bereits vollendet, und die Exemplare waren beim Broschieren, als das Concordat erschien. Sogleich wurde diese Vorrede unterdrückt, und nur bei 2 bis 3 Exemplaren ist sie noch befindlich. Das 5te Heft der Annales litteraires et morales von demselben Jahr enthält eine lange Nachricht über diese Ausgabe.

Die Centralbibliothek in München zählt gegenwärtig nicht weniger als 600,000 Bände. An wichtigen Incunabeln, an Handschriften auf Papier und Pergament

iſt ſie außerordentlich reich. Die pergamentenen Codices ſind von den papierenen getrennt, in eigenen Zimmern aufgeſtellt, und zwar in chronologiſcher Ordnung. Griechiſcher Manuſcripte iſt ein kleiner Saal voll da. Was aber beſonders in Erſtaunen ſetzen muß, iſt die Koſtbarkeit der vorhandenen Xylographen, von denen ſogar mehrere Exemplare da ſind. Hier gibt es von der Biblia pauperum 6 Exemplare latein, und drei deutſch, alle vortrefflich conſervirt; und ſchön in Maroquin gebunden. Dieſes einzige Beiſpiel mag frappant genug ſeyn. Leider aber hat der Buchbinder ſeine äſthetiſche Sorgfalt ſo weit getrieben: dieſe Xilographen, o Schande! zu beſchneiden. Durch eine unvergleichliche Menge bedeutſamer alter Druckſtücke iſt die Münchner Bibliothek auch ganz vorzüglich zur Bearbeitung eines Lexicons von Incunabeln geeignet, mit welchem gegenwärtig Dr. Ludw. Hain, der verdienſtvolle

Redacteur und Verf. ſo vieler Artikel eines allbekannten deutſchen Univerſallexicons, und gewandte Ueberſetzer der Biographie Alfieris ꝛc. beſchäftigt iſt. — Alles, was auf Bibliographie ſich bezieht, wird in München mit lebhaftem Eifer cultivirt; Dilettanten gibt es hier mehr als anderswo.

Die Zürcher Stadtbibliothek enthält zwar jetzt nicht mehr als 40,000 Bände, darunter jedoch manches Merkwürdige. Einſtweilen ſeyen nur angeführt: Biblia pauperum; Cicero de officiis, ed. prine.; Geſchichte Friedrichs II. von Müller, der jenem die Sammlung altdeutſcher Gedichte gewidmet (eine dieſer Zuſchriften iſt ihrer Seltſamkeit wegen unlängſt im Auszuge geliefert worden); eigenhändige Briefe der unglücklichen Johanna Gray, latein; Sammlung ſeltener Druckſtücke Huttens, mit ſeinen au-

tographiſchen Correctionen; Lavater's coloſſale Büſte aus Marmor, von Danneckers; Müllers plaſtiſches Tableau der ganzen Schweiz aus Gyps, colorirt, an 20 Fuß lang und 20 breit, ein einiges Bildwerk, daß ſelbſt die kleinſten Höhungen mit größter Treue repräſentirt, und jede Arbeit dieſer Art ſogar die hochgerühmte Felloplaſtiſche Charte von Paris, weit hinter ſich läßt.

In der öffentlichen Bibliothek zu Baſel ſind bemerkenswerth: ein Foliobaud autographiſcher Briefe von Erasmus von Rotterdam; von ſchöner, großer, deutlicher Hand; das Exemplar ſeines Lobes der Narrheit, an deſſen Rändern der geniale Holbein die oft nachgebildeten Vignetten mit der Feder gezeichnet hat, mehrere Gemählde von dieſem großen Künſtler, darunter ein Altarſchrank, für welchen ein Kurfürſt

von Baiern vergebens für 60,000 fl. Salz in Tausch angeboten; eine Armenbibel, und so weiter, weil hiermit die Merkwürdigkeiten so ziemlich beisammen sind. Diese Bibliothek ist aber weit entfernt, den Erwartungen zu entsprechen, die der Reisende aus Büchern oder mündlichen Schilderungen mitzubringen pflegt. Denkt man die Holbeinischen Arbeiten, welche ohnedieß nicht unmittelbar dazu gehören, hinweg, so ist das Interesse äußerst kärglich. Viele Hauptwerke sind noch obendrein unvollständig, z. B. ein Diction. de Bayle ohne Chaufepié, ein Stephani thesaurus ohne Supplement u. d. gl. Der Bibliothekarsupplent, Hr. Merian, ein Abkömmling der berühmten Künstlerfamilie, ist dabei nichts weniger als ein Mann der Auskunft, und der Bibliothekdiener kann sich nicht mit dem jüngsten und unerfahrensten sogenannten Hausknecht der Wiener Hofbibliothek messen.

In Basel lebt jetzt als Gastwirth (zum goldenen Schwan) ein Mann, Namens Hamberger, der sich vor einigen Jahren durch seine telegraphischen Erfindungen höchst vortheilhaft bemerkbar gemacht hatte. Er hat eigene schlechterdings undechiffrirbare Zeichen ersonnen, portative Telegraphen verfertigt, und es in seinem Raffinement so weit gebracht, daß die telegraphische Correspondenz selbst bei dem dichtesten Nebel nicht gestört wird. Seine Erklärungen, seine Modelle setzen in Erstaunen; der Mann hat seinen Gegenstand durch Genie und zahllose Experimente von allen Seiten durchdrungen, und seiner beglaubigungswerthen Versicherung nach auf einen Punct der Vollkommenheit gebracht, der noch von Niemanden erreicht wurde. Die Art, womit er die Gebrechen der bestehenden Telegraphen nachweiset, zeugt von den gründlichsten Einsichten, von einem wahrhaften und glücklichen Studium dieser Sache. Ham-

berger hatte die Ehre, seine Verbesserungen und Vorschläge mehreren Potentaten persönlich mitzutheilen, und wurde zum Theil sehr ansehnlich belohnt. Allein seit dieser Zeit ist er noch zu mancher sehr wichtigen Erfindung gelangt, ohne sie jedoch weiter geltend zu machen. Es fehlt diesem kunstsinnigen Mann nur an irgend einer äußern Anregung, um etwas Außerordentliches, Erschöpfendes herzustellen.

Die nicht sehr zahlreiche, aber um so geschmackvollere Bibliothek der Frau von Stael, in ihrem anmuthigen Schlosse zu Coppet, 1 Stunde von Genf, wird so eben in Ordnung gebracht. Eine Engländerinn, Freundinn der unsterblichen geistreichen Frau macht da einen Catalog, eigen genug, nach den Etiquetten der Bücher. Der Saal ist geräumig, heiter, und mit der Statue Neckers in Lebensgröße, mit A.

W. Schlegels Büſte ꝛc. geſchmückt. Sorgfältig wird das mit rothen, golddurchwirkten Tapeten verzierte Bette bewachet, in welchem Frau von Stael in der letztern Zeit zu ſchlafen pflegte. Ihr gewöhnliches Arbeitszimmer iſt lichtgrün ausgeſchlagen, in der Mitte ihr ganz einfacher Schreibtiſch. Das impoſante Schloß mit der reitzendſten Ausſicht auf den Genferſee, wird jetzt von dem Sohne der Frau von Stael bewohnt.

Das Haus in Genf, in welchem Rouſſeau geboren worden, in der Straße, die einen Namen trägt, iſt jetzt ein morſches Gebäude von dritthalb Stockwerken. Das Licht der Welt erblickte er in einem geräumigen Zimmer des erſten, welches gegenwärtig unbewohnt iſt. Ober dem kleinen Thore lieſt man auf einer marmornen Tafel die vergoldete Inſchrift; Ici est né Jean Jacques Rousseau: le XVIII. Jun

MDCCXII. Die Hausleute machen ſich ein Vergnügen daraus, die Geburtsſtätte desjenigen zu zeigen, auf den das nemo propheta in patria nur allzupractiſch anwendbar iſt.

Voltaires kleines aber höchſt reitzendes Schloß zu Ferney, eine Stunde von Genf, auf franzöſiſchem Boden, gehört jetzt (1822) einem Herrn Buidet in Paris. In dem Eingangszimmer bemerkt man einige Gemählde; die Toilette der Venus, die Allegorie der Einbildungskraft ꝛc. Voltaires Büſte, die Meubeln alle, wie er ſie angeſchafft. Nebenan links tritt man in ſein Schlafgemach. Ober dem Bette mit der beblümten Decke iſt nur noch ein kleiner Theil der grünſeidenen Vorhänge übrig. Jetzt hält es aber etwas ſchwer, zu einem Stückchen davon zu gelangen; doch eine angemeſſene Discretion verhilft auch hierzu.

Zur Linken des Bettes hängt Friedrichs II. Portrait, an der Nebenwand das Catharinens II. von ihr selbst gestickt. Dicht daran in einer Nische ist Voltaires Grabmahl mit der Aufschrift; Mes manes sont consolés; puisque mon coeur est au milieu de vous: weiter unten auf einer spätern Tafel: Mon esprit est partout, et mon coeur est... das ici sieht man vor sich, aber das Herz ist im Pathéon zu Paris. Das Bildniß des jungen Rameau und anderer Freunde Voltaires füllen den übrigen Raum dieser Wand aus. Zur Rechten des Bettes hängt Voltaires Ebenbild, darneben das der Marquise von Chatelet ꝛc. Das Schreibezimmer ist nicht mehr sein Schreibezimmer; es ist mit fremdem Hausrath angefüllt, während das Schlafgemach noch in statu quo besteht. Wohl conservirt steht das Kirchlein, so er bauen lassen, links vor dem Schlosse; doch sein Theater existirt nicht mehr. Die Umgebungen, der

kleine Park, die Aussicht sind über alle Schilderungen erhaben. Im Dorfe führt das dürftige Caffeehaus Voltaires Namen.

Der gelehrte Bischof Gregoire gab ein Gebetbuch für farbige und schwarze Menschen heraus: (Manuel de piété à l'usage des hommes de couleur et des noirs, 12m, Paris 1818) mit dem Motto: Alle Menschen sind aus eben der Erde und eben dem Staube erschaffen, wie Adam (Eccles. 33. 10). Das Titelkupfer zeigt eine rührende Gruppe: ein schwarzer einfarbiger und ein weißer Mensch knieen vor einem Crucifix. Den Litaneien gehen religiöse Betrachtungen über Afrika voraus; den Schluß bilden Legenden mehrerer Heiligen aus farbigem und schwarzem Geschlecht, z. B. die h. Iphigenie, der h. Cleesloon, der ehrwürdige Porras, der h. Benedict der Maure.

Niemals sollte der berühmten Boisserée-schen Gemähldesammlung, dieses kostbaren ehrwürdigen Museums altdeutscher Kunst gedacht werden, ohne zugleich Friedrich von Schlegel den Tribut dankbarer Anerkennung zu zollen. Durch dieses großen und tief empfindenden Kunstkenners Anregung ist es wesentlich geschehen, daß jene Schätze zur Zeit des Vandalismus der Franzosen in Cölln (das der verewigte unvergeßliche Werner so treffend das deutsche Rom nennt) gerettet wurden. Die übermüthigen rohen Sieger verwandelten Kirchen und Klöster zu Magazinen und Stallungen, die köstlichsten Glasscheiben und Gemählde wurden dem Trödel Preis gegeben. Gierig fiel der Pöbel über die colossalen Gemählde-tafeln aus der byzantischen deutschen Schule auf Goldgrund her, sich ihrer — als Brennholz zu bedienen; Fensterladen, Taubenschläge, Schränke und allerlei geringen Hausrath verarbei-

tete man aus den herrlichen Kunstdenkmäler, und so ging manches unschätzbare Monument schandhaft zu Grunde, in keinem Verhältniß mit dem Wenigen, was Prof. Wallraff (späterhin Verf. einer werthvollen Geschichte Cölns), der Banquier Leversberg und einige Andere in Sicherheit gebracht hatten. Da trat Schlegel, ein schützender Genius, abwehrend und rettend hinzu, indem er die preiswürdigen Alterthümer der Schonung, Aufmerksamkeit und Sicherung empfahl. Bald erfolgten von mehreren Seiten Nachfragen um solche Gemählde; eigne Leute machten ein Geschäft daraus, sie aus Dörfern und Klöstern zusammen zu holen, und es gründete sich ein förmlicher Handel, bei dem die Brüder Boisserée den größten Theil dieser Schätze an sich brachten.

Ein würdiges typographisches Pracht-

denkmal auf die Friedensschlüsse von 1814 und 15 ist das durch und bei J. A. Barth in Breslau erschienene Monumentum Pacis. Hier ist dieses große Friedensereigniß besungen in 17 germanischen und nordischen, 12 slavischen, 9 griechischen, 14 asiatischen, 8 afrikanischen, 7 indischen Sprachen ꝛc.; sehr sinnreich ist das koptische Gedicht auf einer Pyramide, das indische an einem Palmbaum, das lappländische auf dem Felle eines Rennthiers abgebildet u. s. w. 80 Seiten in Folio mit 64 lithographischen colorirten Blättern, ist dieses außerordentliche Buch ein glänzendes Zeugniß des Genies, Geschmacks und Fleißes des Herausgebers, gegen die Polyglotten-Vater unser des Marcel und Bodoin weit voraus. Es kostete Anfangs 13 Species Dukaten, ist aber obgleich dieses verhältnißmäßig äußerst geringen Preises seitdem wohlfeiler geworden, um jedoch im Laufe einer kurzen Zeit sicherlich über den ur-

sprünglichen Preis zu steigen. Schade, daß es nicht in den Buchhandel gekommen! Der viel verdiente Barth ist auch der Erfinder des unverbrennbaren Amiantpapiers. Obiges Prachtwerk ist zugleich der Grabstein dieses industriösen Mannes, denn er verließ diese Welt in demselben Jahr, wo es heraus kam, den 9. Sept. 1818.

In unsern Tagen hat man Gott sey Dank kein Beispiel, daß eine Gesellschaft Gelehrter aus Unmuth über den Rückgang der Literatur das Project gemacht hätte, sich ins Wasser zu stürzen. Aber in den Tagen Boileaus trug ein solcher Fall sich zu. Mehrere der ersten Pariser Gelehrten und Schöngeister befanden sich eines Abends bei diesem Primas des damaligen französischen Kunstrichterthums, wohlgemuth zechend, und in Verlauf verschiedener kriti-

cher Erörterungen den Verfall der Literatur bejammernd. Von reichlichen Bacchusgaben erhitzt, beſchloſſen die Gebeugten einmüthig, einer ſo beklagenswerthen Zeugenſchaft durch einen Sprung in die Seine zu entrinnen. Schon waren ſie auf dem Wege, als Moliere es für unwürdig erklärte, eine ſo heroiſche Handlung im Dunkel der Nacht, gleichſam verſtohlen zu verrichten, und la Chapelle den Vorſchlag that, den gemeinſchaftlichen Fluthentod bis auf den nächſten Morgen zu verſchieben. Man war zufrieden, kehrte um, leerte die noch übrigen Flaſchen, und begab ſich beim Anblick des Tages nicht lärmend in die Seine, ſondern ſehr ſtillſchweigend nach Hauſe. Dieß Geſchichtchen ereignete ſich zu Auteuil, einem artigen Dorfe am Boulognerwäldchen, eine Stunde von Paris. Auteuil iſt berühmt durch viele ausgezeichnete literariſche Perſonen, welche dort Landhäuſer beſaßen. Als das des Boileau in den Beſitz des Arz-

tes Gendron kam, zierte Voltaire es mit dieſer Inſchrift:

C'est ici le vrai Parnasse
Des vrais enfans d'Apollon
Sous le nom de Boileau ces lieux virent Horace,
Esculape y parait sous celui de Gendron!

Nachher ward dieſer Landſitz das Eigenthum der Wittwe Helvetius, die ſeinen Ruhm durch Abendzirkel erhöhte, bei denen ſich Alles, was durch Geiſt, Gelehrſamkeit und öffentliche Handlungen ſich ausgezeichnet, einfand, und die mit jenen der Mad. Geoffrin und Recamier wetteifern konnten. Da herrſchte eine ſolche Unbefangenheit, daß der Zirkel den Namen: la société libre des egoistes erhielt. Bonaparte gefiel ſich in den Jahren 1798 und 99 mehrmals in dieſem Kreiſe. Als An-

spielung auf seinen Ehrgeiz sagte ihm Mad. Helvetius einst, als er mit ihr im Garten lustwandelte: „Vous ne vous doutez pas, combien on peut être heureux dans un arpens de terre!“

Auch die Erfindung, Spielkarten zu drucken, gehört den Deutschen an, wenn nämlich bloß von Europa die Rede ist, denn sicherlich war die Xilographie, so wie manche andere Kunst, deren Erfindung die Europäer sich beilegen, schon viel früher dem räthselhaften, geheimnißvollen und ehrwürdigen Volke der Chinesen eigen. Dieß bei Seite, war es zwischen 1350 und 60, daß die Deutschen zuerst solche Karten druckten. Etwa 20 Jahre darauf wurden die Spielkarten von dem König Johann von Castilien, und im Jahre 4397 auch in Paris verboten.

Der Name Calligraph wurde urſprünglich jenen Copiſten beigelegt, welche ohne Abkürzungen abſchrieben; die Copiſten mit Abbreviaturen hießen Notarien. Bereits Euſebius nannte ſie ſo, auch in dem zweiten nicäiſchen Concilium iſt von ihnen die Rede. Calligraphen des X. und XI. Jahrhunderts ſind Neophytus und Theopemptus. Ein alphabetiſches Verzeichniß aller bekannten Schönſchreiber liefert Montfaucon, Art. Paliographie, 8 Cap. Ob eine wahrhaft ſchöne Schrift mit liegenden Characteren denkbar ſey, da dieſe aller architectoniſchen Natur entbehren, iſt an einem andern Ort verneinend erörtert worden. Wenigſtens hat noch niemand den Thurm zu Piſa ſchön finden können ꝛc. ꝛc.

Franciscéische Curiosa;

oder

ganz besondere Denkwürdigkeiten

aus der

Lebens- und Regierungs-Periode

des

Kaisers Franz II. (I.)

Inhalt:

Die erste Vermählung, Costum, Ceremonien ꝛc.
Die Jacobiner-Verschwörung in Oesterreich.
Ursprung und Sachverhalt des Volksliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser."
Der Bernadotte'sche Auflauf in Wien 1798.
General Lindenau.
Die Reiterstatuen des Oheims und des Großvaters.
Andreas Hofer im Parterre des Kärnthnerthor-Theaters.
Kolbielsky, der geniale, vielkundige und vielseitige Abenteurer.
Zwey Briefe Ludwigs XVIII. an Gentz.
Des Kaisers Privatbibliothek und der Hofrath Young.
Ein Tyroler-Brief an Kaiser Franz.
Das Monument des bürgerlichen Gesetzbuches.
Die Heimkehr und ihre Feyer. 1814.
Viel Kopfbrechens um einen Titel.
Don Miguel an Kaiser Franz, und Dieser an Jenen, nach des Kaisers schwerer Krankheit.
Vision (1828).
Denkmünze auf des Kaisers Genesung.
Beschreibung der Apartements des Kaisers Franz in der Wiener Hofburg.
Zur Geschichte der Todeskrankheit des Herzogs von Reichstadt.
Eine höchst merkwürdige Reliquie.

Mit zwey Holzschnitten.

WIEN 1849.

In Commission bey Ignaz Klang

(Dorotheergasse Nr. 1005).

187.15.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ex Gräffer

Vorwort.

Der Sammler und Redacteur der Josephinischen Curiosa war für die Grundidee der Unternehmung gleich Anfangs durch ungemein beyfällige Würdigung so überrascheud belohnt worden, daß er sich nicht nur entschlossen hatte, jene Curiosa fortzusetzen, sondern aus seinem Materialienvorrathe auch dasjenige zu wählen und zu gestalten, was den Neffen des unvergeßlichen Joseph, nähmlich den Kaiser Franz betrifft. Möge es eben so willkommen seyn!

Jene Josephinischen Curiosa anlangend, so sind deren 3 Theile erschienen, deren Inhalt ist:

Erster Theil: Eine natürliche Schwester (40 Seiten). — Der Kaiser und die Freymaurer (6 S.). — Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt? (17 S.). — Details über Josephs II. letzte Lebenstage (20 S.). — Kaiser Joseph, Feßler und die Kapuzinergruft in Wien (9 S.). — Kaiser Joseph in Paris; von zwey Damen (10 S.). — Josephinische Memorabilien; vom Hofr. Bretschneider (22 S.). — Was Joseph von den Staatsbeamten und wie er es mit ihnen hielt (15 S.). — Kaiser Josephs Gebethuch (8 S.). — Joseph und Feßler in Lemberg (7 S.). — Rhapsodien über den Kaiser; vom Reichshofr. Moser (5 S.). — Trattner's Projekt des Büchernachdruckes (3 S.). — De Ligne über Joseph an die Kaiserinn Katharina (8 S.). — Das Taschenbuch für Hetären, Wien 1787 (11 S.). — Hinrichtung des Mörders Zahlheim (3 S.). — Joseph; Gemählde ohne Schatten

(5 S.). — Beweggrund zur Jesuitenaufhebung. — Titelbild: die natürliche Schwester.

Zweyter Theil: Josephs II. eigenhändiges Testament (4 Seiten). — Josephs scharfe Briefe auf das Bekehrungssystem (8 S.). — Der Kaiser und die Jesuiten (18 S.). — Joseph gegen das Asylrecht (3 S.). — Josephs Krönung in Frankfurt (11 S.). — Der Vater Josephs II. (11 S.). — De Ligne's Briefe an den Kaiser (9 S.). — Joseph und die Klösteraufhebung (16 S.). — Der Criminalcodex (7 S.). — Maria Theresiens letzte Lebenstage; von Sonnenfels (17 S.). — Der Contrelergang (2 S.). — Beleuchtungen bey Josephs Geburt (19 S.). — Kaiser Joseph und Da Ponte (11 S.). — Josephs Ansicht von der Preßfreyheit (5 S.). — Die beyden Frauen Josephs (8 S.). — Briefe Josephs, die in den Sammlungen mangeln I. (6 S.). — Joseph in Windeln beym Reichstag: der wahre Sachverhalt (9 S.). — Titelbild: der Contrelergang. —

Dritter Theil: Szekely der Verbrecher und Joseph der Richter (19 Seiten). — Proceß des Grafen Kolowrat (20 S.). — Die Nonnen und der Nonnerich (23 S.). — Literarische Attentate auf den Kaiser (24 S.). — Zahlheim; Ferneres (6 S.). — Details über das Freymaurerwesen unter Joseph (50 S.). — Zum Capitel der Frauenhäuser (10 S.). — Joseph im Contrelergang (10 S.) — Der Kaiser und der Papst im Staatsrathe (9 S.). — Mozart bey Hofe (5 S.). — Die ersten Spuren des Jacobinismus unter Joseph; die Zauberflöte als Allegorie der Republik (14 S.). — Begegnungen mit Trenck (9 S.) — Titelbild, Josephs Haus im Augarten. —

Preis jedes Theiles in Umschlag broschirt ein Gulden Conv. Münze gegen Baarzahlung, bey Herrn Klang in Commission. Jeder Theil, für sich ein Ganzes bildend, wird einzeln gegeben.

I.

Die erſte Vermählung; Coſtum, Ceremonien etc.

„Vollſtändige Beſchreibung der Vermählungsfeyer des Erzherzogs Franz von Toscana mit der Prinzeſſinn Eliſabeth von Würtemberg Von einem Augenzeugen aufgeſetzt."

Sonntags den 6. Januar 1788 Abends um 7 Uhr ging die Vermählung des Erzherzogs Franz in der k. k. Hofcapelle vor ſich. Dieſe Capelle war bey dieſer Gelegenheit mit rothem Damaſt durchaus tapezirt, und für Se. Majeſtät den Kaiſer auf der Seite ein Baldachin errichtet. Ich war ein Zuſchauer bey dieſem herrlichen Feſte, und hatte ein blaßgrün tuchenes, reich mit Gold geſticktes Kleid an, welches meine Gemahlinn eigenhändig geſtickt hat.

Der Zug ging aus dem Spiegelzimmer, über die große Bothſchafter-Stiege, durch die beyden Vorzimmer der Capelle, in die Hofcapelle ſelbſt, wo erſteres ſowohl als die beyden letzteren mit einer Menge von Kron- und Spiegelleuchtern auf das glänzendſte illuminirt waren. Die Cavaliers verſammelten ſich vorhero in der Rathsſtube, die Damen aber, deren 114 an der Zahl waren, in dem Oratorio der Capelle, bis auf die Dames de Palais,

mit der Oberſthofmeiſterinn an der Zahl 13, welche auch im Spiegelzimmer ſich verſammelten. Die Braut führte der Herr Graf von Colloredo, Oberhofmeiſter des Erzherzogs, den Bräutigam aber der Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. Die Trauung verrichtete Se. königl. Hoheit der Churfürſt Maximilian von Cölln, dem der Biſchof von St. Pölten und der Weihbiſchof von Wien aſſiſtirten, worauf ſodann das **Te Deum** geſungen wurde.

Die Prinzeſſinn Braut erſchien dabey en grande parure in einem Kleide über einen mäßigen Reifrock, mit rückwärts herabrollenden Falten, durchaus von Silberſtoff, mit Spiegelſteinen oder pierres de strass geſtickt und mit ſilbernen Spitzen und Schleifen ringsherum garnirt. Die Bruſt ſammt dem Bruſtſtücke war ganz mit Brillanten überdeckt, ſo wie auch ihr Kopfſchmuck, der aus lauter brillantenen Federn und Reifen beſtand, und deſſen Gewicht allein, nach der Angabe des Herrn Juweliers Mack, ſechs und ein halbes Pfund wog. Der erlauchte Bräutigam erſchien dabey in ſeiner Obriſten-Uniform, weiß mit kirſchfarbenen Aufſchlägen und brillantenen Knöpfen und dem Toiſon-Orden. Se. Majeſtät der Kaiſer war in Feldmarſchalls-Uniform, gleichfalls mit brillantenen Knöpfen, welche ſammt den Reck- und Weſte-Knöpflöchern eine Million und 305000 Gulden koſteten, und mit allen Ordens-Inſignien umhangen, davon das große Thereſienband allein in 4 Reihen mit 920 Brillanten beſetzt waren, ohne das Kreuz. Überhaupt wird der ganze Schmuck auf 4 Millionen und 580000 Gulden geſchätzt.

Die Hofdamen hatten außer dem koſtbaren Kopfſchmuck große Bouquets von Brillanten, und ebenfalls

gold- oder ſilberſtoffene Kleider, mit Gold und Silber reich geſtickt, an, ſo wie auch die Hofcavaliers, welche noch überdieß mit allen ihren Ordenszeichen dabey erſchienen. Unter denen zeichnete ſich beſonders aus, der Fürſt Carl Liechtenſtein, der Fürſt Eſterhazy und Kaunitz.

Die deutſche, ungariſche und polniſche Edelgarde paradirten dabey in ihrer Galla-Uniform, von der ungariſchen aber in ſehr geringer Anzahl, weil die meiſten zu ihren Regimentern abgingen. Von paradirenden Leiblaquais war eine ziemliche Anzahl, wie auch 12 Edelknaben in rothſcharlachenen Uniformen, ſehr reich mit Gold beſetzt und Hüte mit weißen Federn.

Nach der Trauung verfügte man ſich ſogleich wieder in die vorigen Hofzimmer zurück, um daſelbſt die allſeitigen Glückswünſche zu empfangen. Sodann ging es zu dem öffentlichen Soupée, welches unter einem ſehr koſtbaren mit Gold geſtickten Baldachin (welcher 30,000 Gulden koſtete), mit dem goldenen Service und einer Tafelmuſik gehalten ward. Es beſtand nur aus 6 Couverts, nähmlich zwey für das hohe Brautpaar, zwey für des Kaiſers Majeſtät und deſſen Herrn Bruder, den Churfürſt Maximilian, und zwey für den Herzog Albert und deſſen Frau Gemahlinn, die Erzherzoginn Chriſtina. Die kaiſerl. königl. Truchſeſſe und Kammerherrn ſervirten dabey, und der übrige hohe Adel ſammt den auswärtigen Herrn Geſandten waren mit zugegen. Auf der Mitte der Tafel ſtand ein maſſivgoldener Surtout, welcher ſammt dem Korbe 160 Mark ſchwer iſt, und zwey goldene Girandolleuchter, jeder mit drey Armen. Der Spiegelſaal war mit 600 Wachskerzen erleuchtet; an deren Seiten waren erhabene Bänke

mit rothem Tuche überzogen, für die Damen zum Zusehen, die übrigen vom Adel ſtanden unten. Um die Tafel herum paradirte ſowohl die deutſche als ungariſche und polniſche Garde mit bloßem Gewehr.

Während des Soupées ſangen Herr Adamberger und Demoiſelle Cavallieri einige italieniſche Arien, wofür Sänger und Sängerinn, jedes insbeſondere mit 100 Ducaten beſchenkt wurde. Nach 10 Uhr war das Soupée geendigt, und alles ging auseinander.

Der Churfürſt Maximilian erhielt von der Braut zum Trauungsgeſchenke ein mit roſenfarbnen Brillanten beſetztes Kreutz, der Churfürſt dagegen gab derſelben ſehr koſtbare brillantene Armbänder. Die Erzherzoginn Chriſtina gab derſelben ein brillantenes Bouquet.

Am folgenden Tage, als den 7. Januar, um 8 Uhr Abends, fing der Freyball in den beyden Redoutenſälen an, die der Kaiſer ſchen einige Zeit vorhero zu dieſem Feſte zubereiten ließ. Alle Wände waren weiß lackirt und ſtark vergoldet. In beyden Sälen waren Fenſter und Thüren mit Vorhängen von Silbertuch, wovon beſonders die im großen Saale rothe, im kleinen aber grüne Streifen hatten, decorirt.

Der große Redoutenſaal iſt 57 Schritte lang, und 26 breit, hat 20 Korinthiſche geriefelte Säulen, weiß mit Gold, 6 vergoldete Karyathiden und 20 kryſtallene Kronleuchter. Der kleine Redoutenſaal iſt 35 Schritte lang, und 26 breit, und hat 13 Kronleuchter. Alle Kronleuchter hingen an Blumenketten, welche der Farbe des Blumentuchs in jedem Saale entſprachen. Außer dieſen waren eine Menge Wandleuchter rings herum im Saale und in den Ecken angebracht, welche Bäume mit Blättern und Blü-

then von lackirtem Bleche vorſtellten, und auf den weißen Wänden des Saales, die reich mit goldenen Leiſten und Roſetten verziert waren, einen ungemein reitzenden Anblick gewährten.

Im groſſen Saale war ringsherum eine groſſe Gallerie erbauet, auf welcher Perſonen, die nicht tanzen wollten, bequem ſitzen und zuſehen konnten. Das Orcheſter war oben auf einer von dieſen Gallerien angebracht. Herr Iſaſſelbeck componirte die Muſik zu dem Tanz im erſten und Herr Hilmar zu dem im leztern Saale. In den Nebenzimmern waren die Büffets, wo man unentgeldlich Caffee, Thee, Punſch, Schocolade, Limonade, Mandelmilch, Gefrornes ꝛc., alle Gattungen inländiſcher Weine, ſo wie auch alle Arten von Gebratenem und Gebackenem auf das niedlichſte und zum Uberfluß zubereitet erhalten konnte.

Alle durch Billets dazu geladenen Freygäſte waren im gröſten Puze. Die Frauenzimmer entweder in ihren eigenen Gallakleidern, oder in einer ſich ſelbſt erwählten idealiſchen Tracht, die Männer in weißen Domino, oder in ſchwarzen Venetianer Mänteln; jedoch alles auf Befehl des Hofes ohne Larven, und die Elegants während derer Durchlauchtigſten Gegenwart, ganz Chapeau-bas. Die meiſten Damen trugen Kleider von weißem oder färbigem Crey, mit weißen, rothen oder ſchwarzen Leibchen. Die Kleider waren gröſtentheils mit Blumen-Deſſins, oder Muſchen von Folie geziert. Manche hatten dieſe Deſſins von farbigem Taft, oder wirklichen Kunſtblumen. Auf dem Kopfe trugen ſie Poufs von Atlas, Flor oder Silber-Tock, weißen oder bunten Crey, Federn, Blumen, oder ſilberreiche Bänder, die nebſt groſſen Reiher-

federn von dünnem ſchmalen Silberlahn die neueſte Mode ſind, und vornehmlich auf einem Balle bey vollem Lichterglanz ungemein brilliren. Wer Schmuck hatte, trug ihn meiſtens auf ein ſchwarzes breites Sammtband geſetzt, wie ein Diadem, unterhalb der Puffe von Flor, in den Haaren. Einige Damen hatten eine Art von Turban, der reich mit Perlen und Edelſteinen umſchlungen war, aufgeſetzt, Robes à la Turque oder Turquoiſen von verſchiedenen Farben dazu an.

Gegen 9 Uhr erſchien das hohe Brautpaar mit ſeinem Gefolge. Das Kleid der Durchl. Braut war von feinem weißen Linon mit Lilas-Muſchen, und ſeitwärts mit breiten Bändern garnirt. Fünf Spangen von ſchmalen Lilas-Bändern mit breiten Blonden angereiht, gingen ſchief über das Kleid, und verloren ſich am Ende in eine Halbſchleife, aus welcher überall eine Roſe fiel. Die Ärmel waren von oben bis unten mit ſchmalem Lilas-Bande umwunden, und zwiſchen jedem Bande wand ſich eine Schnur von großen Brillanten um den Arm herum. Der Rock war von weißem Atlas mit einer Falbel von weißem Flor mit Silberſtreifen durchzogen, und von oben und unten mit breiten Bändern garnirt, mitten durchlief eine Guirlande von Roſen. Über dieſem war ein Rock von gleichem Silberflor, auf der linken Seite mit einer blaß Lilas-Bandſchleife aufgeſchürzt, aus dem ein Roſenbouquet hervorragte. Um den Hals trug ſie ein Fuchu à la Reine (eine Art Halstücher, welche die Königinn in Frankreich trägt) von prächtigen Spitzen. Über das Kleid fiel eine Art Umſchlag von der Bruſt, der blaß Lila im Grunde und auf beyden Seiten mit Schmuck beſetzt war, und ebenſo war auch die Binde um den Leib. Verwärts hingen noch fünf

Schnüre große Brillanten ovalförmig gegen die Spitze des Corsets. In der Mitte des Busens hing das Porträt des Erzherzogs Franz in einem großen Medaillon von Brillanten eingefaßt, an einer Schleife von unendlichem Werthe, aus welcher sich ein brillantener Lilienstrauß, statt der gewöhnlichen Bouquets hervorbog. Der Kopfputz war etwas mehr als bisher gewöhnlich groß, die Frisur aus dem Gesichte, jede Seite in 4 gestürzte Locken geformt, die aber eine breite Wand ausmachten. Von der rechten zur linken Seite, war eine Reihe großer beweglicher Brillantrosen, dann 2 Bogen von Lilasbande mit prächtigen Spitzen, rechts ein Rosenbouquet, links drey weiße Schwungfedern mit lilafarbnen Spitzen; rückwärts ein langer Schleyer von Silberflor, die hintern Haare in einen nicht gar langen Chignon aufwärts geschlagen.

Der Durchl. Brautigam war in Uniform und in einem weißen Domino.

Die Erzherzoginn Christina hatte ein Lilaskleid und einen weißen Rock an, und einen durchaus brillantenen Gürtel um.

Der Churfürst Maximilian erschien im Abbé-Kleide mit brillantenem Pectoral und den Insignien des Deutschmeister-Ordens, und endlich der Kaiser selbst in Uniform und einem schwarzen Domino.

Braut und Brautigam eröffneten den Tanz durch eine Menuet, nach welcher man sogleich in den an den Saal stoßenden Nebenzimmern zu kredenzen anfing. Ebenso wurde auch bald nachher mittelst einer vierseitigen transparenten Papierlaterne mit der Inschrift: Die Speisen sind aufgetragen, die ein Mann an einer langen Stange in den beyden Redouten-Sälen auf und ab trug, das Losungs-

zeichen zu den 24 Soupée-Tafeln gegeben, wovon eine dem Hofe ſelbſt, 10 den Damen des hohen Adels und 13 den Damen des niedern Adels ſowohl, als den übrigen aus den k. k. Hofſtellen und denſelben untergeordneten Dicaſterien beſtimmt waren, und wo bey jeder Tafel eine eigene aus ihrer Claſſe, vom Hofe ſelbſt beſtimmte Dame, die Honneurs machte, die auch ihre vom Hofe gewählten Gäſte durch beſonders dazu erhaltene Billets einzuladen die Vollmacht hatte. Dieſe Tafel wurde aber nicht in dem Redoutenſaale ſelbſt, ſondern in denen demſelben zunächſt liegenden Zimmern der Burg gegeben. Kaiſerliche Grenadiere trugen bey den Büffets in den Redoutenſälen ſowohl als auch bey den beſondern Damen-Tafeln die Speiſen zu.

Der Hof blieb nur ohngefähr bis gegen Mitternacht und alles ging in der größten Ordnung, Eintracht und Freude vorüber, und der Ball endigte ſich nach 7 Uhr des andern Morgens. Es waren bey dieſem Balle gegen 4600 Menſchen.

Am Trauungstage wurden 6000 Ducaten an die Armen ausgetheilt. Den Tag nach dem Freyballe war freyer Einlaß in die beyden Stadt-Theater. Im k. k. National-Schauſpielhauſe nächſt der Burg, wurde eine neue italieniſche Oper, welche betitelt war: **Axur, Ré d'Ormus**, geſpielt, welcher der ganze Hof ſammt dem hohen Adel en parure beywohnte. Den 10. war der eigentliche Hofball im Spiegelſaale ſammt Soupée, und hiermit wurden alle Feyerlichkeiten geſchloſſen.

(Geisler's Skizzen Joſephs II.)

II.

Die Jacobiner-Verſchwörung in Oeſterreich.

(Materialien zu deren Geſchichte.)

1.

Eine mächtige Verſchwörung arbeitet von einem Ende Europens bis zum andern *), nicht allein an Untergrabung der Verfaſſungen, ſondern auch an dem meiſten, was bisher unter den Menſchen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt beſtanden hat; und eine mächtige Nation unterſtützt dieſe Verſchwörung. Doch minder gefährlich iſt dieſe Nation als jene Verſchwornen: dieſe ſchleichen im Dunkeln, und können uns von hinten ermorden; das franzöſiſche Volk aber hat das Schwert in der Hand, hat ſich als unſer Feind erklärt, und wir haben uns alſo nach dieſem zu richten. Ach minder mächtig als das Heer der Verſchwornen, ſind die Heere jener Nation; dieſe werden nie ganz Europa erobern können, jene aber ſehr leicht, weil ſie nach jedem Siege ſtärker werden, und ihre Kriegsbedürfniſſe, als Schlauheit, Argliſt, Egoismus, Herrſchſucht und Leidenſchaften aller Art, mit geringer Mühe und ohne große Koſten mit ſich führen. Faſt alle beträchtlichen Städte Europens fühlten mehr oder minder die Erſchütterungen, welche die verſteckten Feinde in ihrem Innern erregten. Ja, Neapel und Turin ſtanden am Abgrunde

*) Anfangs der neunziger Jahre.

des Verderbens, und in der letzten Hauptſtadt war der Zwiſchenraum, der Ruhe von Anarchie, Sicherheit von allgemeinen Mordſcenen trennte, nur eine kurze Friſt von ſechs Stunden. Sechs Stunden ſpäter als die Entdeckung, und auch Italiens lächelnde Gefilde wären unter den heiligen Nahmen Freyheit, Vaterland und Tugend, mit Tyranney, Leichnamen und Laſtern bezeichnet. Auch ſelbſt das wahrhaft freye London fühlte ſich bedroht, und willig entſagte die Nation auf einige Zeit einem ihrer theuerſten Vorrechte, der habeas corpus Acte: welche Entſagung kein Miniſter mit Gelde zu erkaufen im Stande geweſen wäre, wenn man nicht die Nothwendigkeit davon eingeſehen hätte. Doch meinen deutſchen Mitbürgern, für welche ich jetzt ſchreibe, wird vor allem das merkwürdig ſeyn, was ſeit einiger Zeit in der Reſidenz unſers Kaiſers, in Wien vorgefallen iſt. Sonderbar und befremdend war es, daß zu eben der Zeit, als der Staat mit der größten Energie alle ſeine Kräfte gegen die unglückliche und wüthende Nation aufbothe, die in ihrem unſeligen Rauſche ſich und andere zu Grunde richtet; als Oeſterreichs zahlreiche Heere mit einer, ſelbſt vom Feinde laut bewunderten Tapferkeit kämpften, und während neun Wochen (vom 16ten April bis zum 26ſten Juny vorig. Jahrs *) keine Sonne auf- und keine untergehen ſahen, die ſie nicht im Streite getroffen, die ſich nicht in Blut getaucht hätte; zu einer Zeit, wo aus allen Städten, aus allen Provinzen mit einer Art von Wetteifer freywillige Beyträge dargebracht wurden, die nicht viele Tauſende, ſondern viele Millionen betrugen: daß zu eben der Zeit, in eben den

*) 1794.

Städten und in eben den Provinzen eine große, weit um ſich greifende Rotte Verſchwörer entdeckt wird, die ſelbſt die Stufen des Throns erreichte, und deren ganze Ausdehnung man ſehr wahrſcheinlich noch nicht kennt. Ich bin einigermaßen in den Stand geſetzt, nähere Aufklärung über das meiſte, was dieſe Sache betrifft, dem Publicum zu geben. Meine Mitbürger mögen dadurch die Mittel und Wege kennen lernen, deren man ſich zur Überredung, zur Überliſtung und zu Entflammung des Enthuſiasmus bediente, und unſere Fürſten mögen lernen, wie nöthig es iſt, Wachſamkeit mit nachdrücklichen Maßregeln zu paaren.

Ich weiß der Verbindung, der Rotte, oder der Verſchwörung, von welcher ich reden will, keinen eigentlichen Nahmen zu geben; denn ſie war und iſt ſtets bereit, einen jeden, oder auch gar keinen Nahmen anzunehmen, je nachdem ſie es für ihre Werke am zuträglichſten hält. So viel iſt gewiß, daß ſich in Frankreich, Deutſchland, und mehreren Ländern durch den alles umfaſſenden Geiſt von zwey oder drey Menſchen eine Secte bildete, deren Hauptzweck Herrſchaft war. Mit Gewalt konnten ſie dieſen Zweck nicht erreichen, weil ſie ſchwach, weil ihre Anhänge nur ſehr klein waren. Sie bedurften alſo Liſt dazu. Da man aber in unſerm Jahrhunderte im Gebiethe des Trugs und der Schlauheit ſchon gar große Fortſchritte machte und mancherley Wege eingeſchlagen waren, ſo blieb es vor allem wichtig, einen ganz neuen Weg zu finden, wie man die ſo oft und ſo gern betrogenen Menſchen am ſicherſten hintergehen und zu Werkzeugen der verborgenen Abſichten machen könnte. Einige wirklich hervorragende Geiſter, die ihrem Vaterlande unſtreitig viele Dienſte hätten leiſten

können, die aber, von der Idee durchglüht und getrieben, viele tauſend Individuen, und durch dieſe die Fürſten, und dann die Länder und Völker nach ihrer Willkühr am Gängelbande zu leiten, eine andere Richtung nahmen; dieſe für unſer Zeitalter leider aufbewahrten Geiſter erfanden das neue Trugſyſtem, das zur Verwirklichung ihrer Abſichten am zuträglichſten war. Tugend und Laſter, Leidenſchaft und Indolenz, ſchöne und ſchlechte Thaten, Dummheiten und Spitzfindigkeiten, Alles mußte zu der Erreichung des Zweckes beytragen, den nur ſehr wenige durchſchauten. Die ſchlauen Betrüger kannten die Menſchen. Sie wußten, daß, eben ſo, wie ſie in der phyſiſchen Welt meiſtens durch äußere Zeichen geleitet werden, auch in der moraliſchen, der Ton, der Schall gewiſſer Worte ſie leitet, deren eigentlicher Gehalt ihnen ganz unbekannt iſt. Deswegen gaben ſie ihrem Zwecke die herrlichſten Nahmen, und dieß war ihr Meiſterſtück: es war die feinſte Benutzung der Stimmung unſeres Zeitalters. Veredlung des Menſchengeſchlechts, Zurückführung deſſelben zu ſeiner angeſtammten Würde, zu ſeinem ihm bisher entrückten Ziele ſeiner Beſtimmung, dieſes waren die Nahmen im Allgemeinen.

Es iſt von einer That die Rede, die man ſo gern in der Vergeſſenheit ewige Nacht hüllen möchte, wenn das empörte Herz ſo etwas vergeſſen könnte. Unerträglich und häßlich iſt der Gedanke, daß auf Deutſchlands Boden eine Abſcheulichkeit gediehen haben ſollte, von der man ſelbſt in dem ſtets mordenden Frankreich nichts gehört hat. Colombe, ſo iſt der Name des .... ich will ihn nicht ausdenken, den entſetzlichen Gedanken; genug dieſer ward in Verhaft genommen, weil der ſtärkſte, gegründetſte Verdacht auf ihn fiel. Selbſt jetzt erfuhr man noch nichts von

der Schlange, die im Buſen des Staats verborgen war. Ich geſtehe, daß ich auch nicht die Möglichkeit einſehe, wie man etwas hätte erfahren ſollen, da die Werkzeuge der heimlichen Verſchwörung, ſtets blind und unbekannt ſind mit der Hand, die ſie leitet. Dazu kam noch, daß ſich dieſe Menſchen in allen Departements, in allen Gerichtsſtellen gehörig verſchanzt hatten. Wäre man bey mancher großen Unternehmung im Kriege, mit der auf alle möglichen Fälle berechneten Vorſicht, mit der außerordentlichen Schlauheit, wie dieſe verbündeten Ruheſtörer, zu Werke gegangen, man hätte viel ausrichten können.

Uebrigens ließ es die ſchwarze Verbrüderung an keiner Vorſicht fehlen, um ſich auch fernerhin gehörig verſteckt zu halten. Sobald ſie die geſpanntere Aufmerkſamkeit derjenigen Mitglieder der Polizey wahrnahmen, die nicht zu ihrer Geſellſchaft gehörten, waren ſie behutſamer in der Wahl der Aufzunehmenden, und ſtellten die Zuſammenkünfte ſämmtlich ein, außer in Ofen, wo dieſelben bis zu der Epoche, von welcher wir bald reden werden, fortdauerten, weil die dortige Landesverfaſſung manche Maßregeln zu ergreifen verbietet, die in unſern Zeiten oft höchſt nützlich ſeyn können.

Doch mit einemmale verbreitete ſich ein ſchreckliches Licht über die Gefahr, in welcher man geſchwebt hatte. Die Gefangennehmung von Semonville, der als außerordentlicher Bothſchafter der Jacobiner nach Conſtantinopel geſandt wurde, war für einen großen Theil Europa's wichtiger, als alle Siege und Eroberungen, als irgend ein Vorfall ſeit der Erſcheinung des politiſchen Fanatismus in Frankreich. Wahrlich etwas viel koſtbareres als die Schätze und die ſogenannten **diamans de la couronne**,

die dieſer ſaubere Bothſchafter mit ſich führte, ward mit ihm aufgefangen. Denn ihr müßt wiſſen, daß die Plane dieſer Menſchen groß und vermeſſen ſind, wie ihre verbrecheriſchen Leidenſchaften

Nicht allein ein abermahliger orientaliſcher Krieg, deſſen Folgen bey der jetzigen Lage der Angelegenheiten unüberſehbar geweſen wären, nein, auch wahrſcheinlich der gänzliche Umſturz der öſterreichiſchen Monarchie, und mit dieſer, mehrerer benachbarter Staaten, ward durch jenen Fang hintertrieben. Wenn ihr dieſen Worten, ihr Fürſten, nicht glauben wollt, ſo ſeyd ſo gütig und erkundigt euch an der Quelle. Man wird euch gewiß keine Erläuterung verſagen. Dann aber überzeugt euch, wie ihr betrogen werdet, wenn man euch verſichert, daß die Gefahr, die euch und — bedenkt es — euern Völkern drohet, eine Erfindung müßiger Köpfe, ein Hirngeſpinſt ſey Die Papiere die jener Semonville bey ſich führte, war der koſtbare Schatz, den man mit ihm eroberte. Meine Feder iſt zu ſchwach, alles das zu ſchildern, was man mir von der Verwunderung, von dem Erſtaunen, ja von dem Schrecken der Perſonen erzählt hat, die zuerſt jene Papiere erblickten. Man ſah ſich plötzlich in eine Verrätherwelt verſetzt, von der man eine Minute vorher noch gar nichts ahnete. Welch ein Gefühl für einen jungen Monarchen, deſſen verdachtloſes Herz noch unbekannt war, mit den Meiſterſtücken der Bosheit und Verſtellung, und der neben dem unbeneidenswerthen, unglückſeligen Erdenleben, das er zu führen hat, noch ſolche Kränkungen erfahren muß!

Man fand Nahmen und Briefe von Perſonen, welchen man eine Minute vorher, das Schickſal des Staats noch anvertraut hatte, und die man jetzt in der innigſten

Vertrautheit, und wie in einem Familienbündniſſe, mit den ärgſten Feinden des Staats und deſſen Bürger erblickte. Und doch hatte man noch nicht den vierten Theil von dem entdeckt, was man heute weiß; es betraf damahls bloß Wien und Trieſt.

Auſſer den ganz unterſten Bedienungen, waren faſt in jedem Range in den verſchiedenen Dicaſterien Verräther zu finden, beſonders aber bey der Hofkriegskanzley und der Hauptmauth. Auch einige ſchwarze, recht ausgezeichnet undankbare Seelen entdeckte man unter ihnen; Menſchen, die dem Monarchen nicht allein Alles zu danken hatten, ſondern auch mit Wohlthaten und beynahe freundſchaftlichem Wohlwollen von ihm überhäuft wurden.

Als man dem Kaiſer den Nahmen eines gewiſſen Secretärs nannte, der mit der Verräthergeſellſchaft entdeckt war, ließ er ſich denſelben drey oder viermahl wiederholen und ſagte ſtets die Worte dabey: „Nein, der kann es nicht ſeyn.“ Endlich verlangte er ihn zu ſehen. So wie der Menſch ins Zimmer trat, ſank Franz beynahe ohnmächtig und mit dem Ausrufe auf einen Stuhl: „Auch der! Abſcheulich!“ — — Undankbarkeit muß wirklich einer der häſslichſten Züge ſeyn, die im Herzen des Menſchen anzutreffen ſind, weil in dem andern Herzen, das dadurch gekränkt iſt, eine ſo ſchmerzliche Empfindung erregt wird.

Es dringt ſich mir die Bemerkung hier auf, daß in dieſen Zeiten, meiſtens die mit Wohlthaten überhäuften Lieblinge, oft auch die Vertrauten der Fürſten, die erſten Verräther wurden; hingegen der ungekannte, oder verkannte, oder gar verſtoſſene Diener, als der treueſte Biedermann, rechtſchaffenſte Beamte, und als der uner-

ſchütterlichſte Patriot in den entſcheidenden Augenblicken ſich zeigte, wo die wahre Feuerprobe abzulegen war.

Mainz iſt unter vielen Beyſpielen das auffallendſte. Dieß könnte wohl beweiſen, daß die Fürſten gleiche Vorſicht, bey Auswahlen ſowohl, als bey Achtungen bedürften.

Man überzeugte ſich jetzt, daß die Gefahr, in der man ſchwebte, nicht allein groß, ſondern ſchrecklich war, daß keine Zeit zu verlieren ſey, und daß auch ſelbſt dieſe Entdeckung nicht gemacht worden wäre, wenn man zufälliger Weiſe gewiſſen andern Perſonen die Unterſuchung jener Papiere anvertraut hätte, welches ſehr leicht geſchehen konnte, indem man alle für gleich treue Diener des Staats hielt. So viel man erfahren, hatten die geheimen Unterhandlungen und Geſchäfte von Semenville, Lieferungen von Ochſen und Getreide, Beſtellungen in Trieſt, andere Verabredungen, und — Erkundigungen aus gewiſſen Dicaſterien zum Gegenſtande.

Alle als Verräther erkannte Perſonen, wurden augenblicklich in Verhaft genommen und ihre Papiere durchſucht. Bis jetzt glaubte man immer noch, es ſey eine glücklich entdeckte, große und gefährliche Verrätherey; doch nun ſah man endlich, daß es eine Verſchwörung, eine nach Planen handelnde Rotte, eine förmliche Verbindung zur Umſtürzung des Staates war.

Ein jeder Tag gab mehr Aufklärung, ein jedes Blatt Papier unter den ſchlau verſteckten und glücklich gefundenen Schriften gewiſſer Verhafteten, zeigte einen neuen Böſewicht. Man hatte doch jetzt wenigſtens einen Faden, um tiefer in das Verrätherlabyrinth zu dringen. Doch dann ward es ganz Licht, als man bey einigen zwanzig Eingezogenen, Schriften, Verhandlungen und Nahmen ver-

gangener und gegenwärtiger Machthaber in Frankreich, und eines gewiſſen andern Landes fand.

Nun ſah man, daß nicht allein in Wien und Trieſt, ſondern faſt in allen Städten der Monarchie, Mitverſchworne zu finden waren. Aus Böhmen, Mähren, Steyermark, Galizien und Ungarn brachte man die entlarvten Verräther zuſammen, und um den Rechten des letzten dieſer Länder nicht nahe zu treten, ward von der in Wien befindlichen ungariſchen Hofkanzley eine eigene Commiſſion ernannt, jener Hauptunterſuchungs-Commiſſion beyzuſitzen.

Ungefähr vor einigen Monathen wurde wiederum eine große Anzahl mit einemmahle entdeckt, und vor einigen Wochen ward der Hauptmann und Profeſſor Billeck an der Cadeten-Schule in Wieneriſch-Neuſtadt gefänglich eingebracht. Man halt ihn für einen der erſten im Range der alles verheerenden Verbindung, und hat bey ihm ein förmliches Archiv gefunden. Dennoch zweifle ich daran, daß man ſchon zu Ende iſt mit der gemachten Entdeckung, denn jeden Tag beynahe finden ſich neue Verſchworne.

Von den Verhandlungen und den Fortſchritten der Unterſuchungs-Commiſſion kommt natürlich nichts an den Tag, bis man einmahl ſagen kann: Das vielköpfige Ungeheuer iſt nicht mehr! Uber vier Verbrecher iſt aber bereits das Urtheil geſprochen. Man hat es in den öffentlichen Blättern geleſen. Gilleffsky, der ſich ſelbſt erhenkte, war bey der Feldkriegskanzley angeſtellt: ſeine Verbrechen ſind ſehr groß. Er theilte den Feinden mit, was er erfahren konnte. Man wundere man ſich noch über manche Vorfälle und Ereigniſſe in dieſem Kriege!

Prandſtätter war eine Magiſtratsperſon und Beyſitzer bey dem Departement der gemeinſchaftlichen Mi-

litär- und Civilcommiſſion. Hackel der Beſitzer eines ſogenannten Glückshafens, und Jutz, Doktor der Rechte. (Geheime Geſchichte der Verſchwörung der Jacobiner in den öſterreichiſchen Staaten. London 1795, Octav.) *)

2.

Im Monath November **) wurde auf der hieſigen ***) Univerſität ein neuer Lehrſtuhl der italieniſchen Sprache und Literatur errichtet, wo der dazu beſtimmte außerordentliche Lehrer Sarchi aus Gradisca am 11. dieſes Monaths die Vorleſungen anfing. Um eben dieſe Zeit ward in Wien ein ſtaatsverrätheriſches Complott entdecket, welches aus verſchiedenen anſehnlichen Civil- und Militärperſonen beſtand, die nichts geringeres zur Abſicht hatten, als damahlig franzöſiſch-demokratiſche Grundſätze unter das Volk auszuſtreuen, daſſelbe zur Verbreitung aufrühreriſcher Schriften gegen ihren beſten Landesfürſten aufzuwiegeln, und eine Staatsrevolution zu bewirken. Einer dieſer Nichtswürdigen, Nahmens Gilleſsky, erdroſſelte ſich ſelbſt im Arreſte, um ſich der öffentlichen Schande zu entziehen, allein ſein entſeelter Körper wurde deſſen ungeachtet dem Geſetze gemäß, noch in dieſem 1794. Jahr, außer dem Stubenthore auf dem Glacis nächſt des Wienfluſſes an einen in die Erde gegrabenen Pfahl mit einer an der Bruſt hängenden Tafel mit der Aufſchrift: Staatsverräther, aufgehangen. Mit den übrigen ward die Unterſuchung durch eine von Sr. Majeſtät dem Kaiſer eigens hierzu ernannte gemiſchte Civil- und Militär-Commiſſion fortgeſetzet.

*) Anderes aus dieſer Schrift, die frühere Periode (unter Joſ. II.) betreffend, im 3. Bändchen des Buches: „Joſephiniſche Curioſa.“ (Wien 1848.)

) 1794. — *) Wiener

Am 8. Jänner dieſes 1795. Jahres ward der Staatsverräther Franz v. Hebenſtreit, Platz-Oberlieutenant in Wien, 46 Jahre alt, von Wien (!) gebürtig, wegen Ausſtreuung franzöſiſch-demokratiſcher Grundſätze, Anſteckung und Aufwiegelung des Volkes, Verfaſſung aufrühreriſcher Schriften, wegen Beleidigung Seiner Majeſtät ſelbſt, wegen anbefohlenem Aufruhr und Aufruf an das Volk, die Ruhe und Ordnung des Staates zu ſtören, wegen Verfaſſung eines aufrühreriſchen Volksliedes, wegen neu erfundener Streitmaſchinen, die er nach Frankreich und Pohlen befördert hatte, nebſt Confiſcirung ſeines Vermögens, ſeines Adels, ſeiner Charge ehrlos entſetzet und zum Strang verurtheilt; auf dem Glacis zwiſchen dem Schotten- und Burgthor an einen neu errichteten Galgen aufgehangen, mit einer an einer Kette abhangenden Tafel mit der Aufſchrift: Franz Hebenſtreit wegen Staats- und Landesverrätherey. Bald darnach ward der in der wieneriſch-Neuſtädter k. k. Militär-Cadetten-Academie angeſtellt geweſene Profeſſor und Hauptmann Billeck v. Billenberg wegen gleichmäßigen Verbrechens, jedoch mildernden Umſtänden, ſeines Adels und ſeiner Charge infam entſetzet, und nebſt Confiſcirung ſeines Vermögens zur 10jährigen Schanzarbeit in Eiſen verurtheilt.

Am 12. März hernach wurden drey Civilperſonen dieſes Complots, nähmlich der Titularregierungsrath Franz Gotthardi, der lemberger Polizeyobercommiſſär Franz Xaver v. Trell, und der gew. bürgerl. Handelsmann Johann Hackel *) wegen gleichmäßigen Verbrechens des

*) War auch Inhaber eines ſogenannten Glückshafens auf dem Graben, nächſt der Hirſchapotheke, eine hölzerne Bude, wie die Marktbüttin. Seine Frau war die Geliebte

Landesverraths öffentlich auf dem hohen Markte auf die Schandbühne geſtellet, der erſte des Regierungsraths-titels und ſeiner Penſion, der zweyte ſeines Dienſtes und Adels, und der dritte ſeines Vermögens verluſtig erklä-ret, und auf 30 Jahre zum ſchweren Gefängniß auf einer Feſtung verurtheilt. Die Confiscation des Vermö-gens haben aber Se. Majeſtät der Kaiſer nachher aus angeborner Milde in Gnaden nachzuſehen geruhet. Spä-terhin ſtanden noch drey andere Staatsverräther öffent-lich auf einer zwiſchen dem Schotten- und Burgthore am Glacis errichteten Schandbühne, wohin ſie durch die Po-lizeywache durch drey nach einander folgende Tage ge-führet wurden: hernach lieferte man ſie laut des Urtheils auf 30 Jahre in Feſtungen ab. Zwey andere Mitſchul-dige vom Militärſtande wurden ihrer Chargen entſetzet, der eine zur 10- der andere wegen mildernden Umſtänden zur 4jährigen Schanzarbeit in Eiſen abgegeben; einige min-derſchuldige Theilnehmer aber zur Zuchthaus- und Arreſt-ſtrafe verurtheilt. (Beuſau Geſchichte Wien's 5. Band).

3.

„Urtheil über den Martin Joſeph Prandſtätter und Heinrich Jeline.“

Wien, den 3. Auguſt 1795. 8 Seiten in Octav.

Martin Joſeph Prandſtätter, Magiſtratsrath, hatte,

---

des Dichters Blumauer; dieſer ſtarb bey ihr in ihrer Woh-nung in der Kärnthnerſtraße, beym eiſernen Mann. Frau Hackel war Inhaberinn des Badhauſes zur ſcharfen Ecke in der Leopoldſtadt. Der geniale Schauſpieler Heurteur, jetzt (1849) Inhaber dieſes Badehauſes iſt ihr Schwieger-ſohn. Anm. d. Herausg.

geleitet von Schwärmerey und Eigendünkel, schon vorhin bey mehreren Gelegenheiten, seine Vorliebe für das unselige Freyheitssystem laut zu erkennen gegeben; er wurde dieserwegen von derjenigen Stelle, welche auf die Ruhe und Sicherheit der Staatsbewohner zu wachen hat, und lieber Verbrechen zu hindern, als wirkliche Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern, liebevoll zu rechte gewiesen und für die Zukunft gewarnt; allein diese menschenfreundliche Behandlung blieb bey ihm ohne Wirkung, statt in die Schranken der Bescheidenheit zurückzutreten, und das Glück einer sanften Regierung zu erkennen, gesellte er sich vielmehr zu Menschen, welche beshafte Pläne zum Umsturze der gegenwärtigen Staatsverfassung entwarfen, zu dem Ende geheime Verbindungszeichen in Vorschlag brachten, aufrührerische Schriften verfaßten, und in Umlauf setzten, und selbst dem Feinde des Vaterlandes eine Kriegsmaschine in verrätherischer Absicht überschickten; er hatte von allen diesen bösen schändlichen Unternehmungen nicht allein volle Wissenschaft, sondern nahm durch Übersetzung und Verbreitung aufrührerischer Schriften auch werkthätig Theil daran.

So wie nun diese Theilnahme schon an und für sich strafenswürdig ist, so wird der Grad der Sträflichkeit noch dadurch erhöhet, daß derselbe in der Eigenschaft eines Magistratsrathes dem Bürger des Staats ein Beyspiel unverbrüchlicher Treue gegen Monarchen und Staat zu geben, und jede, selbst die entfernteste Gefahr, wodurch das Wohl vieler Tausende bedrohet wurde, der aufgestellten Obrigkeit anzuzeigen verpflichtet war.

Nachdem sich derselbe nun einer wirklichen Theilnahme an dem Verbrechen des Landesverrathes schuldig

gemacht hat, ſo iſt folgendes geſetzmäßiges Urtheil über ihn gefällt worden:

Derſelbe ſoll nach vorläufiger Entſetzung von ſeinem Amte, und Einziehung ſeines Vermögens, durch drey aufeinander folgende Tage, jedesmahl eine Stunde lang mit einer ihm vor der Bruſt hangenden, und ſein Verbrechen durch die Worte:

Theilnahme

am

Landesverrath

anzeigenden Tafel auf der Schaudbühne öffentlich ausgeſtellt, ſohin durch 30 Jahre zum langwierigen ſchwerſten Gefängniſſe zweyten Grades auf einer Feſtung angehalten, und demſelben dieſes Urtheil öffentlich angekündigt werden.

Heinrich Jeline, geweſener Privatlehrer, hatte ſchon durch längere Zeit einen vertrauten Umgang mit Leuten gepflegen, welche in Geheim auf den Umſturz der gegenwärtigen Staatsverfaſſung mit allen ihren Kräften arbeiteten; er war von allen ihren ſtaatswidrigen Geſinnungen und Handlungen vollkommen unterrichtet, machte hievon der Obrigkeit, wie es doch Pflicht von jedem fordert, nicht nur keine Anzeige, ſondern er verbreitete vielmehr ſelbſt, ſo viel an ihm lag, die verderblichſten Geſinnungen und Grundſätze, warb Anhänger für dieſelbe an, theilte ihnen die verabredeten Zeichen mit, woran ſich ähnlich Geſinnte erkennen könnten, vermehrte auf-

rührerische von andern verfaßte Schriften mit noch boshaftere Zusätze, entwarf einen Plan, wie das Bemühen der Obrigkeit, dem im Finstern schleichenden Laster auf die Spur zu kommen, zu vereiteln sey, und zeigte sich in allen seinen Reden und Handlungen als einen erhitzten Feind der guten Ordnung, der Gesetze und des Wohles seiner Mitbürger.

Nachdem diese seine Vergehen durch die gerichtliche Untersuchung in volles Licht gestellt worden sind, fiel der richterliche Spruch über diesen Staatsverbrecher dahin aus:

Heinrich Jeline soll nach vorläufiger Einziehung seines Vermögens durch drey aufeinander folgende Tage, jedesmahl eine Stunde lang, mit einer ihm vor der Brust hangenden, und sein Verbrechen durch die Worte:

Theilnehmer

am

Landesverrath

anzeigenden Tafel auf der Schaubühne öffentlich ausgestellt; sohin auf dreyßig Jahre zum langwierigen Gefängnisse zweyten Grades in eine Festung verschafft, dieses Urtheil aber demselben öffentlich angekündigt werden.

„Urtheil über den Landesverräther und Verführer Andreas Riedl."

Wien, den 22. Julius 1795. 8 Seiten in Octav.

Andreas Freyherr von Riedel hatte vorhin das Glück,

dem Monarchen selbst nahe zu seyn, er war Zeuge von dessen unausgesetztem Bemühen, seine ihm von Gott anvertrauten Völker durch Milde, Biederheit und Gesetze glücklich zu machen, wurde mit Gnaden und Wohlthaten überhäuft, und sogar in den Freyherrnstand erhoben — aber alles dieses vergaß der Undankbare — zu eben der Zeit, als er sich mit heuchlerischer Ehrfurcht dem Throne näherte, um Vertrauen zu erschleichen, schmiedete er meuchelmörderisch Plane, eben denselben zu untergraben: in eben dem Augenblicke, wo er die Vorzüge des Adelstandes genoß, und stolz auf andere herabsah, sann er unaufhörlich darauf, die Abstufungen der verschiedenen Stände zu zerrütten, alle Verhältnisse zu zerreissen, und die bürgerliche Ordnung, Ruhe und Sicherheit, die so süssen Früchte einer weisen und sanften Regierung, seinem Ehrgeitze und seiner boshaften Gemüthsart aufzuopfern; er ließ zu dem Ende kein Mittel unversucht, was nur immer in seiner Gewalt lag; mit schwarzer Tücke entwarf er wirklich einen Plan zum Umsturz des gegenwärtigen Staatssystemes, verfaßte und verbreitete Schriften, welche die Absicht hatten, schwache Gemüther irre zu führen, und boshafte Seelen zu gewaltsamen Auftritten vorzubereiten. Da er wohl einsah, daß ein einzelner Mensch zu so riesenmäßigen ungeheuren Schandthaten nicht zureichend sey, so suchte er Mitgehülfen des Lasters und fand sie; einige waren noch unbefangen, diese wußte er durch Schmeicheley und alle Verführungskünste für sich und seine Entwürfe zu gewinnen, und solchen nach und nach das Gift der Neuerung einzuimpfen; andere waren schon mit allen Fähigkeiten zu schwarzen Unternehmungen ausgerüstet und hielten schon den Dolch in der Hand, um ihm jeden ihrer

Mitbürger ins Herz zu ſtoſſen, die nicht dachten wie ſie, oder ſich nicht gutwillig ſeines Eigenthums begeben wollte: dieſe umfaßte er brüderlich, lachte ihren Grundſätzen und Vorarbeiten Beyfall zu, und eiferte ſie an, dem Revolutionsgeſchäfte ihre ganze Thätigkeit zu ſchenken. Damit er aber auch diejenigen unter ſeine Fahne vereinigen konnte, welche mit ähnlichen Geſinnungen vielleicht hie und da zerſtreut ſich befänden, brachte er gewiſſe Handzeichen in Vorſchlag, an welchen ſich die Mordgeſellen einander erkennen und auf den erſten Wink zuſammenrotten könnten. Auch hatte er Wiſſenſchaft von einer dem Feinde überſchickten Kriegsmaſchine, welche dazu erfunden war, um den Truppen ſeines Landesfürſten Abbruch zu thun.

Nach Maaße dieſer abſcheulichen, auf die Sicherheit des Thrones und das Glück aller guten Bürger ſo nahen Bezug habenden Verbrechen, hat die ſtrafende Gerechtigkeit folgendes geſetzmäßiges Urtheil am 22. Julius gegenwärtigen Jahres über ihn gefällt:

Derſelbe ſoll ſeines Adels entſetzt, durch drey aufeinander folgende Tage, jedesmahl eine Stunde lang mit einer ihm vor der Bruſt hangenden, die Aufſchrift:

Landesverräther

und

Verführer

enthaltenen Tafel auf der Schandbühne ausgeſtellt, ſohin durch ſechzig Jahre in dem langwierigſten ſchwerſten Gefängniſſe zweyten Grades auf einer Feſtung angehalten, der Penſion und des Vermögens verluſtig

erkennet, und demſelben dieſes Urtheil öffentlich angekündigt werden*).

4.

Neuere Anſichten und Nachrichten.

Diejenige Wendung der franzöſiſchen Revolution, welche man gewöhnlich die Schreckenszeit nennt, hatte in den meiſten Gemüthern außerhalb Frankreich den Enthuſiasmus für ſie ſehr abgekühlt, einige ſogar ganz umgeſtimmt, und nachdem ſie früher die neue Morgenröthe der Freyheit mit lautem Jubel begrüßt, wieder zu den hartnäckigſten Anhängern des Alten gemacht. In Öſterreich zählte ſie nie viele Anhänger; der Adel mußte ihr, einige wenige vereinzelte Glieder desſelben vielleicht ausgenommen, ſeiner Natur nach entgegen ſein; der Bürger war mit Erwerb und mit Genuß des Erworbenen beſchäftigt; der Bauer entweder ohne das Gefühl ſeiner Lage oder reſignirt, und

*) Auf ſechzig Jahre! Entſetzlich! Der Mann mochte damahls ſchon ſeine guten 40 gezählt haben. Wäre es erlaubt, bey ſolchem Anlaß zu ſcherzen, ſo könnte man (was bey einer ähnlichen Gelegenheit in unbegreiflicher Verlorenheit oder Naivetät wirklich geſchehen) ausrufen: „Ja, das hält der Mann gar nicht aus!“ — Der Sammler und Herausgeber dieſer Materialien ſah Riedeln, der von einer mächtigen Truppe Polizeyſoldaten umgeben war, über die hohe Brücke, die Schwertgaſſe vorüber escortiren. Das Volk ſagte, man führe den Delinquenten aus Grauſamkeit dieſe Gaſſe vorbey, in der er gewohnt habe, um ihn durch deren Anblick „noch extra“ zu ſtrafen. — Als Hackel und Prandſtätter auf der Schandbühne ſtanden, witzelte und verſetzte dasſelbe Volk: Mein lieber Hackel, das iſt ein Spektakel; mein lieber Prandſtätter, das iſt ein Wetter! —

wenn er auch trotzig war, unmächtig. Die keimenden Saaten Luthers waren von den Ferdinanden in Blut ertränkt, der widerſpänſtige Adel dezimirt, der aufrühreriſche Bürger der althergebrachten Freyheiten beraubt, in Feſſeln geſchlagen und den Jeſuiten zur Zucht überliefert worden. Seit den Tagen dieſer frommen Kaiſer verſank in Öſterreich Alles in dumpfe Erſtarrung an der nur manchmahl die Türken, dann Friedrich der Große, zuletzt Joſeph II. rüttelten — Joſeph der Zweyte, in deſſen Adern das Blut der Habsburger ganz umgeſchlagen und zum brauſenden Gährungsſtoffe der Aufklärung geworden war.

Unter die geringe Zahl derjenigen, welche in Öſterreich noch für das Ideal der Freyheit begeiſtert waren, gehörte Hebenſtreit. War er doch ein Böhme, ein Sohn jenes Landes, das am meiſten unter dem Drucke der privilegirten Stände litt, und ein Soldat dazu, ein täglicher Zeuge ariſtocratiſchen Übermuthes, brutaler Mißhandlungen, gegen Menſchen geübt, die zu willenloſen Werkzeugen jedweder Tyranney herabgewürdigt waren. Ihm ſelbſt gelang es freylich durch die angeſtrengteſte Thätigkeit, die weite Kluft zu überſpringen, die den Gemeinen vom Officiere trennte, aber was gewann er dadurch anders, als daß er die Rolle des Gepeinigten, mit der des Peinigers vertauſchte? Seine Compagnie war es geweſen, in die man unter Leopold den Bürgermeiſter einer kleinen böhmiſchen Stadt, einen wohlhabenden, rechtſchaffenen Mann, eingereiht hatte, der zur Strafe dafür, daß er an der wegen der Aufhebung der joſephiniſchen Steuerregulirung entſtandenen Unruhen Antheil genommen, als Gemeiner unter die Soldaten geſteckt war.

Aus ſeinen Überzeugungen machte Hebenſtreit kein

Geheimniß; wenigſtens äußerte er ſie ohne Scheu gegen diejenigen, welche er für ſeine Freunde hielt, oder denen er ähnliche zutraute. Im nähmlichen Sinne leitete er auch die Thätigkeit der Loge, ſo lange er ihr als Meiſter vom Stuhle vorſtand. Einen Umſturz, der in Öſterreich beſtehenden Verfaſſung, durch eine Revolution, wie die in Frankreich, oder durch noch gewaltſamere Mittel hielt er für unmöglich und wünſchte ihn auch nicht mehr, aber er hoffte von der Bewegung, welche die Welt ergriffen hatte, ſie werde der Mittelclaſſe zum Bewußtſeyn ihrer Macht und dadurch zum Siege verhelfen. Zu dieſem Reſultate ſollte auch die geheime Verbindung beytragen, die unter dem Nahmen der Reſurrectionſten im Jahre 1789 geſtiftet worden war und eifrige Anhänger des joſephiniſchen Regierungsſyſtemes unter ihren Mitgliedern zählte. Nach dem Tode dieſes Kaiſers trennte ſie ſich in zwey Abtheilungen, von denen ſich die eine bald mit den Freymaurern vereinigte, die andere aber, mit einem dirigirenden Comité an der Spitze, in dem ſich auch Hebenſtreit befand, den reactionären Maßregeln Leopolds und ſeines Nachfolgers Franz entgegenzuwirken ſuchte, freylich nur mit geringem Erfolge, da ſie beynahe darauf beſchränkt war, in den ihren Eingeweihten zugänglichen Kreiſen die Ideen zu verbreiten, welche eine Auferſtehung und Wiedergeburt der Völker herbeyführen ſollten.

An einem Auguſtabende des Jahres 1794 begab ſich Hebenſtreit von dem Gebäude, in dem ſich die Kanzley des Platzcommandos der Stadt Wien befand, bey dem er als Platzlieutenant fungirte, nach der Wohnung des Generals Grafen Harrach, dem er als Adjutant beygegeben war. Auf ſeinem Wege durch eine abgelegene Gaſſe,

in der Nähe des hohen Marktes, trat ein alter anständig gekleideter Mann auf ihn zu, reichte ihm mit geheimnißvoller Miene ein zusammengefaltetes Papier und flüsterte: »Lesen Sie schnell und folgen Sie mir.« In dem Aussehen des Mannes lag durchaus nichts Verdächtiges, auch schien er keiner jener verschämten Bettler zu seyn, die ihre Anliegen schriftlich anzubringen pflegen — und da er, während ihn Hebenstreit überrascht und ungewiß musterte, sein Begehren noch einmahl und dringend wiederholte, trat der Officier in den Thorweg eines der nächsten Häuser, entfaltete das Papier und las, was folgt:

»Ihnen und« — (hier war das Bundeszeichen der Loge angebracht) »droht nahe und große Gefahr. Folgen Sie dem Überbringer, wenn Sie das Nähere erfahren wollen.« Keine Zeile weiter, nichts, was andeuten konnte, von wem die Warnung herrühre. Nach kurzem Bedenken entschloß sich Hebenstreit zu dem, was man von ihm verlangte. Der Alte ging voraus, machte, wie es schien, absichtlich einige Umwege, und hielt endlich vor einem kleinen Pförtchen, das an der Hinterwand eines zu einem palastähnlichen Hause gehörenden Nebengebäudes angebracht war. Hebenstreits Führer schloß es, geleitete ihn noch über ein paar schmale Treppen und Gänge, und ließ ihn dann in ein Vorzimmer eintreten. Dort lud er ihn ein, ein paar Augenblicke zu warten, bis er den Damen, die ihn erwarteten, seine Ankunft gemeldet habe. Nach einigen Minuten erschien er wieder und öffnete die Flügelthüren eines kleinen Salons.

(Den Text unterbrechend, oder vielmehr zusammenziehend, führen wir bloß an, daß Hebenstreit eine Dame aus früherer sehr vorübergehender Bekanntschaft fand,

die ihm ein anderes Liebesverhältniß vergegenwärtigte, deſſen Heldinn ihn aufforderte, mit ihm zu fliehen und zwar auf der Stelle, ſonſt ſey er verloren; es ſeyen Actenſtücke entdeckt, die ihn und die Eingeweihten gefährlich compromittirten u. ſ. w. Hebenſtreit entſchließt ſich aber nicht dazu. Der Herr Verfaſſer fährt nun fort:)

Noch in der nähmlichen Nacht wurden Hebenſtreit und die vorzüglichſten Mitglieder der Loge, deren man habhaft werden konnte, nebſt einigen andern compromittirten Perſonen verhaftet und in das Polizeyhaus geführt. Da man nicht bloß die Abſicht hatte, dieſe angeblichen Jacobiner einzukerkern und unſchädlich zu machen, ſondern ſich das Verdienſt, große Gefahren abgewendet zu haben und dafür den Lohn zuzueignen gedachte und wohl wußte, daß beyde deſto größer ausfallen mußten, je größer die Gefahren erſchienen, ſo war es nothwendig, der Sache den Anſtrich der größten Wichtigkeit zu geben. Man zog daher einen myſtiſchen Schleier über das Ganze, um das Publikum glauben zu machen, es ſtäken große Dinge dahinter.

Für den kalten, unbefangenen Beobachter mußte es lächerlich ſeyn, alle die Anſtalten zu ſehen, welche getroffen wurden, einem Übel vorzubeugen, das nicht einmahl als wirklich in dem Gehirne derjenigen Leute exiſtirte, die den guten Kaiſer damit zu ſchrecken ſuchten. Es konnten einem Don Quixote's Windmühlen einfallen, nur mit dem Unterſchiede, daß der arme, irrende Ritter die Rieſen, Cobolde und Zauberer, mit denen er zu kämpfen glaubte, doch in ſeiner Einbildung ſah, Thugut, Graf Pergen und Saurau aber die innere Überzeugung

hatten, daß Alles — ein paar Scenen ausgenommen — nur eine von ihnen ſelbſt componirte Tragicomödie war.

Das Militär erhielt Befehl, alle Poſten, welche vorher, wegen der ſchwachen Beſatzung unbeſetzt waren, ſogleich wieder zu beziehen. Die Stadtthore wurden, was vielleicht ſeit einem Jahrhunderte nicht mehr der Fall war, ausgebeſſert, und zum Verſchließen eingerichtet; mit einem Worte, man betrug ſich ſo, als wenn eine feindliche Armee vor den Thoren ſtände, oder hunderttauſend Aufrührer wirklich ſchon im Anmarſche gegen die Stadt wären.

Die guten Wiener ſahen einander erſtaunt an. Jeder fragte, was wohl dies alles zu bedeuten habe, und keiner wußte dieſe Frage zu beantworten. Endlich brachten nach einigen Tagen Emiſſare der geheimen Polizey das Gerücht in's Publicum, die eingezogenen Verbrecher wären lauter Jacobiner, welche eine Revolution hätten veranlaſſen wollen, die ſchon auf dem Puncte ſtand, auszubrechen, wenn nicht die Vorſehung, welche über ihre Geſalbten wacht (in Frankreich fand ſie dies nicht für gut), den Grafen Pergen und Saurau (ob durch einen Engel oder im Traume, wurde nicht hinzugefügt) die Verſchwörung noch zeitig genug entdeckt haben würde.

Dies erſte Gerücht gab Stoff zu allerley Bemerkungen, und ſollte zugleich der Probierſtein ſeyn, um zu erfahren, wie das Publicum das Gaukelſpiel aufzunehmen geneigt ſey. Nun wollte Dieſer und Jener gefährliche Geſinnungen bey Dieſem und Jenem entdeckt haben. Man erinnerte ſich an Einige, die ſich über den franzöſiſchen Krieg frey geäußert, und der große Haufe zweifelte nicht mehr, daß alle Eingezogenen Erzjacobiner ſeyen. Da die Polizey die Bereitwilligkeit ſah, mit der man

dem zuerſt ausgeſtreuten Gerüchte glaubte, ſo mußten andere Agenten die Sagen verbreiten, die Jacobiner hätten die Schlagbrücke durch in die Pfoſten eingelaſſenes Pulver in die Luft ſprengen wollen, um die Verbindung der Leopoldſtadt mit der Stadt zu hemmen; das Holz auf den Holzſtätten hätte an verſchiedenen Orten zugleich angezündet werden und bey der daraus entſtehenden Verwirrung die Revolution unter dem Geſchrey: „es lebe die Freyheit!“ ausbrechen, die kaiſerliche Familie ermordet, der Adel und die begüterten Bürger, welche ariſtocratiſch geſinnt wären, ausgeplündert werden ſollen. Die guten Wiener kreuzten ſich vor all' den Gräuelthaten; indeſſen ſchien es Einigen doch etwas unbegreiflich, wie und durch wen dieſe Revolution eigentlich zu Stande gebracht werden ſollen, da ſie ſelbſt bisher nicht das Geringſte davon gehört hatten, auch von Niemanden auch nur auf die entfernteſte Weiſe aufgefordert worden waren, dazu auf irgend eine Art mitzuwirken, während doch, wie ſie glaubten, ohne Beyhülfe des größten Theils der Einwohner ein ſo großes Werk auszuführen unmöglich war.

Der vernünftigere Theil des Publicums, freylich der kleinſte, zweifelte an der Wahrheit aller der ausgeſtreuten Gerüchte und durchſchaute das Gewebe, allein es war gefährlich, davon zu ſprechen, und jeder ſchwieg. Indeſſen verfolgte die politiſche Inquiſition ihre Wege. Es war nicht rathſam, bey den wenigen Schlachtopfern, welche in den erſten Tagen eingekerkert wurden, ſtehen zu bleiben. Man begriff ſehr wohl, daß das Publicum, wenn es ſich von der Überraſchung, in die es durch die plötzliche Nachricht von einer ſo nahe bevorſtehenden Revolution verſetzt worden war, erholt hätte, anfangen würde, mit kälterem

Blute darüber nachzudenken, daß es dann bey reiferer Erwägung aller Umſtände leicht zu der Einſicht gelangen könne, es ſey ja unmöglich, daß dieſe wenigen Menſchen, die man des Verbrechens beſchuldigte, eine ſo große Umwälzung hätten in's Werk ſetzen ſollen, und daß endlich aus dieſer Einſicht leicht gefährliche Folgen für die Urheber der als grundlos erkannten Gerüchte entſtehen könnten. Um alſo wahrſcheinlich zu machen, daß eine Verſchwörung von großer Ausdehnung und bedeutender Wichtigkeit exiſtirt habe, wurden in Ungarn, Galizien, Steyermark, Kärnthen und Krain eine Menge Leute, welche durch freye Reden den Argwohn gegen ſich erregt hatten, daß ſie revolutionäre Grundſätze hegten, eingezogen, und im Publicum vorgegeben, daß ſie mit den zu Wien verhafteten Jacobinern in genauer Verbindung geſtanden, und von ihnen beauftragt geweſen ſeyen, in ihren Provinzen das Feuer des Aufruhrs anzufachen. In Wien ſelbſt wurden noch weitere Verhaftungen vorgenommen, und dadurch ſo viel Schrecken verbreitet, daß viele wohlgeſinnte Männer, welche ſich bewußt waren, über verſchiedene politiſche und religiöſe Gegenſtände der Regierung nicht zu Dank geſprochen zu haben, fürchteten, es ſtehe ihnen ein gleiches Schickſal bevor.

Während man im Publicum noch nicht recht darüber einig werden konnte, was denn all' die Verhafteten wirklich verbrochen, wie ſie die Verbrechen, deren man ſie beſchuldigte, hätten ausführen wollen, welche Strafe ihnen zuerkannt werden würde, und über mehres dergleichen, wurden die Unterſuchungen gegen die angebliche Verſchwörung eingeleitet. Es iſt möglich, daß die Pläne Einiger derſelben weiter gingen, als blos auf eine

allmählige, auf friedlichem Wege zu bewirkende Umgestaltung des politischen Zuſtandes der öſterreichiſchen Monarchie, auf welche die Thätigkeit Hedenſtreits und ſeiner Lage gerichtet war; allein die Weiſe, in der Unterſuchung gegen ſie geführt wurde, das geheimnißvolle Dunkel, in welches man den ganzen Verlauf derſelben zu hüllen bemüht war, läßt eher vermuthen, daß ſie den verborgenen Abſichten der geheimen Polizey, d. h. der Staatsmänner, unter deren Leitung dieſe ſtand, zum Opfer fielen. Iſt dieſes ſo wahr, als es wahrſcheinlich iſt, ſo kann man nicht ohne Abſcheu an das Daſeyn und das Wirken dieſer politiſchen Inquiſition denken, die mit kaltem Blute mehr als dreyßig Menſchen vernichtete, um den Kaiſer zu überreden, daß die unumſchränkte, tyranniſche Macht, welche ſie im ganzen Umfange der öſterreichiſchen Monarchie ausübte, für die Sicherheit ſeines Thrones nothwendig ſey — und an die Vorgeſetzten dieſer ſcheußlichen Anſtalt, welche ſich aus der Erhaltung der Ruhe, die man dem Anſcheine nach ihnen zu danken hatte, ein Verdienſt machten, das ihnen den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen des Reiches bahnte.

Graf Saurau hat ſich durch ſein Betragen in dieſer Angelegenheit geſchändet. Wenige Tage, bevor der Magiſtratsrath Prandſtätter eingezogen wurde, verſicherte ihn der Graf, er habe nichts zu fürchten. Unmöglich konnte Saurau damahls noch nicht gewußt haben, daß Prandſtätter einer der Compromittirten ſey, da ja damahls ſchon die ganze angebliche Verſchwörung entdeckt, alle Theilnehmer ſchon verrathen waren. Entweder wollte er ihn nur ſicher machen, damit er nicht entweiche und bediente ſich einer Unwahrheit gegen einen Verbrecher,

den er ja kraft ſeiner Pflicht hätte alſogleich feſthalten ſollen, und vermöge ſeiner Gewalt als Vice-Präſident der oberſten Polizeybehörde auch hätte feſthalten können; oder es war bey ihm noch nicht entſchieden, ob er ſeinen Schulcameraden, ſeinen Jugendfreund, ſeinen Bruder als Freymaurer, auch ſeinen Abſichten aufopfern ſollte.

Der ſtrengſte Richter, wenn er auch unerbittlich gegen das Verbrechen iſt, empfindet doch, iſt ſein Herz nur ein wenig menſchlich, Mitleiden für den Verbrecher, um ſo mehr noch für deſſen ſchuldloſe Angehörige. Graf Saurau kannte dieſes Gefühl nicht. Als die Gattinn eines der Gefangenen zu ihm kam, ihn bath, ihren Mann frey zu laſſen, und hinzufugte: »Wenn Euer Excellenz meinen Gatten auch noch ein Jahr ſitzen laſſen, ſo wird man ihm doch nichts beweiſen können; denn ich bin überzeugt, daß er unſchuldig iſt,« — erwiederte Graf Saurau, anſtatt die Unglückliche zu tröſten, ſie zu verſichern, daß es ihn freuen wurde, ihren Mann unſchuldig zu wiſſen, in beiſſendem Tone: »Wenn Sie von der Unſchuld ihres Mannes gar ſo ſehr überzeugt ſind, warum kommen Sie dann zu mir?« Auch ließ er die arme Frau, welche Kummer und ſchlafloſe Nächte entkräftet hatten, beſtändig vor ſich ſtehen, da man doch in Wien einem Weibe, das nicht zu der gemeinſten Claſſe gehört, ſtets einen Stuhl anzubiethen pflegt.

Den meiſten der als Jacobiner Eingekerkerten und Verurtheilten, konnten höchſtens allzufreye, unbedachtſame Reden zur Laſt gelegt werden. Und wer wird zweyfeln, daß man ſie ein ſo geringes Vergehen ſo ſtrenge büßen ließ, wenn er erfährt, daß ein würdiger Mann, der dem Staate durch mehr als dreyßig Jahre die weſent-

lichsten Dienste geleistet und die Achtung Maria Theresias, Josephs und Leopolds besessen hatte, der stets ruhigen, stillen und so furchtsamen Characters war, daß er sich nicht einmahl getraute in seinem Hause eine Hauptveränderung vorzunehmen, daß dieser Mann bloß deswegen, weil er ein gegen die Machthaber gerichtetes, in einem comischen Style abgefaßtes Lied, welches in einem fröhlichen Cirkel bey Tische abgesungen wurde, angehört, über ein halbes Jahr im Gefängnisse schmachten mußte, dann seines Amtes entsetzt und aus den österreichischen Staaten verbannt wurde? Wer wird noch zweifeln, wenn er erfährt, daß dieses nähmliche Lied seinen Verfasser zum Galgen führte, ohne daß irgend ein damahls rechtskräftiges Gesetz eine solche Strafe für ein solches Vergehen festsetzte?

So fielen also die Unglücklichen als Opfer einer despotischen und grausamen Oligarchie, oder vielmehr einer ehrgeizigen gewissenlosen Coterie, welche die Leiter auf der sie zum Gipfel der Macht emporklimmen wollte, auf Leichname stützte, damit sie nicht wanke. Und der Monarch, unter dem dieses politische Auto - da - fé statt fand, war der gutmüthige Franz — was konnte mehr geschehen, wenn er ein Tyrann gewesen wäre? — (Die Jacobiner in Wien; Zürich 1842, und zwei spätere Auflagen. Der betreffende Artikel hier auszugsweise. Verfasser der gediegene Gelehrte und Schriftsteller, Prof. Pieritz.)

Die Grauel der Revolution erregten im Volke den tiefsten Abscheu. Je länger sie währten, je gefährlicher sie wurden, desto gesteigerter zeigte sich der Haß und die Erbitterung gegen die Jacobiner. Man war nicht

ohne Beſorgniß, daß das democratiſche Princip gleich einer anſteckenden Krankheit ſich dem Volke mittheile; allein dieſes bewies eine Moralität der Geſinnung, welche alle Beſorgniß grundlos machte. Um ſo überraſchender war die 1794 in Wien und Ungarn gemachte Entdeckung einer Verſchwörung zum Umſturze der beſtehenden Ordnung. Einige politiſche Fanatiker, die mit den Jacobinern in Paris im Bunde ſtanden, hatten ſich vorgeſetzt, Wien zu revoltiren, das Rathhaus in Brand zu ſtecken, die großen Holzmaſſen auf den Legſtätten anzuzünden, der Waffendepots ſich zu bemächtigen, u. ſ. w. Dieſer tollkühne Anſchlag erſcheint um ſo unſinniger, als die Meuterer das ganze Volk gegen ſich hatten. Dieſes war bey der Kunde von einem hochverrätheriſchen Unternehmen völlig verblüfft, und konnte ihm Anfangs kaum einen Glauben beymeſſen*). Die franzöſiſchen Neuerungen widerſtrebten zu ſehr dem deutſchen Character und der loyalen Sinnesart der Öſterreicher, um einen Anklang zu finden: doch darf nicht überſehen werden, daß kein Stoff zur Unzufriedenheit vorhanden war. — (Matth. Koch: Wien und die Wiener. Carlsr. 1844).

*) Es hat ſich die Sage erhalten, daß einer jener Raſenden, welcher im Complott mit den Verſchwornen ſtand, den Kaiſer Franz ſich eine Audienz in der Abſicht erbath, ihn zu ermorden. Im Verhör ſoll er geſtanden haben, daß die ausnehmende Güte und das ſichtliche Wohlwollen, womit der Kaiſer ihn empfing und ſich mit ihm unterredete, auf ſein Gemüth einen dergeſtalt erſchütternden Eindruck gemacht habe, daß er dadurch die Kraft gebrochen fühlte, ſein Vorhaben auszuführen. (Anmerk. des Herrn Koch).

III.

Urſprung und Sachverhalt des Volksliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiſer!“

Es iſt zwar allerdings bekannt und feſt angenommen, daß der Text dieſer weltberuhmten (ſelbſt über das **God save the king** geſtellten) feyerlich gemüthherhebenden Volkshymne den vaterländiſchen lyriſchen Dichter Haſchka zum Verfaſſer habe. Daß jedoch der Autor der muſicaliſchen Compoſition unſer großer unſterblicher Joſ. Haydn ſey, iſt ſeit mehreren Jahren gewiſſer Maßen in Frage geſtellt worden; man nannte nähmlich N. Zingarelli als den Urheber, nachdem, beyläufig bemerkt, dieſes Lied von vielen berühmten Componiſten Variationen erlebt hatte. Obwohl es nun jenem Zweifel durchaus an Haltbarkeit gebrach, ſo entſchloß ſich Herr Ant. Schmid (Cuſtos der k. k. Hofbibliothek) ein Mann, der unter den wenigen wahrhaft gelehrten Kennern der muſicaliſchen Literatur würdig prangt, gleichwohl, den Gegenſtand einer genauern Prüfung zu unterwerfen; ſowohl im Intereſſe der Kunſt, als aus patriotiſchem Antriebe, unſerm ruhmgekrönten Tonfürſten das Verdienſt auch dieſer Leiſtung für immer ſicher zu ſtellen. Die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen legte Herr Schmid zuerſt in der Wiener allgemeinen Muſikzeitung nieder; bald darauf aber nahm er dieſelben wieder vor, vervollſtändigte und erweiterte ſie, und trat 1847 in einer eigenen

Schrift damit auf, welche den Titel hat: „Joseph Haydn und Niccolò Zingarelli. Beweisführung, daß Joseph Haydn der Tonsetzer des allgemein beliebten österreichischen Volks- und Festgesanges sey. Nebst acht andern ausländischen Volks- und Festgesängen mit neun Musikbeylagen.“ *). — Durch dieses hochschätzbare Werk, welches sich den frühern gediegenen Arbeiten des Verfassers ebenbürtig anschließt, erhält man auch authentisch die interessante Kunde von der eigentlichen Veranlassung zur Entstehung der betreffenden Hymne, welche in der Biographie des Kaisers Franz ein so merkwürdiges Moment bildet. Nachfolgend werde nur ein Auszug jener verdienstvollen Arbeit Herrn Schmids gebothen.

„Hat denn aber der herrliche Vater Haydn wirklich die kräftige, feyerliche Hymne zu Ehren seines geliebten Kaisers erfunden, oder wird sie ihm nur zugeschrieben, wie einem Händel das „God save the king!“ — Nennen nicht die Italiener als den Tonsetzer dieser köstlichen Melodie ihren Niccolò Zingarelli, und brachten sie nicht zur Bestätigung ihres Ausspruches Belege

*) Diese 8 Gesänge sind: Der Judas Maccabäus-Chor von Händel; der harmenische Grobschmied, von demselben; God save the king; Rule Britannia; Vive Henry quatre; das Marlborough-Lied; das sicilianische Schiffergebeth und der russische Nationalgesang von Lvoff. — Das Buch ist auf das Eleganteste ausgestattet, ein Verlagsartikel des k. k. Hofbuchhändlers Herrn Peter Rohrmann, welcher seinen vorherrschenden edlen Sinn für vaterländische Stoffe auch hier würdig bethätigt hat.

ben? — Sonderbar, daß es dieſem Liede eben ſo leicht ergehen könnte, wie den meiſten und berühmteſten Volksweiſen, daß der Name ſeines Tonſetzers mit einem andern ſchon jetzt verwechſelt wird! — Ein ſolches Verfahren iſt uns aber nichts weniger als gleichgültig: denn zu ſehr lieben wir das alte »suum cuique,« und insbeſondere ſuchen wir unſerem guten, echt deutſchen Joſeph Haydn zu bewahren, was er ſo recht eigentlich für ſein deutſches Volk geſungen hat.«

So beginnt Carl Ferdinand Becker*) ſeinen dreizehnten Wink für allerlei Leſer.

Schon der Artikel »Zingarelli« in Dr. Guſtav Schilling's Univerſal-Lexicon der Tonkunſt läßt es noch unentſchieden, ob die Muſik zu unſerer Volkshymne von Joſeph Haydn ſey, oder nicht. Die darauf bezügliche Stelle lautet ſo:

»Die Italiener ſchreiben Zingarelli die öſterreichiſche Volkhymne: »Gott erhalte den Kaiſer« zu, welche ihm Wiener Blätter jedoch ſtreitig machen, und Haydn's Recht auf dieſes Tonſtück vertreten. Es entſpann ſich darüber eine weitläufige Polemik (?) zwiſchen dem Mailänder »Cosmorama centrale« und der Wiener Zeitſchrift »der Wanderer;« und jenes ließ einmal folgendes Titelblatt abdrucken: »Gott erhalte Franz den Kaiſer! Dio salvi l'Imperatore Francesco! Inno patriotico degli Austriaci, trasportato in lingua italiana da Giuseppe de Carpani, nobile Milanese, P. A. e posto in Musica dal Sigr. Nicolò

*) Siehe die Leipziger allgem. muſikal. Zeitung vom Jahre 1842 Nr. 24.

Zingarelli. A Vienna, presso Artaria e Comp.“ — und bemerkte dazu: »Nach dieſem authentiſchen Actenſtücke, welches wir zu unſerer Rechtfertigung in den Händen haben, fügen wir nur noch hinzu, daß dieſe Hymne für Sopran, Alt, Tenor und Baß mit Begleitung von zwey Flöten, zwey Violinen, zwey Hörnern, Viola und Baß componirt wurde.“ — Gerber gibt das Jahr 1798 als das Jahr der Entſtehung der Hymne an. — Das Mailänder Cosmorama hätte beſſer gethan, wenn es wenigſtens die Melodie jener Compoſition nach ihrem Titelblatte hätte abdrucken laſſen, um zu beweiſen, daß die Melodie von Zingarelli auch dieſelbe ſey, welche der Öſterreicher als ſeine liebſte Nationalmelodie ſingt.“

So weit das Schilling'ſche Lexicon. Da es ſich nun hier um den Beweis handelt, welche und weſſen Singweiſe ſeit ihrem Entſtehen in der geſammten öſterreichiſchen Monarchie noch bis auf den heutigen Tag abgeſungen wurde; ferner wann und wie dieſe Weiſe entſtanden ſey: ſo erlauben wir uns den vorangeſchickten Artikel durch folgende Bemerkungen und Angaben zu berichtigen, und dadurch unumſtößlich zu beweiſen, daß der allbekannte und allgemein beliebte öſterreichiſche Volks- und Feſtgeſang im Jahre 1797 nur für unſeren Haydn in deutſcher Sprache gedichtet, und einem hohen Auftrage zufolge, auch nur von dieſem zuerſt in Muſik geſetzt worden, und derſelbe Geſang ſey, welcher noch heut zu Tage im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate geſungen wird.

Die in den Nummern 24 und 33 des Mailänder »Cosmorama teatrale“ (einer Beilage zum »Cosmorama

pittorico") vom Jahre 1837, und in der Nummer 182 der Wiener Zeitschrift: „Der Wanderer" von demselben Jahre verhandelte Angelegenheit war nichts weniger als eine weitläufige Polemik. Der Hergang der Sache war so: Die Nummer 24 des italienischen Blattes lieferte nähmlich eine lebensbeschreibende Skizze des kurz vorher verstorbenen Tonsetzers Nicolò Zingarelli, und führte unter den Werken dieses Künstlers auch den Tonsatz des österreichischen Volksliedes auf. Die Nummer 128 des „Wanderers" gibt eine deutsche Übersetzung dieses Artikels mit der beigefügten Anmerkung, daß das „Cosmorama" im Puncte des österreichischen Volksliedes im Irrthume sey. Darauf schrieb nun das italienische Blatt in der Nummer 33 eine kurze Entgegnung, in welcher der bereits oben angeführte vollständige Titel der Zingarelli'schen Composition, als vermeintlich authentischer Beweis, geliefert wurde.

Somit war die Sache abgethan; denn es hatte sich, nach geschehener Einsicht eines Abdruckes des bei Artaria und Comp. erschienenen Werkes hinlänglich herausgestellt, daß Zingarelli das österreichische Nationallied ebenfalls, jedoch nicht vor Haydn, und auch nicht im hohen Auftrage, sondern entweder aus eigenem Antriebe, oder um den Bitten einiger Landsleute zu genügen, bloß auf die von G. Carpani verfertigte italienische Uberſetzung in Musik gesetzt hatte, und daß diese Musik eine von der Haydn'schen in Werth und Wesen himmelweit verschiedene sey. Artaria hatte ja schon ein Jahr früher die wahre und eigentliche, von Joseph Hayda auf hohen Befehl gesetzte Weise veröffentlicht.

Um aber dieſe Angaben gänzlich außer allen Zweifel zu ſetzen, theilen wir, nebſt der lieblichen Haydn'ſchen Weiſe, auch die Zingarelli'ſche, welche das »Cosmorama« ſeinem Aufſatze beizudrucken vergaß, an dieſem Orte unter der Nummer I. c. unſerer Muſikbeilagen mit, und man wird ſchon beim erſten Blicke ſich geſtehen müſſen, daß Zingarelli's Tonſatz eben nicht zu jenen Lorbeerblättern gehöre, aus welchen der Kranz ſeines Ruhmes geflochten wurde, da der Tonſetzer in derſelben nicht nur den Sinn der Dichtung, ſondern auch den Volkston gänzlich verfehlt hat.

Was aber die Veranlaſſung des herrlichen Haydn'ſchen Liedes betrifft, ſo können wir folgende glaubwürdige Umſtände, welche mehrere der vorzüglichſten, in Wien theils ſchon verſtorbenen, theils noch lebenden, jener Zeit gebildeten Tonſetzer uns angedeutet haben, unſern Leſern vorführen.

Der Freiherr von Swieten nahm dieſerwegen mit Sr. Excellenz dem damaligen k. k. niederöſterr. Regierungspräſidenten, Herrn Franz Grafen von Saurau, dem hohen Gönner des erwähnten Aufgebothes, ſchleunige Rückſprache; und ſo trat denn ein Geſang ins Leben, welcher ſowohl, als Haydn's größere Kunſtſchöpfungen, ſich die Krone der Unſterblichkeit erworben hat.

Thatſächlich iſt es, daß dieſer hochſinnige Herr Graf den günſtigen Zeitpunkt zur Einführung eines Volksgeſanges benützte, und ſo den ſchönen Gedanken in das Leben rief, welcher noch lange nach uns Kenner und Laien des In- und Auslandes entzücken wird.

Er ertheilte ſogleich dem Dichter Lorenz Leopold Haſchka den Auftrag, die Dichtung zu entwerfen, und

erſuchte dann unſern Haydn, dieſelbe in Muſik zu ſetzen *).

Im Jänner des Jahres 1797 war die Doppelaufgabe gelöſt, und das erſte öffentliche Absingen des Liedes für das Geburtsfeſt des Monarchen angeordnet.

Am 28. Jänner erhielt die Wort- und Tondichtung von des Herrn Grafen von Saurau eigener Hand das Imprimatur, und Haydn mußte ſie ſo ſchnell wie möglich dem Drucke übergeben, damit noch vor dem Herannahen des allerhöchſten Geburtsfeſtes eine hinlängliche Anzahl von Abdrücken in alle Provinzen des Reiches verſendet werden konnte.

Die ganze Angelegenheit wurde indeß ſo geheim gehalten, daß der Kaiſer davon nicht das Mindeſte erfuhr, und im Schauſpielhauſe mit dem Geſange auf das Angenehmſte überraſcht wurde.

Haydn empfing für ſeine Bemühung nicht nur ein anſehnliches Geſchenk, ſondern auch das Bildniß des Kaiſers zur Belohnung, wofür er in folgenden einfachen Zeilen dem Herrn Grafen von Saurau ſeinen Dank abſtattete:

„Excellenz!

Eine ſolche Überraſchung und ſo viele Gnade, beſonders über das Bild meines guten Monarchen, habe ich in

*) Lorenz Leopold Haſchka, geb. zu Wien den 1. Sept. 1749, ſtarb daſelbſt am 3. Auguſt 1827, als in den Ruheſtand verſetzter Profeſſor der Aeſthetik an der Thereſianiſchen Ritter-Akademie, und als Cuſtos der k. k. Univerſitäts-Bibliothek. In dem Göttinger Muſen-Almanache der Jahre 1784 bis 1788 finden ſich viele ſeiner Gedichte vor.

Betracht meines kleinen Talents noch nie erlebt. Ich danke Euer Excellenz vom Herzen, und bin erbietig, in allen Fällen Euer Excellenz zu dienen.

Bis 11 Uhr werde ich den Abdruck überbringen.

Euer Excellenz

unterthänigster gehorsamster Diener.

Joseph Haydn m. p.

Nebst dem obigen Zeitungsartikel und dem so eben angeführten eigenhändigen Schreiben des Tonsetzers bewahrt die k. k. Hofbibliothek in Wien durch die Munificenz Sr. Excellenz des jetzigen k. k. Oberstkämmerers, Herrn Moritz Grafen von Dietrichstein, dieses erhabenen Kenners und Beförderers alles Guten und Schönen, noch folgende Hauptbeweise für Haydn's Urheberschaft des österreichischen Volksliedes, und zwar sämmtlich in des Tonsetzers eigener Handschrift, als:

1) den ersten, nur an zwey Stellen von Nr. I. b. der Beylagen abweichenden Entwurf der Singweise. Auf einer der untersten Zeilen findet man jedoch die Verbesserung des Mittelsatzes flüchtig angedeutet. Der Musik sind alle vier Textstrophen unterlegt.

2) Dasselbe Volkslied für Gesang mit Clavierbegleitung und unterlegter erster Strophe.

3) Dasselbe, in reinerer Abschrift, mit dem bereits erwähnten, auf der Kehrseite befindlichen, vom Herrn Grafen von Saurau unterfertigten Imprimatur vom 28. Jänner 1797. Auf diesem Blatte ist Haydn's Nahme der Musik unterschrieben.

4) Dasselbe Lied, für das ganze Orchester in Partitur gesetzt, ebenfalls mit der Jahreszahl 1797 und des Tonsetzers Nahmen versehen; und

5) die vier bekannten, wunderherrlichen, für das Streichquartett gesetzten Veränderungen über dieses Volkslied, ebenfalls in Partitur.

Noch darf als Hauptbeweis für die Autorschaft des Haydn'schen Gesanges dasjenige nicht vergessen werden, was Iffland in seinem Theater-Almanache sorgfältig aufbewahrt, und Hr. Becker in seinen Aufsatz aufgenommen hat. Dieser berühmte Mime besuchte nähmlich, in Begleitung des Theaterdirectors Schmid, am 7. Sept. 1808 den, vom Alter schwer niedergebeugten Tonsetzer: und ausführlich gibt Iffland in dem genannten Almanache, Seite 181—207, eine Beschreibung dieses glücklichen Zusammentreffens.

Als Iffland und Schmid endlich Miene machten, den Besuch zu enden, rief Haydn: »Ich sollte Ihnen doch etwas vorspielen! Wollen Sie etwas von mir hören?« — War es zwar der lebhafteste Wunsch der Besuchenden, so wagten sie ihn doch nicht auszusprechen. Haydn sah sich nach dem Instrumente um, stand auf, und reichte dem Bedienten den Arm. »Ich kann freylich wenig mehr. Sie sollen eine Composition hören, die ich gesetzt habe, als eben die französische Armee auf Wien vordrang. Das Lied heißt: »Gott erhalte Franz den Kaiser!« Er spielte hierauf die Melodie ganz durch, und zwar mit unerklärbarem Ausdruck und inniger Haltung. Nach Endigung des Liedes blieb er noch einige Augenblicke vor dem Instrumente, legte beide Hände darauf, und sagte mit dem Tone eines ehrwürdigen Pa-

triarchen: »Ich ſpiele dieſes Lied an jedem Morgen, und oft habe ich Troſt und Erhebung daraus genommen in den Tagen der Unruhe. — Ich kann auch nicht anders, ich muß es alle Tage einmahl ſpielen. — Mir iſt herzlich wohl, wenn ich es ſpiele, und noch eine Weile nachher.« — Und dieſes Lied, was dem großen Meiſter höher ſtand, als alle ſeine Werke (ſchließt Hr. Becker ſeinen kleinen, theilnehmenden Aufſatz), ſollte nicht von ihm ſein! — Er, der Gedankenreiche, ſollte fremdes Gut ſein Eigenthum nennen? —

Joſeph Haydn bleibt daher für immer der Schöpfer des unſterblichen Liedes, das wir kennen, und ihm danke es nicht allein Öſterreich, ſondern ganz Deutſchland. Es iſt ein eigentlicher, wahrhafter National- und Volksgeſang, wie wir keinen zweyten unſer Eigenthum nennen.« —

Der erſte Wiener-Druck der Haydn'ſchen Melodie beſteht aus zwey Blättern in kleinem Querquart. Auf der Titelſeite lieſt man oben: »Gott erhalte den Kaiſer!« Gegen die Mitte links: »Verfaſſet [von] Lorenz Leopold Haſchka.« Rechts: »In Muſik geſetzt [von] Joſeph Haydn.« Unten in der Mitte: »Zum erſten Mahle [abgeſungen] den 12. Februar 1797.«

Die k. k. Hofbibliothek beſitzt den urſprünglichen Entwurf des Haydn'ſchen Nationalliedes, ſammt allen andern angeführten Autographen, wie ſchon erwähnt wurde, durch die Großmuth Sr. Excellenz des hochgeſinnten und allverehrten Herrn Moritz Grafen von Dietrichſtein, ihres frühern Präfecten und nunmehrigen k. k. Oberſtkämmerers, welcher dieſelben von dem hohen Veranlaſſer des Volksliedes ſelbſt empfangen hat, bereits ſeit

achtzehn Jahren, und weiß dieſelben eben ſo lang' als heilige Denkmähler des erhabenen Spenders, und als einen Ehrfurcht gebietenden und hiſtoriſch-merkwürdigen Nachlaß des großen Tonſetzers hoch zu ſchätzen und frommen Sinnes zu bewahren.

Haſchka's Text iſt dieſer:

Gott erhalte Franz den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz,
Hoch als Herrſcher, hoch als Weiſer,
Steht er in des Ruhmes Glanz;
ſiehe windet Lorbeerreiſer
Ihm zum ewig grünen Kranz,
Gott erhalte Franz den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!

Über blühende Gefilde
Reicht ſein Scepter weit und breit;
Säulen ſeines Throns ſind Milde,
Biederſinn und Redlichkeit,
Und von ſeinem Wappenſchilde
Strahlet die Gerechtigkeit
Gott erhalte unſern Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!

Sich mit Tugenden zu ſchmücken,
Achtet er der Sorgen werth,
Nicht um Völker zu erdrücken
Flammt in ſeiner Hand das Schwert:
Sie zu ſegnen, zu beglücken,
Iſt der Preis, den er begehrt,
Gott erhalte unſern Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!

Er zerbrach der Knechtſchaft Bande,
Hob zur Freiheit uns empor!
Früh' erleb' er deutſcher Lande,
Deutſcher Völker höchſten Flor,
Und vernehme noch am Rande
Spät'er Gruft der Enkel Chor:
Gott erhalte Franz den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!

Das Lied des Freyherrn v. Zedlitz lautet:

„Segen Öſtreichs hohem Sohne,
Unſerm Kaiſer Ferdinand!
Gott von Deinem Wolkenthrone
Blick' erhörend auf dies Land!
Laß Ihn, auf des Lebens Höhen
Hingeſtellt von Deiner Hand,
Glücklich und beglückend ſtehen,
Schütze unſern Ferdinand!

Alle Deine Gaben ſpende
Gnädig Ihm und Seinem Haus';
Alle deine Engel ſende,
Herr, auf Seinen Wegen aus!
Gib, daß Recht und Licht und Wahrheit,
Wie ſie Ihm im Herzen glüh'n,
Lang' in reiner, ew'ger Klarheit
Noch zu unſerm Heile blüh'n!

Palmen laß Sein Haupt umkränzen,
Scheuche Krieg und Zwietracht fern;
Laß' Ihn hoch und herrlich glänzen,
Als des Friedens Schirm und Herr!
Laß' Ihn, wenn Gewitter grauen,
Wie ein Sternbild hingeſtellt,
Tröſtend Licht hernieder thauen,
In die ſturmbewegte Welt!

Holde Ruh' und Eintracht walte,
Wo er ſanft das Scepter ſchwingt;
Seines Volkes Liebe halte
Freudig Seinen Thron umringt;
Unaufhörlich feſtgeſchlungen
Bleibe ewig dieſes Band!
Rufet „Heil!“ mit tauſend Zungen,
„Heil dem milden Ferdinand!“

IV.

Der Bernadotte'ſche Auflauf in Wien 1798.

Von einem Augenzeugen *). Mit Zuſätzen.

Der Gemeingeiſt und die Fürſtentreue der öſterreichiſchen Unterthanen hatte den franzöſiſchen Kriegsheeren in eben dem Augenblicke, als ſie dem Herzen der Erbſtaaten ſich näherten, einen mächtigen Damm entgegen geſtellt, und durch die Präliminar-Verhandlungen zu Leoben den Grund zu dem nachher in Campo formio geſchloſſenen Frieden gelegt. Der Kaiſer, in der Erwartung, daß die franzöſiſche Regierung den Frieden eben ſo ſehnlich wünſche als ſie es allenthalben zu verſichern ſich angelegen ſeyn ließ, glaubte zur Herſtellung der Ruhe in ganz Europa den Grund zu legen, indem er ſeinen Unterthanen auch mit bedeutenden Aufopferungen den Frieden bewirkte, der immer der Herzenswunſch dieſes menſchenfreundlichen Monarchen war.

Die Ankunft einer franzöſiſchen Geſandtſchaft mußte die natürliche Folge des Friedensſchluſſes ſeyn. Aber es mangelte eine vorläufige freundſchaftliche Übereinkunft über

*) „Getreue Darſtellung des Auflaufes, welchen die franzöſiſche Bothſchaft durch Aushängung einer dreyfarbigen Fahne am 13. April 1798 in Wien veranlaßt hat. Von einem Augenzeugen" — 30 Seiten in Octav. (Wien) 1798.

die wahrscheinlichen Neuerungen, welche die französischen Gesandten bey fast allen Mächten forderten. Wenigstens ward das Publicum in Wien durch die unvermuthete Ankunft des General Bernadotte überrascht. Er selbst, in diplomatischen Geschäften ganz ungeübt, nur an den Krieg gewohnt, befand sich in dem Falle, beynahe in Allem von seinen Secretären und Adjuranten abzuhängen, welche über den kriegerischen Ungestüm des Bothschafters eben so wenig, als dieser über das zudringliche trotzige Betragen jener, zufrieden schienen. Er selbst that sich alle Gewalt an, um, wenigstens im Anfange, verbindlich und eingezogen zu seyn; aber sein Gefolge erschien nicht in dem nähmlichen Lichte. Es bestand aus einem Trupp junger verwilderter unverständiger Leute, welche ohne Achtung für Völkerrecht und gesellschaftliche Bande über alles, was andern Nationen heilig oder ehrwürdig war, spotteten, alles gering schätzten, was sie anders fanden als es in ihrer Heimath ist, und durch Prahlereyen wenig guten Willen bezeugten die neuen Freundschaftsbande zwischen zwey ausgesöhnten Mächten fester knüpfen zu wollen. Männern, deren Blick tief in die Zukunft sah, ahnte schon damahl wenig Gutes; aber die Gutmüthigkeit der Wiener duldete den Übermuth dieser Jünglinge, den es auf Rechnung ihres Alters und ihres Mangels an Erfahrung oder an Erziehung schrieb, und das k. k. Ministerium sah mitleidig über viele Insolenzen weg, benahm sich gegen die Bothschaft mit schonender Mäßigung, behandelte sie mit zufriedenstellender Nachgiebigkeit, und hoffte von der Zeit und der Einsicht der französischen Regierung Abhülfe. Unmöglich konnte dieselbe von den persönlichen Eigenschaften dieser Leute genau unterrichtet seyn; sie

würde sonst keine Personen gewählet haben, welche so wenig geschickt waren das gute Vernehmen zwischen beyden Mächten zu erhalten, zu befestigen, und ihrer Nation bey derjenigen, zu der sie gesandt waren, Achtung zu erwerben.

Aber auch in dieser Lage blieben die Sachen nur durch kurze Zeit. Das Betragen des Bothschafters ward mit jedem Tage zudringlicher und der Übermuth seiner übrigen Leute unerträglicher. Die Bothschaft vermied mit auffallendem Widerwillen allen Umgang mit geachteten Personen, und beschränkte sich auf verworfene Flüchtlinge, und auf wenige Fremdlinge, welche an dem Lande, das sie gutwillig in seinen Schoos aufnahm, undankbar wurden.

Die französische Bothschaft schien es darauf angelegt zu haben, die beyden Mächte, es koste was es wolle, zu entzweyen. Nachdem unzählige Neckereyen und Zudringlichkeiten mit weiser Mäßigung von dem k. k. Ministerium theils befriediget, theils abgelehnet wurden, glaubte sie den Augenblick vorhanden, in welchem sie die friedlichen Bewohner Wiens entzweyen, und, falls es mißlingen sollte, unter gutem Vorwande sich entfernen und zwischen den beyden Mächten neue Mißverständnisse erregen könnte.

Die folgende Geschichts-Erzählung wird den Plan und den Gang ihrer Ideen näher entwickeln.

Wie wenig kannten sie die Anhänglichkeit und die Treue der Österreichischen Unterthanen für einen allgeliebten Landesfürsten; wie irrig hofften sie in Wien die Auftritte zu wiederhohlen, welche, leider, in andern Hauptstädten durch Emissare vorbereitet, und durch junge Brauseköpfe sind erregt worden!

Am 12ten und 13ten April nahm der General Bernadotte alles, was er vermög seiner Creditsbriefe bey den

Banquiers noch ſtehen hatte, zu ſich. Er erklärte ſich gegen den Logenmeiſter des Hoftheaters, daß er auf das Abonnement eines ankommenden fremden Sängers ſich nicht einlaſſen könne, weil er in kurzem von hier abzureiſen gedenke. Er ließ heimlich eine Fahne verfertigen und betrieb bey den Handwerksleuten dieſe Arbeit mit der ahndungsvollen Dringlichkeit, daß ſie bis zum 12ten April Nachmittags fertig ſeyn müſſe, weil ſie ihm ſonſt nichts mehr nütze. Hätten dieſe Handwerksleute ihrer Pflicht gemäß die Beſtellung dieſer ſeltſamen Arbeit der Obrigkeit angezeigt, ſo würde vielleicht auch dieſer Verſuch noch fruchtlos geblieben ſeyn! Aber alles geſchah in größter Stille! und noch am 13. April ward das Publicum mit einem unerwarteten Anblicke überraſcht.

Abends gegen 7 Uhr ſteckte der General Bernadotte auf dem Balcon ſeiner Wohnung eine bey vier Ellen lange dreyfarbige Freyheitsfahne tief in die Gaſſe hinaus.

Wer je in Hauptſtädten ſich aufgehalten hat, kann von dem Erfolge eines ſo auffallenden Phänomens ſich eine Vorſtellung machen. Die erſten Vorübergehenden, welche im Erſtaunen über dieſes ungewöhnliche Schauſpiel ſtehen blieben, konnten ſich weder die Veranlaſſung noch die Abſicht davon erklären: als aber die Zahl der Zuſchauer wuchs und Gelegenheit gab Betrachtungen darüber anzuſtellen, waren die Deutungen über dieſe in hieſigen Gegenden ſo ungewöhnliche Erſcheinung ſehr verſchieden. Einige hielten es für eine Blutfahne, welche den Krieg ankündet; andere für einen, dem Kaiſer zum Trotze, der öſterreichiſchen Nation angethanen Schimpf; noch andere für eine Aufforderung zum Aufruhr. Dieſe Muthmaßungen wurden durch das ſich verbreitende Gerücht noch vermehrt, daß

auf der Fahne die Worte Freyheit und Gleichheit in deutſcher Sprache geſchrieben ſeyen; ein Umſtand, welcher wegen der eingebrochenen Dämmerung nicht auf der Stelle zu berichtigen war.

Schon hatte ſich in dieſer volkreichen Stadt vor der in einer der beſuchteſten Gegenden ſich befindlichen Wohnung des Bothſchafters viel Volk aus allen Claſſen verſammelt, und ſein Mißvergnügen um ſo lauter geäußert, je beleidigender das Betragen der am Thore harrenden Dienſtleute des Bothſchafters, je ſpöttiſcher die Gebehrden der auf dem Balcon befindlichen Perſonen waren, als der Polizey-Oberdirector, und der Platz-Oberſte von dieſem Vorfalle unterrichtet, mit einigen Officieren und Beamten herbeyeilten und alle Beredſamkeit aufbothen, um die zahlreiche Verſammlung zum friedlichen Abzuge zu bewegen. Die Achtung, welche die erſtgenannten Perſonen bey dem ganzen Publicum genießen, würde wahrſcheinlich auf die bekannte Folgſamkeit der Einwohner Wiens mit gutem Erfolge gewirket haben, wenn nicht in eben dieſem Augenblicke der General Bernadotte mit wüthender Gebehrde, mit der einen Hand auf dem Griffe des Säbels und mit geballter Fauſt an das Thor gerannt wäre, und mit beleidigenden Drohungen und pöbelhaften Schimpfwörtern die Erbitterung der Anweſenden auf das höchſte getrieben hätte. Er befand ſich nach dem glaubwürdigen Berichte des verdienſtvollen Polizey-Oberdirectors und mehrerer Augenzeugen, in einem Zuſtande, der von einer Veranlaſſung herzurühren ſchien, welche man von einem Manne von Erziehung, am allerwenigſten von einem Manne ſeines Ranges, kaum vermuthen ſollte!

Nun gewann der Auftritt ein ernſtlicheres Anſehen: das immer häufiger herzuſtrömende Volk fing an lauter zu werden, und die Hinwegſchaffung der Fahne unbedingt zu fordern. Vergeblich ward der General Bernadotte angegangen, die Fahne einzuziehen: vergebens begab ſich der Platz-Oberſte von einem Officier begleitet in des Bothſchafters Wohnung, um ihn durch Zurückziehung der anſtößigen Fahne zur Stillung der Unruhe zu bewegen. Der General Bernadotte empfing den Oberſten mit den beleidigendeſten Drohungen, und vergaß alle Achtung, die er dem Character dieſes Mannes, und dem Amte, das er bekleidet, ſchuldig war. Die Beamten ſchickten um Cavallerie- und Infanterie-Pikete, welche zwar eiligſt herbey kamen, und die Anhäufung der Volksmenge möglichſt abhielten, aber die Straße nicht mehr zu leeren vermochten, wo das Volk, durch die empörenden Drohungen immer mehr gereitzt, mit Steinen nach den Fenſtern des Generals Bernadotte zu werfen begann. Dieſer hatte inzwiſchen das Thor des Hauſes geſchloſſen; aber der Steinregen dauerte, aller Vorſtellungen der Beamten ungeachtet, fort, und der Kaiſer, welcher das Völkerrecht auch dann ehrt, wenn man es an ihm verletzt, gab den Militär-Behörden den Befehl, die Garniſon ausrücken zu laſſen, und die Stadtthore zu ſperren, ſo wie die Civil-Behörden von Seiner Majeſtät die zweckmäßigſten Weiſungen erhielten, um die Ruhe auf das baldigſte herzuſtellen.

Der franzöſiſche Bothſchafter, da er ſich im Gedränge ſah, ſchrieb einen drohenden Brief an den k. k. Miniſter der auswärtigen Geſchäfte, in welchem er es ſich herausnahm, die vor ſeinem Hauſe verſammelte Menge einen zügel-

losen Pöbel zu nennen, und mitten in der Nacht augenblickliche unbedingte Genugthuung forderte.

Er erhielt hierauf die mündliche Versicherung, daß man alles anwenden würde um die Ruhe herzustellen. Auf eine abermahlige Note erhielt er diese nähmliche Zusicherung in einer schriftlichen Antwort, und der nach Paris bestimmte k. k. Minister, Freyherr von Degelmann, der sich mit Mühe und Gefahr zur Wohnung des Bothschafters wagte, brachte den größten Theil dieser stürmischen Nacht bey ihm zu.

Indessen alle Behörden mit den zweckmäßigsten Anstalten beschäftiget waren, versuchte es einer aus der Menge den Balcon von außen zu erklettern, und die Fahne herabzuwerfen. Diese ward theils verbrannt, theils zerrissen, und der Überrest, von einer Menge Volks begleitet, auf die Hauptwache gebracht, wo sie, um mehrere Auftritte zu hindern, von dem kommandirenden Officier in Verwahrung genommen ward.

Nachdem es nun einmahl so weit gekommen, und das Volk durch den Spott und die Beschimpfungen, die ihm aus des Bothschafters Hause widerfuhren, auf das Äußerste gebracht war, kann es Niemanden befremden, daß die Sachen noch weiter getrieben wurden. Noch bevor die Verstärkungen der Reiterey, und der Grenadiere aus den entlegenen Vorstädten herbeyeilen konnten, wurden die Thore des Hauses, in welchem der Bothschafter wohnte, eingesprengt, die Fenster und das Küchengeschirre in den Wohnungen zu ebener Erde zertrümmert, ein Paar Wägen beschädigt und hinweggeführt, welche letztere aber von den Wachen wieder in Sicherheit gebracht wurden. Nur mit der äußersten Mühe gelang es dem Militär die

Haupttreppe zu beſetzen, das Volk von dem Eindringen in die Zimmer des Bothſchafters abzuhalten, und ſowohl ſeine Perſon als ſein Gefolge von aller Verletzung zu bewahren, welche um ſo mehr zu beſorgen war, als von dem Gefolge mehrere Schüſſe, jedoch zum Glücke ohne allen Erfolg, auf das Volk geſchahen.

Endlich ward bis nach 2 Uhr Nachts die Ruhe wieder hergeſtellt. Zu größerer Vorſicht blieben auch noch am folgenden Tage (den 14ten) die Zugänge der Straße, welche zu der Wohnung des Bothſchafters führt, durch Militärwachen geſchloſſen, die Garniſon blieb fortwährend unter den Waffen, und es erſchien ſogleich eine Proclamation des Polizey-Miniſters, in welcher auf Befehl Seiner Majeſtät, und in dem väterlichen Tone, mit welchem dieſer Monarch immer zu ſeinen Unterthanen zu ſprechen pflegt, er die Eigenmächtigkeit, mit welcher das Volk ſich ſelbſt zum Richter aufwarf, mißbilligte, es zur Ruhe ermahnte, und die Urheber eines neuen Zuſammenlaufes auf die Ahndung verweiſet, welche die Geſetze für jede Gewaltſamkeit beſtimmen. Der franzöſiſche Bothſchafter hielt ſich nun an keine Form mehr, an keine unter allen Völkern beſtehende Gewohnheit. Er ſchickte am 14ten April Morgens, unerachtet die angränzenden Straßen noch mit Volk angefüllt waren, welches die Neugierde herbeyzog, einen ſeiner Officiere ohne aller Begleitung mit einem Schreiben gerade an den Kaiſer, in welchem er unbedingt auf Ertheilung eines Paſſes zu ſeiner Abreiſe drang; dieß ward ihm durch den Cabinetts-Miniſter Grafen v. Colloredo auf die verbindlichſte Weiſe beantwortet. Am nähmlichen Tage Nachmittags ſandte der Kaiſer den Grafen v. Saurau und den Freyherrn v. Degelmann an den Both-

schafter um dieß Mißverständniß auseinander zu setzen; aber der Bothschafter drang unaufhaltsam auf seine Abreise, obschon die Stadt wieder der nähmlichen Ruhe genoß, in der sie sich seit undenklichen Zeiten befand.

Der Paß ward ihm ertheilt, ein von ihm abgeschickter Courier, auf dessen Verlangen sogar durch einen k. k. Officier begleitet, und der Bothschafter reisete am 15. April um Mittagszeit unter einer Menge ruhiger Zuschauer sammt seinem Gefolge in fünf Wägen von Wien nach Rastadt ab. Er erhielt bey seiner Abreise alle seinem Range gebührenden militärischen Ehrenbezeugungen, und, auf sein ausdrückliches Verlangen, eine ansehnliche Militär-Bedeckung.

Nun einige Betrachtungen über diesen in der Geschichte der Diplomatie merkwürdigen Vorfall, von welchem in den Jahrbüchern des friedlichen Wien kein Beyspiel vorhanden ist.

Erstens. Ist der französische Bothschafter berechtigt gewesen, an dem Hofe, bey dem er accreditiret ist, solche Neuerungen einzuführen, welche nach den dortigen Begriffen als Zeichen der Zwietracht und Empörung angesehen werden müssen?

Zweytens. War er berechtigt, irgend eine auffallende und in ihren Folgen so bedenkliche Neuerung, ohne vorläufiger Übereinkunft mit dem k. k. Hofe, einzuführen, welcher nach dem 23. Artikel des aus allen Zeitungen bekannten Friedensschlusses von Campo Formio mit der französischen Republik übereingekommen ist, Ceremonien, Rang und Etiketten, auf die Art, wie es vor dem Kriege bestand, ferners zu beobachten? Die vormahligen französischen Bothschafter waren nie geneigt, auch nur das geringste von ihren Rechten fahren zu lassen; aber sie haben nie in Wien ein Wappen aufgehängt; — eine Fahne auszustecken hätten sie sich nie erlaubt.

Drittens. That er klug an dem Hofe, an den er gesandt

war, ſich ſolche Neuerungen zu erlauben, welche bey dem Hofe und bey der ganzen Nation Widerwillen, Abneigung und Mißtrauen erregen mußten?

Viertens. Wenn ein kaiſ. Geſandter in Paris eine k. k. Fahne aufpflanzen wollte, würde er wohl bey der franzöſiſchen Regierung die nähmliche Mäſſigung — den nähmlichen Schuz für ſeine perſönliche Sicherheit finden, welche der General Bernadotte bey der öſterreichiſchen Regierung gefunden hat? Würde das Pariſer Volk in ſeinem Feuereifer nicht weiter als die Wiener gegangen ſeyn? Würde der k. k. Hof es nicht an ſeinem Miniſter geahndet haben, daß er ſich vorſezlich und leichtſinnig dem Spotte und der Mißhandlung preisgegeben hat?

Fünftens. Welche Abſicht konnte der Bothſchafter haben, indem er in Wien eine Fahne ausſteckte, welche nach unſeren Begriffen ein Allarmzeichen iſt, da man ſie bey Feuersbrünſten an Thürmen aufzupflanzen die Gewohnheit hat? Selbſt nach den dermahligen Begriffen in Frankreich iſt der Ausdruck arborer-faire flotter le drapeau tricolore — ein Zeichen der Eroberung — Ausbreitung ſeiner Herrſchaft; und mit welchen Augen mußte dieſes Wageſtück in Wien angeſehen werden?

Sechstens. Zu welchem Endzwecke hat General Bernadotte ſo viele Jünglinge ohne Erfahrung und Weltkenntniß mit ſich geführt? wozu ſollten ihm mehrere Adjutanten bey einer diplomatiſchen Sendung dienen, in welcher er nicht einen einzigen Soldaten zu commandiren — keine militäriſche Operation zu leiten hatte?

Siebentens. War es klug von dem Bothſchafter — war es dem natürlichen Zwecke eines Friedensbothen angemeſſen zu ſeinen Geführten einen Haufen ungezogener Jünglinge zu wählen, welche durch Ausgelaſſenheit und Übermuth das ganze Publicum auf beleidigende Art zu erbittern bemüht waren?

Achtens. Welche Entwürfe mochte General Bernadotte haben, da er Anſtalten zu ſeiner Abreiſe machte? da er noch am 13. April (als dem Tage, da er durch Aufſteckung der Fahne den Unwillen des Wiener Publicums reizte) ſich zur Abreiſe fertig machte?

Neuntens. Warum hat General Bernadotte, wenn ſeine Abſichten rein waren, das k. k. Miniſterium von ſeinem Vorhaben nicht unterrichtet, warum hat er die Fahne heimlich verfertigen laſſen, warum hat er zu ihrer Aufſteckung gerade den Zeitpunct der Dämmerung abgewartet?

Zehntens. Warum hat General Bernadotte, ſtatt dem allgemeinen Unwillen nachzugeben, oder auf beſcheidene Art die Hülfe des Gouvernement anzurufen, das Publicum mit Drohungen und Schimpfworten gegen ſich zu reizen geſucht, und, ſtatt dem Militär für Sorgfalt und geleiſteten Schutz zu danken, dem Platz-Oberſten und Polizey-Oberdirecter mit Hindanſetzung der ſchuldigen Achtung begegnet, — ſogar durch ſein Gefolge auf das Publicum Feuer zu geben die Unbeſonnenheit gehabt?

Die ganze Welt mag hier den Richter machen und dieſe Fragen beantworten. Dem unparteyiſchen Augenzeugen genügt es, die Thatſachen, ſo wie ſie ſich zugetragen haben und gerichtlich ſind erhoben worden, zu erzählen, und zu bedauern, daß die Geſandtſchaft einer Nation, welche die Abſchaffung der Wappen und aller Unterſcheidungszeichen zu einem ihrer Grundgeſetze gemacht hat, wegen Aufſteckung einer bunten Fahne, die Hauptſtadt einer Macht, der ſie Freundſchaft zugeſichert, der Verwirrung eines Aufſtandes ausgeſetzet, und das Leben mehrerer Menſchen auf die Spitze geſtellet hat.

Zuſätze des Herausgebers.

Zuerſt müſſen wir bemerken, daß der Verfaſſer vergeſſen hat, das Haus zu nennen, an und in welchem der außerordentliche Vorfall ſich ereignet hat. Dieſ Haus iſt

das letztlich Geymüller'sche in der Wallner- (Waller-) Straße. Der Balcon über dem Thore wird von zwey Atlanten getragen: nichts war leichter, als an einem derselben hinauf zu klettern, sich der Fahne zu bemächtigen.

Warum der Verfasser wohl auch des Umstandes nicht gedenkt, daß Bernadotte sich ruckwarts durch das Haus und durch die Nagelergasse in das Nunciatur-Gebäude geflüchtet, und sich da einige Zeit verborgen gehalten?

Der Zeit- und Ortsgenosse Beusau stimmt in seiner Geschichte Wiens (Band 5., Theil 1., Seite 194) mit der obigen Broschure überein: er fertigt aber die Sache auf einer einzigen Seite ab.

In des Freyh. v. Hormayr »Wien, seine Geschichte« ꝛc. (Band 5, Heft 1, Seite 124) wird die Begebenheit folgender Maßen erzählt:

»Am 13. April Abends gab der französische Burger-Bothschafter ein häusliches Fest und plötzlich sah man vom Balcon seines Hauses die dreyfarbige Fahne wehen. Der höchst unerwartete Anblick zog sogleich einen Rudel Neugieriger herbey. Alles gerieth in Bestürzung, weil man ein Versammlungssignal oder eine Aufforderung zu revolutionären Bewegungen dahinter vermuthete. Bald wuchs der Haufe zu Tausenden an. Die Kunde flog in die Vorstädte und es entstand ein heftiger Tumult. Die Polizey sendete zwey angesehene Beamte hin, um den Bothschafter durch die höflichsten Vorstellungen zu bewegen, die Fahne einzuziehen, die das Volk beunruhige. Da er es rund abschlug, stieg der Zorn des Volkes. Aus Mangel an Steinen warf es die Fenster mit Kupfermünze ein, stieß das Hausthor mit Brunnröhren auf, riß die Fahne vom Balcon, die in Procession durch mehrere Gassen nach

der Frevung getragen und endlich dort verbrannt wurde. Die Polizeybeamten mehrten ſich, das Militär rückte an. Doch dauerte die Unruhe bis gegen Morgen. Da jedoch die Thore geſperrt und die ganze Garniſon unter Waffen war, ſtellte ſich die Ruhe bald wieder her. — Sonntags am 15. April wurde der Bothſchafter zur Abſchiedsaudienz beym Kaiſer eingeführt, von ſeinem Haus über den Kohlmarkt und Michaelerplatz, über die Treppen der Burg, ja bis ins Audienzzimmer durch eine Spalier von Grenadieren geſchützt. Auf den Plätzen waren ſtarke Cavallerieposten. Der Volkszulauf war groß, aber tiefes Schweigen. Unmittelbar darauf fuhr der Bothſchafter und Bürgergeneral unter ſtarker Cavalleriebedeckung nach Raſtadt ab. — Zwey Tage darauf war das Aufgebothsfeſt unter ungeheurem Zulauf, wobey nicht die geringſte Unſittlichkeit vorfiel, zum rühmlichen Beweiſe der herzlichen Ergebenheit und Ehrfurcht dieſes guten Volkes gegen den Fürſten und ſein Geſetz, inmitten ſeiner lauteſten Freude und Begeiſterung, aber auch ſeines gerechten Zornes gegen jeden Verſuch einer Verhetzung oder Verführung.«

Die Allgemeine Zeitung 1844, 27. May, Beylage, ſagt: »Der Auftritt, wozu er (Bernadotte) hier durch das Aushängen der drey Farben am Bothſchaftshotel Anlaß gab, iſt bekannt genug. Weniger bekannt iſt, daß er dabey nur den vom Directorium erhaltenen Befehlen Folge geleiſtet.«

Herr Matth. Koch in ſeinem »Wien und die Wiener« (Carlsr. 1844) bringt einige intereſſante Details, nämlich: »Bernadotte feyerte an jenem Abende die Hochzeit eines ſeiner Secretäre ... Gegenuber vom franzöſiſchen Geſandten wohnte der engliſche. Im Hauſe des

Letztern war man eben mit einer neuen Brunnenanlage beſchäftigt, und hatte Erde und Schutt ſammt der ausgehobenen alten Brunnenröhre auf die Straße geworfen. Von dieſer Maſſe verſah ſich das Volk mit Steinen und warf nach den Fenſtern des franzöſiſchen Bothſchafters ... Mit der Fahne ſetzte ſich die ganze Maſſe in Bewegung und zog auf den Hof. Einem an ihr eben vorüberrollenden Herrſchaftswagen liefen ein paar Lakaien mit Windlichtern voran. An dieſen zünderten die Volksführer die Fahne an und verbrannten ſie...

Als (des andern Tags) gegen Mittag ein in Uniform gekleidetes Mitglied der franzöſiſchen Ambaſſade aus dem Thore trat, ein Schreiben in der einen Hand haltend, mit der andern aber den Degengriff erfaſſend, und feſten Schrittes durch die Reihen der Soldaten ſchreitend, rathſchlagten Einige aus dem Volke, ob man den Franzoſen packen ſolle oder nicht? Von den Beſonnenern abgemahnt, ging dieſer geradeswegs und unangefochten in die Hofburg, wo ihn die Wache in die Mitte nahm und in die Gemächer des Kaiſers geleitete.“

V.

General Lindenau

noch einmahl, nachdem er ſchon im 1., 2. und 8. Theile von Gräffer's Wiener-Memoiretten (Letzterer Wiener-Tabletten) Seite 51, 68 und 297 berührt: vom Volke ſchlechtweg General genannt, wiewohl die vielen letzten Jahre Feldzeugmeiſter geweſen. Ein wahres Curioſum, eine der populärſten Figuren Wiens. Von dieſem Buche hier das Titelbildchen. Der Degen durfte noch um wenig horizontaler, das Beinkleid noch etwas knapper, am Beſatz einſchneidender ſeyn: dieſes Beinkleid nähmlich, von welchem ſo gar Mancherley anzubringen wäre. — Die Vorderſeite (das heißt des ganzen Mannes, der Figur an und für ſich) hiether, was Coſtum und Haltung betrifft, noch Beſonderes dar: die droſſelnde Halsbinde; das ungeheure Jabot, breit und lang, herausquellend aus der ſtets offenen Weſte, in der zuweilen die rechte Hand ruhte: die Kürze des Beinkleides, zwiſchen welchem und dem Gilet man faſt das Hemd ſah (wahrſcheinlich keinen Hoſenträger); am Uhrtäſchchen an einem Schnürlein ein meſſingener Uhrſchlüſſel: die Uhr ſelbſt alt und plump, dieß von Silber. Und dieß Beinkleid alſo gegen alle hofkriegsräthiſche Regel von Hirſchleder, vom dickſten Hirſchleder, daß es ausſah wie Büffelhaut, grell gelb mit ſogenannter Strützelfarbe der Maurer angeſtrichen, und ſo

eng anliegend als möglich, nur etwa einen halben Zoll bis unter die Knieſcheibe reichend.

Eine Monographie dieſes Beinkleides, eine Selbſtbiographie dieſer Hoſe würde Crebillonſches Intereſſe (Sopha ꝛc.) haben. Indeß nur ein Anecdötlein, das nicht Crebillonisch iſt. Der General wird zur Kaiſerinn beſchieden, und erſcheint natürlich in der Hoſe, das heißt in der gelben Hirſchhoſe im Vorzimmer. Eine Hofdame rügt dieſes Etiquetteverbrechen: der General aber kalt, gemeſſen und höflich entgegnet: „Um Vergebung, ich konnte nicht wiſſen, daß Ihre Majeſtät mit meinem Beinkleid ſprechen wollen.“

Dieſe gelbe Hoſe ſprach aber dennoch ſelbſt; den ganzen Tag hindurch von der frühen Morgenſtunde an, bis oft ſpät nach der Theaterzeit machte dieſe gelbe Hoſe den plaſtiſchen Köchinnen, Einkäuferinnen, Milchmädchen, Gewaltdirnen und ordinären Nymphen die Cour, ſey es auch nur plaudernd, ſchäckernd, witzelnd, meiſt aber rendezvousanknüpfend, und das eben ſo natürlich zum Ärgerniß der ſogenannten Sicherheitswache, der Damen und ſelbſt des Militärs. Nach und nach freylich wurde man dieſe Abnormitäten faſt ſo gewohnt, daß ſie kaum mehr auffielen. Ämtliche Colliſionen gab es oft. Die gelbe Hoſe wurde einſt zu wiederhohlten Mahlen einer Gemeingutdame wegen eingeladen, erſchien auch, aber fluchend und mit der Erklärung ein für allemahl: „Was will man; ſie iſt ein ordinäres Menſch, es iſt wahr, aber ſie hat eine pompöſe Figur.“

Zu eng wurde die Hoſe auch in der Campagne nicht. Bey dem unglücklichen Rückzuge 1809 fragte (wie erzählt wird) der erzherzogliche Prinz den General: „Was

wird nun die Welt dazu ſagen?“ — Und der General antwortet in ſtoiſcher Ruhe: „Hoheit! Die Welt wird ſagen, Sie ſind ein junger Menſch, und ich bin ein alter Eſel.“

Anecdoten galanter Art ſtünden ein paar Dutzend zu Dienſten; allein in dem keuſchen Deutſchland, wo man in ſexueller Hinſicht alles Mögliche thun, nur nichts darüber reden, vielweniger drucken darf (außer etwa in franzöſiſcher Sprache, und das paßt hier nicht) müſſen wir uns dieſer Dienſtleiſtung enthalten. Höchſtens wird es angehen, oder vielmehr höchſtens wird es erlaubt ſeyn, anzufragen, ob es geſtattet ſey, zu erzählen, daß der General bey ſeinen zärtlichen Unterhaltungen die Schöne in die eine, ſich ſelbſt in die Zimmerecke gegenüber zu ſtellen, und er die Katze, ſie die Maus zu ſpielen pflegte. Und was derley Kindereyen mehr ſind.

Eines oder Zwey übrigens können wir noch thun. Erſtens den flüchtigen Lebensabriß unſers Helden aus jenem zweyten Theile der Wiener-Memoiren anfügen, und zweytens aus Lindenau's Teſtament einen Extract geben. Alſo:

General Lindenau war aus der Schule Friedrich des Großen in öſterreichiſche Dienſte getreten. Dieſe Schule mit ihren tactiſchen Grundſätzen hatte er ganz in ſein innerſtes Weſen aufgenommen; ſie war mit ſeinem ganzen Seyn und Wirken verwachſen. Er trennte ſich von ihr nur mitunter und mit Schmerz. Des genialen Bülow Geiſt des neuern Kriegsſyſtems und anderweitige neuere taktiſche Militär-Schriften waren natürlich nicht nach ſeinem Geſchmack. Inzwiſchen konnte, durfte er nicht umhin, ſich mancherley Modificationen zu fügen. Wie Alles ſeiner Zeit war auch Friedrichs Schule einſt die neueſte,

beste und bewährteste. 1789 hatte Lindenau seine beyden Werke: Über Winterpostirungen ꝛc. und über die höhere preußische Taktik herausgegeben; 1789, in welch verhängnißvollem Jahre der Anfang gemacht ward, alsbald von Winterpostirungen so gut als nichts, und von der preußischen Taktik so wenig als möglich mehr wissen zu wollen.

Lindenau, als wissenschaftlicher Kopf, als Talent, als Schriftsteller, als Mann geistigen Umgangs machte sich bald bemerkbar genug. Der Feldmarschall Lascy faßte ihn auf, beschützte ihn, hob ihn. Lindenau stieg und stieg. Er glänzte in höhern Kreisen, genoß und benützte die Freundschaft des Herzogs Albrecht von Sachsen Teschen, seinen ununterbrochenen Umgang bis einige Jahre vor dessen Tode. Lindenau's weltmännische Formen, seine Heiterkeit, Lebhaftigkeit, sein sogenannter Witz begünstigten sehr seine Laufbahn. Dieser Witz aber war eigentlich nur derbe Witzigkeit, oft höchst trivialer Art, oft brüsk und beleidigend. Die meisten seiner derben Einfälle sind nicht geeignet, aufbewahrt zu werden. Der Preuße befand sich sehr wohl in dem humanen, discreten, großmüthigen Dienste Österreichs, daher er zu sagen pflegte: Die österreichische Ungnade ist mir lieber als die preußische Gnade.

Zu seinen literarischen Freunden gehörten Arrenhoff, Retzer, Leon, Bened. Arnstein. Für die Wiener war er, stets in Uniform, eine Stadtfigur.

Carl Friedrich von Lindenau war 1752 geboren, er starb den 14. Februar 1817 zu Wien als Feldzeugmeister, Theresien-Ritter und Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 29. Wie Friedrich II. erwartete er den Tod in voller Generals-Uniform mit Stiefel und Sporen, in stoischer Ruhe. Er war ein menschenfreundlicher Mann. Das beur-

kundet auch ſein Teſtament, zu deſſen Vollſtrecker er ſeinen Freund, den Feldmarſchall-Lieutenant Blum ernannt hatte.

Auszug aus dem Lindenau'ſchen Teſtamente.

„Mein Teſtament und letzter Wille von mir eigenhändig geſchrieben, unterſchrieben und beſiegelt. — Wien den 15. Auguſt 1816.

Meine ſämmtlichen Capitalien betragen 18762 fl. W. W. Sage Achtzehntauſend ſiebenhundert zwey und ſechzig Gulden W. W. Hierüber disponire und ordne alſo:

Dem Erziehungshauſe meines Regiments 4000 fl. W. W. (ſage viertauſend Gulden W. W.)

Dem hieſigen Kloſter der Eliſabethinerinnen 4000 fl. W. W. (ſage viertauſend Gulden W. W.) Dem hieſigen Kloſter der barmherzigen Brüder ebenfalls 4000 fl. W. W. (ſage viertauſend Gulden W. W.)

Den Armen der beyden proteſtantiſchen Gemeinden, der lutheriſchen und der reformirten Gemeinde 4000 fl. W. W. (ſage viertauſend Gulden W. W.)

Dieſe vier Vermächtniſſe und Legate betragen zuſammen 16000 fl. W. W. (ſage ſechzehntauſend Gulden W. W.)

Es verbleiben alſo noch von obiger Summe der 18762 fl. W. W. an zweytauſend ſiebenhundert zwey und ſechzig Gulden W. W., über welche ich in den folgenden Zeilen disponiren werde.

Da ich meine Penſion zuſammt der dermahligen Zulage gewöhnlich nur nach Verlauf von zwey Monathen erhebe, überdieß auch immer zu außerordentlichen Ausgaben, als zum Hausgute, zu Kleidungen und dergleichen vorräthiges Geld habe, wird man gemeinhin an zwey bis dreytauſend Gulden auch noch mehr in W. W. oder Scheinen,

bey mir finden, rechnet man hierzu die Zinsen von den obbenannten Capitalien, nebſt der am 1. November fälligen Ordenspenſion zu vierhundert Gulden, ſo dürfte es wohl noch mehr, noch an viertauſend Gulden betragen: dieſe Scheine liegen eingerollt in alten Planen und Landkarten vertheilt, in den beyden unterſten Fächern der zwey Comoden meines Schlafzimmers.

An barem Gelde beſitze ich dermahlen gegen 132 Ducaten (ſage einhundert zwey und dreyßig Ducaten, worunter einige Louisder, alles im Golde). Dieſes Geld liegt auch in dem Fache des großen ſchwarzen Koffers, wo die fürſtl. Schwarzenbergiſchen Obligationen ſich befinden, und zwar im rothen Zimmer.

In eben dieſem verborgenen Fache habe ich auch einiges Silberzeug verwahrt, zum Theil auch in einem Fache der Commode meines Schlafzimmers der Thüre gegenüber. Es ſind zwölf ſtarke Meſſer, Löffeln und Gabeln, dann ein großer und zwey kleine Vorlegelöffel, und endlich zwölf Kaffeelöffeln. Das Geſammte dürfte wohl an dreyhundert Gulden Conv. Münze, aber nach gegenwärtigem Cours an achthundert Gulden W. W. werth ſeyn.

Noch beſitze ich einen brillantenen Ring, ein Geſchenk des Erzherzogs Johann kaiſ. Hoheit, mit deſſen Nahmenszuge, für dieſen Ring haben mir hieſige Juweliere als Neuling und Wieſer, mehrmahlen 600 fl. Conv. Münze und darüber gebothen, ſo nach jetzigem Courſe gemiß 2200 fl. W. W. (ſage zweytauſend zweyhundert Gulden W. W.) beträgt.

Ferner habe ich zwey Paar ſtarke ſilberne Sporen und ein kleines Ordenskreuz im Knopfloche einzuſchieben, dann zwey Lotterie-Loose auf die Güter Hlubaſch und

Pitſchin, ſo alles zuſammen in einem hölzernen Käſtchen befindlich iſt, welches im zweyten Fache der Comode an der Thüre meines Schlafzimmers ſtehet.

Noch befinden ſich in dem großen ſchwarzen Koffer eine wenig getragene Gala-Uniform, eine goldbortirte Weſte, eine faſt neue Gala Generals-Schabrake, eine Oberſten-Schabrake, und in einem Comoden-Fache ein Treſſenhut und andere derley Gegenſtände, zuſammen genommen mögen wohl 300 fl. W. W. (ſage dreyhundert Gulden W. W.) werth ſeyn.

Summirt man nun alle vorbemeldten Artikel, ſo dürften ſelche insgeſammt betragen, die Summe von 11862 fl. W. W. Über dieſe Summe disponire ich alſo:

Erſtens, daß man davon meine Begräbnißkoſten jedoch ſo einfach als möglich beſtreite, denn was nützen hier überflüſſige Verſchwendungen! Zweytens, daß man den Arzt oder die Ärzte, die mich vor meinem Abſterben behandelten, Falls es nicht ſchon durch mich geſchehen wäre, hiervon bezahle.

Eben ſo ſollen auch die etwaigen Kleinigkeiten von Schulden davon abgetragen werden.

Was endlich von dieſer Summe der 11862 fl. übrig bleibt, ſoll zu drey gleichen Theilen den Legaten und Capitalien zugeſchlagen werden, ſo dem Kloſter der barmherzigen Brüder, dann den barmherzigen Schweſtern oder Eliſabethinerinnen, und endlich den Armen der beyden proteſtantiſchen Gemeinden, der lutheriſchen und der reformirten Gemeinde vermacht habe, und zwar jeden viertauſend fl. W. W. vorhero.

Nunmehr komme ich auf meine Dienerſchaft u. ſ. w

Im Nachtrag.

Endlich muß ich meines Hundes gedenken. Dieſer ſoll dem Jakob, unter deſſen Obhut er immer geweſen, zufallen; da der Hund als Pudel zu der leidlichen Art und Figur dieſer Race gehört, ſo wird derſelbe bald einen Herrn für ihn finden, indeſſen ſollen ihm bis er dieſe Gelegenheit trifft, 30 fl. Koſtgeld ausbezahlt werden. Da man hier in Wien die Quartiere auf ein halbes Jahr voraus bedingen muß, ſo habe ich auch das meinige noch nächſten Michaeli bis künftigen Georgi für 700 fl. W. W. gemiethet, worüber ebenfalls, im Falle ich, wie ich vermuthe, früher und vielleicht bald ſterben ſollte, mit der Witwe und Hausfrau, oder einem andern Miether ein Abfinden getroffen werden müßte.

An Planen, Landkarten, Schriften u. dgl. wird man nichts von Bedeutung bey mir finden, hierron überzeugt, habe ich ſchon mehreren ſolchen Wuſt früher vertilgt.

VI.

Die Reiterſtatuen des Oheims und des Großvaters.

— — — — — — — — —

Und als wir endlich wieder niederglitten,
Da ſah ich, mild von Sternenlicht beglänzet,
Ein mächtig Bild, von Erz gegoſſen, ſchweben
Auf hohem Roß! — Siegreich das Haupt bekränzet,
Schien es in edler Ruhe herzuſchreiten,
Und geiſterähnlich das Metall zu leben! —
Mich faßt ein innres Beben,
Als ich hinan ſah zu dem Rieſenbilde!
Mir ſchiens zu reden, mit dem Geiſtermunde,
Als brächt' es ernſte ungeahnte Kunde
In dieſe Welt, aus jenem Lichtgefilde!
„Ihr ſollt mich hören!“ — ſchien es von den Stufen,
Worauf es ſtand, gebiethend auszurufen. —

„O du, viel größ'rer Sohn berühmter Ahnen,
O du, ſo ſprach ich, dem ein Gott zur Krone
Ein Haupt, werth ſie zu tragen, auch gegeben,
Du hoher Menſch auf deinem hohen Throne,
Du kühner Streiter für der Wahrheit Fahnen,
Der du dein glühend und begeiſtert Leben
Geweiht dem edlen Streben
Für Recht und Licht, der du den dunklen Schleyer
Verjährten, düſtern Wahnes kühn zerriſſen;
Der du den Geiſt aus öden Finſterniſſen
Geführt zu reiner, würd'ger Tempelfeyer,

Der du gehaucht dein ſchöpferiſches Werde
In deines Reiches brache, todte Erde! —

All' überall, wohin das Auge blicket
Bis an die letzte Gränzmark deiner Lande
Von der Sudeten Schnee, bis wo die Wogen
Der Iſter wälzt zum fernen Heidenſtrande,
Sind deiner Füße Stapfen eingedrücket,
Iſt deines Wandels helle Spur gezogen!
Ein ew'ger Ehrenbogen
Wölbt über deinem Nahmen ſich, und bleiben
Wird ihm ſein Ruhm, ſo lang in künft'gen Tagen
Für Großes noch bewegte Herzen ſchlagen!
Mag Well' auf Well' im Meer der Zeiten treiben,
Wie manches Bild ihr Strom hinweg getragen,
Das Deine wird groß, hehr, unſterblich ragen! —

So wirſt du ſteh'n, die ew'ge Memnons-Säule,
Die freudig ſchallt, wenn Licht Aurora bringet,
Doch wenn zurück in's Meer die Sonne kehret,
In ſchmerzlich bangen Trauertönen klinget,
Von Nacht gängſtigt, und dem Flug der Eule! —
So wirſt du ſteh'n, ein Schutzgott, der, verkläret,
Vom Sonnenquell genähret,
Die Hand ausſtrecket über Öſtreichs Fluren,
Die ſegnend, die dein großes Werk erhalten,
Die ſegnend, die in deinem Geiſte walten,
Die ſich, wie du dem Dienſt der Götter ſchwuren,
Die oft verkannt, gehöhnt, geſchmäht, doch immer
Glanzvoller ſtrahlt, in immer rein'rem Schimmer!

(Zeitis in den Todtenkränzen.)

Nichts iſt begreiflicher, als daß ſeit den Tagen der Wiedergeburt Öſterreichs Alles ein erhöhtes Intereſſe gewonnen, was den großen Volksfürſten Joſeph betrifft, nahmentlich denn auch ſein Ex-bild, und dieß um ſo mehr,

als wenige Schritte davon einer der ſchönſten öffentlichen Plätze Wiens durch die Aufſtellung eines coloſſalen Denkmahles, welches in artiſtiſcher Hinſicht ſo unendlich viel zu wünſchen übrig läßt, — — — nicht geziert wurde. Characteriſtiſch iſt, daß ſchon am zweyten jener Umſchwungstage, nähmlich den 14. März Joſeph eine Fahne mit der Deviſe: »Preßfreyheit« in der Hand hielt, manche vergleichende Erinnerungen weckend.

Dieſe Erſcheinung nun, dieſes allerdings etwas ſteife Meiſterwerk Zauners an und für ſich betreffend, ſo laſſen wir einen der ſorgfältigſten und exacteſten Beſchreiber, J. H. Böckh ſprechen:

Kaiſer Franz hat ſeinem unvergeßlichen Oheime Joſeph dem II. ein erhabenes Denkmahl errichten laſſen. Dieſes beſteht in der coloſſalen Bildſäule Joſeph's, in Brence gegoſſen, von Zauner, welcher bey der Ausführung des Ganzen ſeinen eigenen Anſichten, die in der Kunſt des Metallguſſes Epoche machen werden, folgte*). Dieſes Meiſterwerk wurde am 24. November 1807 (alſo nach 11 Jahren, von 1795 an) beendiget und feyerlich eingeweiht. Auf dem Joſephs-Platze waren rechts die k. k. Arcieren-, links die k. ung. Leib-Garde, beyde zu Pferd, aufgeſtellt. Vor- und rückwärts des Monuments aber, welches durch ein Zelt verhüllt war, ſtand die k. k. Trabanten-Leibgarde. Außer dieſen Garden bildete ein Grenadier-Bataillon ein zweytes Viereck. Sowohl

*) Es iſt hier nicht der Ort, dieſelben anzuführen. Man findet das Ausführliche hierüber in Carl Bertuchs Bemerkungen auf einer Reiſe aus Thüringen nach Wien von 1805 bis 1806. Weimar 1808.

innerhalb desſelben, als auf den im Umkreiſe errichteten mit Tuch behangenen Gerüſten, waren gegen 6000 Zuſchauer aus den gebildeten Ständen verſammelt. Auf dem Spitalsplatze war ein Bataillon Infanterie, auf dem Michaels-Platze aber ein Bataillon Bürger-Garde in Parade aufgeſtellt. Um 12 Uhr erſchien der Kaiſer, begleitet von ſeiner Familie, von den oberſten Hofämtern und den Capitänen der Leib-Garden auf dem Balcone, und wurden mit klingendem Spiele von den paradierenden Truppen bewillkommnet. Jetzt näherte ſich Zauner Seiner Majeſtät, und überreichte ein Exemplar der in Degen's*) berühmter Officin gedruckten Prachtausgabe der Beſchreibung dieſes Denkmahles, durch welches er ſich in den erſten Rang der Künſtler ſeines Jahrhunderts emporgeſchwungen hat. Mit Huld nahmen Seine Majeſtät das Werk auf. Zauner entfernte ſich, und auf ein gegebenes Zeichen fiel die Decke, welche das Monument verhüllt hatte. Trompeten und Pauken ertönten, alle Glocken in Wien wurden geläutet, von den Wällen donnerten die Kanonen, und das Militär gab drey Salven. Abends war Frey-Theater. — Zum Beweiſe der ausgezeichnetſten Zufriedenheit über die glückliche Ausführung dieſes Denkmahles hat der Kaiſer den Hof-Statuar Zauner mit der tarfreyen Erhebung in den Adelſtand, einer goldenen, mit Brillanten reich beſetzten Tabatiere, in welcher 10,000 fl. lagen, und einer lebenslänglichen Penſion von dreytauſend Gulden jährlich belohnet. Die bey der Einweihung übergebene Beſchreibung hat folgenden Titel: „Denkmahl Joſephs des II., auf Befehl Sei-

*) Damahls k. k. priv. Buchdrucker und Buchhändler.

ner Majeſtät Franz des I. errichtet durch Franz Zauner, k. k. Hof-Statuarius und Director an der k. k. Academie der bildenden Künſte in Wien; erklärt von Joſeph Ellmaurer, Archivar und Cuſtos der Bibliothek und Kupferſtichſammlung an derſelben Academie. Wien gedruckt bey Degen 1807. Fol. mit einer Abbildung des Monuments, von Jacob Merz radiert. Über die Bedeutung der Statue ſagt Ellmaurer: »Auf dem ganz maſſiven Piedeſtale ſitzt der Kaiſer zu Pferde im Römiſchen Coſtume, mit der flachausgeſtreckten Rechten ſeinem Volke den Schutz verkündigend, den jede ſeiner Handlungen bezeichnete, mit der linken den Zaum haltend. Der Kraft verrathende, aber gemäßigte Schritt des Pferdes iſt der dargeſtellten Handlung ſeines Gebiethers entſprechender, als jede andere Bewegung. Der Kenner wird an dem Baue deſſelben den deutſchen Schlag finden ꝛc.« Die Höhe des ganzen Monuments beträgt 5 Klafter 3 Schuh 8 Zoll; die Höhe des Pferdes vom vorderen Standfuße bis über die Mähne des Kopfes 2 Klafter 1 Schuh 3 Zoll; die Figur des Kaiſers wäre ſtehend 13½ Schuh. Der Granit des Piedeſtals wurde unter Herrn Zauners Leitung in Matthauſen gebrochen, und zwar ſo glücklich, daß jede der vier Faſainen aus einem Stücke ſeyn konnte. Das Piedeſtal hat durch drey Fußplatten und durch die weit vorſpringenden Sockel eine große breite Baſis. Auf den beyden langen Seiten des Piedeſtals ſind zwey Bronce-Tafeln eingelaſſen, mit Allegorien auf die Verdienſte Joſephs um ſein Reich, und zwar eines bezieht ſich auf Joſephs Reiſen, auf denen er Kenntniſſe zur Verbreitung wahrer Cultur und Aufklärung für ſeine Länder ſammelte; das andere deutet auf die Freymachung

des Hafens von Trieſt. Dieſe Basrelifs haben 1 Klafter, 4 Schuh, 1 Zoll Breite, 5 Schuh 4½ Zoll Höhe. In die ſchmale vordere und hintere Seite des Piedeſtals ſind Schrifttafeln (5 Schuh 3 Zoll hoch, 5 Schuh 2 Zoll breit) eingelaſſen, die gleichfalls ſammt der Schrift im Ganzen gegoſſen ſind. Die Inſchriften entwarf zuerſt Denis, ſie wurden aber von dem Numismatiker Abbé Neumann etwas abgeändert. Auf einer lieſet man: **Josepho II. qui saluti publicae vixit non diu, sed totus**; auf der anderen: **Franciscus Rom. et Austr. Imp. ex fratre nepos alteri parenti, posuit 1806.** Um das Monument ſtehen vier große Pilaſter von Granit, 1 Klafter 2 Schuh 8 Zoll hoch. Die auf denſelben angebrachten Medaillons (1 Schuh 7 Zoll im Durchmeſſer) bezeichnen die (nach den unter Joſeph dem II. geprägten Schaumünzen) merkwürdigſten Epochen ſeiner Regierung. Die erſte auf dem vorderen rechten Pilaſter wurde auf Joſephs Geburt geprägt; ſie ſtellt den Hercules vor, wie er die zwey an ihn geſendeten Schlangen zerdrückt. Die Inſchrift iſt: **Natus 1741. 13. Martii.** — Die zweyte auf Joſephs erſte Vermählung (den Hymen, wie er ſeine Fackel am Opferaltare anzündet, vorſtellend) hat die Aufſchrift: **Felix connubium celebrat Vindob. 6. Octob. 1760.** — Die dritte, auf Joſephs Krönung zum römiſchen Könige, ſtellt eine Frau vor, welche eine Thuemkrone auf dem Haupte hat, auf einem Thronſeſſel ſitzt, und ein Steuerruder und das Horn des Uberfluſſes hält. Die Umſchrift lautet: **Gloria novi seculi. El. et cor. Francof 1764.** — Die vierte (Auswurfsmünze bey dieſer Krönung) zeigt eine uber den Wolken ſchwebende Weltkugel, und uber derſelben das Auge Gottes. Umſchrift **Virtute et Exem-**

plo. — Auf dem vorderen Pilaſter links iſt die von Joſeph geſtiftete militäriſche Verdienſt-Medaille. In einem über Trophäen ſchwebenden Lorbeerkranze ſtehen die Worte: **Der Tapferkeit.** — Die zweyte, auf Joſephs und Leopolds, ſeines Bruders, Ankunft in Rom daſelbſt geprägte Münze ſtellt die Stadt Rom in einer weiblichen Figur vor, welche in einer Hand einen Speer, in der anderen eine Kugel hält; zu ihren Füßen ruhet der Tiber-Fluß. Die Umſchrift heißt: **Roma exultans ob fratrum Augg. adventum 1769.** — Die dritte, auf Joſephs Reiſen nach Italien geprägt, ſtellt den Kaiſer im römiſchen Coſtume zu Pferde vor, Minerva vor ihm einher gehend. Inſchrift: **Italia a Caesare perlustrata 1769.** — Die vierte, auf Joſephs erſte Reiſe nach Siebenbürgen, zeigt uns den Kaiſer, wie er, von der Freygebigkeit begleitet, zu einem mit Siebenbürgens Wappen geſchmückten Stadthore einreitet. Inſchrift: **S. P. Q. D. optim. Princ. Adventus Aug. 1773.** — Auf dem hinteren Pilaſter links iſt das erſte Medaillon ebenfalls auf Joſephs Ankunft in Siebenbürgen; der Kaiſer ſitzt in römiſcher Kleidung zu Pferde; vor ihm ſteht eine Frau, Siebenbürgen vorſtellend, und reicht ihm die Hand. Umſchrift: **Felicitas Daciae. Profectio Aug. 1773.** — Das zweyte, auf die Organiſirung Galiziens (eine männliche Figur im antiken Coſtume hält die Urkunde in einer Hand, und reicht die andere über einem Kornſcheffel) hat die Aufſchrift: **Conventu Ordin. perpetuo in Galicia et Lod. constituto. 1782.** — Die dritte Münze, zum Denkmahle der in Lemberg errichteten Univerſität; eine mit Lorbern umwundene Lyra (neben derſelben eine Eule und das galiziſche Wappen) vorſtellend, hat die Inſchrift: **Optimar. art. ludis in Galicia con-**

stitut. Academia Leopol. 1784. — Auf der vierten ſchweben zwey Geſetztafeln in Wolken; die Umſchriften: Dilige Deum super omn. prox. ut te ipsum; und Pauperum Institutio Vindob. 1784, deuten auf die Errichtung des Armen-Inſtitutes in Wien. — Die erſte auf dem hinteren Pilaſter rechts (zwey aus den Wolken ragende Arme ſich die Hand reichend) wurde auf die Toleranz geprägt. Aufſchrift: Concordia Religionum. — Die zweyte, die Hauptſeite des Gebäudes der medicinisch-chirurgiſchen Joſephs-Academie vorſtellend, deutet auf die Errichtung derſelben, und hat die Inſchrift: Curandis militum morbis et vulneribus. Academia medico-chirurgica instituta Viennae 1785. — Die dritte (der Genius der Kunſt die Jugend zum Tempel der Minerva führend) wurde auf die Erweiterung der Academie der bildenden Künſte geprägt, wie dieſes die Worte: Ingenio et Industriae — Academia Vien. novis institutis aucta 1786 beweiſen. — Das vierte Medaillon ſtellt den Lehrer des Taubſtummen-Inſtitutes mit zwey Zöglingen vor. Die Umſchrift heißt: Surdi mutique sollicitudine et munificentia Principis societati sibique utiles redditi. — Dieſe 16 Haut-Reliefs ſind mit matt gearbeiteten Lorbeerkränzen umgeben. Zwiſchen dieſen vier Denkmählern tragen kleinere Granitpfeiler die Ketten.

„Die Ketten!“ Nun denn endlich auch die des Geiſtes geſprengt, ein friſchfreudiges lebendiges Wort: „Kaiſer Joſeph und die deutſche Fahne.“ Von R. A. vom Jahre 1848 in Frankls Sonntagsblättern, July, S. 513 und folg. — „Wien bot in dieſer Woche einen freudigen Anblick dar: Fackelzüge, Muſik, ſchallende

Glocken, flatternde Fahnen, deutſche Bänder, Reden und begeiſterte Worte. Es war nach längerer Pauſe, nach dem grauen Wahlhimmel ein ſonniger Lichtblick. Man gab ſich dem freudigen Stolze hin, daß Deutſchland einen Öſterreicher ſich zum Reichsverweſer gewählt hat. Wir lieſen uns, die wir das Volk lieben, nicht die Freude trüben, daß er ein unverantwortlicher ſeyn ſolle, und werden dieſem Gegenſtande einen eigenen Artikel widmen; jetzt ergreifen wir die Feder um ein Feſt zu ſchildern, das eines der erhebendſten ſeit den Märztagen war. Ein Juriſt, wir bedauern ſeinen Nahmen nicht zu wiſſen, widmete eine reiche deutſche Fahne, um mit ihr das Standbild Joſephs II. zu ſchmücken. Die academiſche Legion zog nun am 7. d. M. 10 Uhr mit klingendem Spiele auf den Joſephsplatz und umſchloß in weitem Viereck das Standbild. Die Muſik ließ das deutſche Lied hören, darauf trat Hr. Fried. Kaiſer, Officier der acad. Legion, auf die Stufen des Standbildes und ſprach folgendes mit vielem Beifall aufgenommene Gedicht:

Im Morgenſtrahle ſeiner Freyheit blickt
Das Volk empor zu eines Herrſchers Bild,
Den es, obgleich der Tod ihn ſelbſt entrückt,
Lebendig doch im tiefſten Herz behielt.
Seht, wie dies Bild ſo einfach ſich erhebt,
's iſt kein Symbol der Tugend um ihn her,
Wer ſo wie er gewirket und geſtrebt,
Bedarf nicht eherner Symbole mehr.
Setzt Andern hin die Tugenden aus Erz
Lebendig offenbarte ſie ſein Herz.

Nennt ihn den Zweiten in der Nahmenreih',
Er war der Erſte ſeinem Volke doch,
Der Erſte, der den Geiſt erklärte frey,
Der Erſte, der gelöst das Sclavenjoch.

Ihr preiſt den, der genügte ſeiner Zeit,
Und wähnt, es wär genug für alle Zeiten,
Er hat den Zeitſtrom überflügelt weit,
Er wollte das, um das wir mußten ſtreiten
Drum, da wir nun geſiegt und da der Kampf zu Ende.
Gebt ihm das Siegeszeichen froh in ſeine Hände.

Die Fahne wurde hierauf an der Hand des Standbildes befeſtigt, das Haupt desſelben mit einem Lorbeerkranze, der ſchon in den nächſten Tagen mit einem aus Bronce vertauſcht werden wird, geſchmückt und die öſterreichiſche Volkshymne von der Muſik geſpielt. Mittlerweile wurden die Deputirten aus Frankfurt feyerlich eingeholt und vom Obercommandanten Pannaſch mit einigen herzlichen Worten begrüßt, die der Deputirte Raveaux erwiederte. Er ſagte beyläufig:

„Ich bedaure ſehr, daß nicht ganz Deutſchland Zeuge iſt von der herzlichen und ehrenvollen Aufnahme, die ſeine Abgeordneten in Wien gefunden. Ich werde es aber erzählen und die Sympathien, die mächtig für Öſterreich ſchlagen, werden noch inniger werden. Ich bedauere nach ſo kurzem Aufenthalte die alte ehrwürdige, deutſche, freyheitsbegeiſterte Stadt verlaſſen zu müſſen; die Erinnerung an ſie und beſonders an dieſes Feſt wird nie aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden.“

Hierauf ſprach Hr. J. N. Vogl, Officier der academiſchen Legion folgendes von vielem Beyfalle begleitetes Gedicht:

In deinen Händen ſoll das Banner wallen,
Das Zeichen für des Volkes Treu' und Recht,
Obgleich dein Bild, da du in Staub gefallen,
Nunmehr umwegt ein jüngeres Geſchlecht.

In deinen Händen ſoll das Banner wallen,
Da du nur nach der Völker Wohl geſtrebt,
Und kühn vorausgeſchritten ihnen allen,
Als Bannerführer, die mit dir gelebt.

Die Zeit, von der in einſam ſtillen Nächten,
Du oft geträumt, ſie iſt nunmehr erwacht,
D'rum laßt uns mit Vergangenem nicht rechten,
Da uns der junge Freyheitsmorgen lacht.

In Habsburg's Enkel wird zur Wahrheit werden,
Für was der Ahnherrn edles Herz nur ſchlug,
Und Völkerglück wird heimiſch ſein auf Erden,
Trotz allem Böſen, Hinterliſt und Trug.

D'rum mögſt du auf die Deinen niederſehen,
Die noch Dein Angedenken hochentzückt; —
In deiner Hand ſoll Deutſchland's Banner wehen,
Du Edelſter, den eine Kron' geſchmückt.

Nun beſtieg Ludw. Aug. Frankl, Officier der academiſchen Legion, die Stufen und hielt folgende Rede:

„Ein edler, öſterreichiſcher Dichter ſang von Joſeph dem Zweyten: „Ein Despot iſt er geweſen, ein Despot, wie es der Frühling iſt, der zum eisbedeckten Strome ſagt: Fluthe! der zu den Bäumen ſagt: Grünt!“ Joſeph ſagte zu dem rothen, lange niedergehaltenen Strome im Herzen ſeiner Völker: Fluthe frey, werde ſtolz du Herz meines Volkes; Er ſprach zum Geiſte: Sprenge die Knospen, und grüne und blühe, werde frey du Geiſt meines Volkes. Joſeph der Zweyte liebte ſein Volk und mit tiefer Rührung leſe ich die Worte, die hier dem Sokel ſeines Standbildes eingegraben ſind: „Non diu, sed totus“ Nicht lange, aber ganz. Ganz gehörte ſein Herz dem Volke,

alle ſeine Gefühle, alle ſeine Gedanken waren ihm geweiht, und was er beſaß, er ſchenkte es mit offenen Händen, darum iſt auch ſeine Hand, die zu ſegnen ſcheint, offen; er ließ ſeine Liebe aus ihr als Segen herabregnen, er vermachte ſeine Liebe ſeinen Völkern nicht, er gab ſie ihnen ſo lange er lebte in Thaten. Das Wunder iſt bekannt, das der h. Januarius in Neapel zu wirken pflegt. In kryſtallenen Geſchirren wird ſein eingetrocknetes Blut gezeigt, wenn aber das Volk feyerlich erſcheint, andächtig bethet, und ſein Feſt begeht, beginnt das Blut flüßig zu werden und ſiedet und wallt empor. Ich habe das Wunder in Neapel mit angeſehen. Meine Freunde! Nur zwanzig Schritte von uns entfernt, in der Auguſtinerkirche wird das Herz Joſeph des Zweyten in ſilberner Urne verwahrt. Ich glaube daran in dieſem Momente, wo wir feyerlich ein Feſt begehen für ihn, wallt ſein Blut empor in der Urne und jubelt uns den Gruß zurück, den wir ihm bringen. Und dieſes feurige, edle, herrliche Herz, mit welchem Kummer, mit welchem unſagbarem Schmerze iſt es zur Grube gefahren! Die Grabſchrift iſt bekannt, die Joſeph auf ſeinem Sarge eingegraben wünſchte: „Hier liegt ein Fürſt, der ſtets das Gute wollte, und dem es nie gelungen iſt.“ Er mußte Alles zurücknehmen, was er Großes, Herrliches für ſein Volk gewollt, wie tragiſch iſt dieſer Gedanke, mit dem er ſtarb. Aber Eines nahm er nicht zurück, wie er auch Alles Andere verzweifelnd an der dennoch geliebten Menſchheit aufgab auf ſeinem Todtenbette: die Liebe, die er für alle Religionsgenoſſen ausgeſprochen hat, die Toleranz für jede gläubige Geſinnung, die Gleichheit der Menſchheit auf Erden, wie vor Gott im Himmel. An dieſem Gedanken hielt er feſt, er war der Abſchiedsgruß an ſeine Völker. Worte von Sterbenden erfüllt man doch

ſonſt gerne, und haben wir das gethan? Und doch ſind es Worte eines großen, geliebten Todten. Laßt uns in dieſem heiligen Momente, in dieſer weihevollen Feyer es ſchwören, die treuen Executoren ſeines Teſtamentes zu ſeyn! Dieſes ſein Standbild aber ſtund lange in einer Gedankenwüſte, die ſie künſtlich um uns her aufgeſandet haben, es war die Memnonsſäule Öſterreichs, die da zitternd erklang, wenn ein Lichtgedanke heimlich hervorbrach, und ich höre jetzt es tönen durch das gewaltige Erz, weil es endlich Tag geworden iſt. Was aber ſoll der Todte mit dem Ruhme? Was nützt ihm unſere Feyer, die Todten bleiben ungerührt vom Haß wie von der Liebe! Ich führe hier einen anderswo bereits ausgeſprochenen Vers an:

Jedem Kämpfer ſoll die Feyer ſagen:
Es geht im Daſeyn keine That verloren,
Wenn edle Geiſter ſie in's Leben riefen,
Wenn ſie die Selbſtſucht eitel nicht geboren.
Wie Götterbilder, die im Schutte lagen
Durch ein Jahrtauſend in Pompejis Tiefen.
Wo ſie vergeſſen ſchliefen;
Wird großer Thaten Rieſengeiſt erſtehen,
Und wird verwandter Geiſter ſich bemeiſtern,
In Flammen ſetzen und mit Glut begeiſtern,
Ein Sturmwind Gottes durch die Nachwelt wehen,
Der klingend zieht ein ſchöpferiſches Werde:
Joſephs Gedächtniß ſtirbt nicht auf der Erde.

Der Abgeordnete Heckſcher nahm hierauf das Wort: „Es iſt der bedeutungsvollſte Moment, den ich in Wien erlebe, und ich freue mich mit innigſter Rührung, und danke Ihnen, daß Sie mich ihn miterleben ließen. An dem

Standbilde des großen Monarchen müſſen wir aber daran denken, daß wir mit Ruhe an einen neuen Bau gehen müſſen, daß wir nichts überſtürzen, nicht zu früh Früchte pflücken dürfen. Dieſe große Lehre gibt uns das Leben des Monarchen, den wir eben feyern. Ich ſcheide aus Ihrer Mitte mit dem erlangten Bewußtſeyn, wie ſehr ſich Öſterreicher und Deutſche als Brüder fühlen, und dies iſt der erhebendſte Gedanke, den ich mitnehme.“ Die kleine unanſehnliche weiße Fahne mit der Deviſe: Preßfreyheit, die Joſephs Statue ſeit dem 14. März in der Hand hielt, wurde hierauf von einem Officier der Nationalgarde, die ſich ſehr zahlreich bey der Feyer eingefunden hatte, getragen und im feyerlichen Zuge in das bürgerliche Zeughaus gebracht, wo Hr. Friedrich Kaiſer mit einigen treffenden Worten, die er aus dem Fenſter des erſten Stockwerkes ſprach, ſie zum ewigen Andenken übergab. Es verdient bemerkt zu werden, daß bey dieſem Feſte zufällig nur Schriftſteller ſprachen. Männer, denen ſchon Joſeph das ihnen gewiß Wünſchenswertheſte gegeben hat: Preßfreyheit.“

Wir können hier noch einer andern ehernen Reiterſtatue erwähnen, die des Vaters Joſephs, welche gegenwärtig nicht weit von jener des Sohnes, nähmlich im Burggärtchen aufgeſtellt iſt.

Eine vorzügliche Zierde des Hofgartens iſt auch die Statue Franz des I., römiſchen Kaiſers, welche vormahls auf der Burg-Baſtey in dem ſogenannten Paradies- oder Kaiſergarten ſtand. Der Kaiſer iſt in Lebensgröſſe und in ſpaniſcher Mantelkleidung zu Pferde aus weichem Metalle

von B. Moll, einem Wiener Künſtler, verfertiget. Der Nahme des Künſtlers iſt auf der Pferdedecke eingegraben. Seine Majeſtät der Kaiſer haben dieſe Statue von der Familie des Künſtlers, gegen eine derſelben gnädigſt bewilligte jährliche Leibrente, an ſich gebracht, und bey Überſiedlung der Statue aus dem vormahligen Paradies-Gärtchen von der Baſtey hieher, dieſelbe auf ein ſchönes Piedeſtal mit folgender Inſchrift: **Divi Francisci I. Rom. Imp. Statuae Franciscus I. Aust. Imp. Avi opti. Maximi memoriam veneratis hunc locum optavit, ut in suo. am conspectu semper esset. MDCCCXIX.** (Böckh Wiens Schriftſteller, S. 444.)

VII.

Andreas Hofer im Parterre des Kärnthnerthor-Theaters.

„In den letzten Jänner- und erſten Februarstagen 1809 war Hofer mit ſeinen Gefährten verſteckt bey des Erzherzogs Johann Hofbüchſenſpanner, Ant. Stöger, auf der ſogenannten Laimgrube. Stöger ging beym Ausbruch des Krieges mit biederer Aufopferung ſelbſt nach Tyrol hinein, und ſcheute die Gefahr durchaus nicht. Erſt jedes Abends hatte Hofer, deſſen ungewohnte Kleidung und deſſen bis auf den Gürtel reichender Bart ein Rudel Gaſſenjungen hinter ihm hergezogen hätte, ſeine Zwieſprache mit Hormayr im Archiv, oder in deſſen Wohnung, zum vertraulichen Nachteſſen (Nr. 155, Renngaſſe). — Eines Abends ließ der unvergleichliche Miniſter Stadion,

unter deſſen vertraute Arbeiter Hormayr gehörte, ihn plötzlich zu ſich rufen und empfing ihn unter häufigem Tabakſchnupfen und etwas ſtotterndem Eifer in ganz ungewohnter Entrüſtung. — „Sie halten nicht Ihr Wort! Ihre Tyroler ſollten ja verſteckt bleiben und mir nicht Andreeſſn und Rechberg auf den Hals hetzen, und ſie laufen überall herum“ — „Euer Excellenz, es iſt nicht wahr. Kein Tyroler bricht ſein Wort.“ — „Wie können Sie das ſagen? — Ihr Barzmann oder Buſchmann oder Sandwirth ſitzt drüben im Kärtnerthor-Theater und zieht aller Augen auf ſich.“ — Hormayr rannte wie ein Beſeſſener aus der Staatskanzley, über den Joſephsplatz, ins Kärnthnerthortheater, und bewog den Billeteur durch ein gutes Trinkgeld, ihm „den ungariſchen Viehhändler mit dem langen Bart“ (ſo nannte Hormayr gefliſſentlich den Sandwirth, den er zu ſeinem größten Schrecken wirklich im erſten Parterre ſitzen ſah), wie der Vorhang dieſes Actes fiele heraus zu rufen, und ihn ins Ohr zu ſagen: — „der Landsmann mit dem Wein und mit den Pferden ſei angekommen und müſſe ihn auf der Stelle ſprechen; weiter wiſſe er nichts.“ — Langſam und ungern, mit großer Luſt zu vielen Fragen, folgte Hofer, kopfſchüttelnd und treuherzig grüßend. — Hormayr am Eingang, hinter einem Pfeiler verſteckt, trat jetzt einen Augenblick hervor und winkte ihm heftig, zu folgen. Das that Hofer auch, wiewohl ungern und langſam. — Als ihn Hormayr vor dem Eingang auf der Straße hatte, ſprach er erſt, und ſagte heftig: „Aber Andrel (Andreas), die Tyroler halten ſonſt Wort, und Du haſt mir in die Hand verſprochen, Dich ſorgfältig verborgen zu halten und läufſt jetzt in Deinem Aufzug und mit Deinem bartigen Rüſſel

daher, um die Operntriller zu hören und zu ſehen, weil ſie im Ballet die Beine ausſtrecken?!“ — „Ich habe nichts verſprochen (erwiederte Hofer), als mich niemahls bey Tage irgendwo ſehen zu laſſen, aber jetzt iſt es ja ſchon immer zwiſchen 4 und 5 Uhr ſtockrabenfinſter.“ — Hormayr hatte gut reden, das alte Naturkind auf den Zweck der Verborgenheit hinzuleiten. — Er fragte nur immer: — „Ja wo iſt denn aber der Landsmann mit den Pferden und mit dem Wein?“ — und als Hormayr dem Erſtaunten wieder lang und breit erklärte: — das ſey ja nur eine Finte geweſen, ihn ſchnell aus dem Theater heraus zu bringen, meinte er: „— Aber jetzt könne er doch wieder hinein gehen, und ſich auf ſeinen Platz ſetzen, denn er habe für das ganze Stück bezahlt und jetzt ſchon Viel davon verſäumt, und zuletzt würden ſie ihm bey der Kaſſa keinen Heller für das Verſäumte herausgeben wollen.“ — Höchſt ungeduldig ſchleppte ihn Hormayr durch Regen und Schneegeſtöber zum Abendeſſen mit ſich nach Hauſe.“ („Lebensbilder aus dem Befreyungskriege ꝛc.;“ in der That eine meiſterhafte, ergreifende Schilderung. Das heißt zeichnen, das heißt: Lebensbild. „Das alte Naturkind!!“)

VIII.

Kolbielsky, der geniale, vielkundige und vielseitige Abenteurer.

„Wenn von öſterreichiſchen Memoires und geheimen Geſchichtsquellen die Rede iſt, ſo darf ein kecker Abenteurer nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, der von der zweyten Theilung Polens bis zur Vermählung Marien Louiſens eine nicht minder einflußreiche und faſt unglaubliche Rolle geſpielt hat, als in andern Kreiſen und Beziehungen der ihm geiſtesverwandte Caſanova.“

Mit dieſen wohlbegründet ſpannenden Worten beginnt einer der gelehrteſten, geiſtreichſten und fruchtbarſten Geſchichtforſcher und Hiſtoriographen Deutſchlands die Lebensſkizze des Polen Kolbielsky, eines der merkwürdigſten Männer der Neuzeit und von ganz eigenem Intereſſe für Öſterreich, insbeſondere aber rückſichtlich der Periode des Kaiſers Franz wie nicht minder der Perſon dieſes Monarchen ſelbſt. Gleichwohl wird man ſo gut als vergebens die vielerley geſchichtlichen oder biographiſchen Wörterbücher nachſchlagen, und man muß daher dem Herrn Verfaſſer jenes lebensfriſchen Umriſſes warmen Dank zollen. Aus dem eben angeführten Grunde wird es wohl auch zu rechtfertigen ſeyn, wenn wir jenes köſtliche Medaillon für unſre vorliegende Sammlung entlehnen, um es auch in unſrem Leſerkreiſe

zur Kenntniß zu bringen, da jenes umfangreiche Werk (Anemonen: von Freyh. v. Hormayr, ein unendlich reicher Schatz, politisch, publicistisch, historisch, anecdotisch ꝛc.; ein Buch, das trotz seiner entschiedenen Werthhaltigkeit und Wichtigkeit aus guten Gründen viele Gegner haben muß) dem großen Publicum nicht leicht zugänglich ist. In einem seiner frühern Werke gibt der Herr Verfasser einige vorläufige Notizen über unsern Helden, und bemerkt dabey: »Seine reichhaltigen Memoires existiren in mehreren Abschriften.« — Der Sammler und Redacteur gegenwärtiger Blätter hatte vor Jahren von einem Freunde eine dieser Copien in 3 Quartbänden zur Durchsicht erhalten. Dieser Freund (v. M—z) ist heimgegangen; das Manuscript der Himmel weiß wo. Sehr zu wünschen wäre, daß einer der allerdings wenigen Besitzer dieser Kolbielsky'schen Denkwürdigkeiten die Herausgabe derselben veranlasse. So viel wir uns erinnern können, spielte Kolbielsky auch hie und da den Philanthropen und Cosmopoliten, so wie rücksichtlich des Projects eines ewigen Friedens auf Erden den Anhänger Heinrichs IV., St. Pierres, Kants ꝛc. Doch ... schweigen wir, und lassen wir den Meister sprechen!

»Es war dieses Carl Friedrich Glave Kolbielsky, geboren 1750, jüngerer Sohn eines wenig bemittelten masurischen Edelmannes. — Zeuge der ersten Zerstückelung seines polnischen Vaterlandes (1773), nährte er einen glühenden Haß gegen den preußischen Namen. Äußerungen und Umtriebe dieses Sinnes sollen ihm schon in der Jugend eine kurze Festungshaft in Colberg zugezogen haben? Sie war bey des großen Friedrich türkischen Justizideen nicht auffallend, daher auch bald vergessen. Kolbielsky

diente nach einander mittel und unmittelbar allen Factionen Polens, nur den preußischen und ruſſiſchen Intereſſen iſt er zu keiner Zeit, wohl aber jenen Öſterreichs dienſtbar geweſen, und der Sinnesart jetzt der Kolontay's, jetzt der Potocki's, jetzt der Czartoriski's und Poniatowski's gefolgt. — Während des letzten Türkenkrieges (1788—1790), und der Wirren um die Grodnoer Conſtitution (1791) und der zweyten Theilung arbeitete er im Cabinet des Königs Stanislaus Auguſt Poniatowsky und gerieth ſchon früh in Verhältniſſe mit Thugut. Wie dieſer von Paris, wo er Marien Antoinetten mit Rathſchlägen zur Contrerevolution unterſtützen ſollte, den Geheimſchreiber Mirabeau's, Pellene, mit nach Wien brachte, von wo dieſer erſt 1810 an die Seine zurückkehrte, zogen auch ſeine Verwicklungen in Polen, Kolbielsky nach Wien und ins Hauptquartier der Rheinarmee. Kolbielsky hatte gegen Stackelberg und gegen Lucchesini, vorzüglich aus perſönlichem Haſſe gegen Letzteren, ausgezeichnete Dienſte geleiſtet. Er hatte über das ungariſche Comité zu Berlin Winke gegeben, die mit dem Martinovits-Hainczyſchen Hochverrathsproceß und mit mehreren andern, keineswegs unbedenklichen Verwicklungen im ſeltſamſten Einklange ſtanden. Selbſt mit Martinovits, ſelbſt mit Leopolds II. Cabinetsſpion, Szpétis, war Kolbielsky in Verbindung geweſen. Sein Gegner, früher ſein Freund, Hugo Kolontay, ſelber warnte ihn zuletzt, ſchnell zu gehen, und bedeutete ihm, er werde jetzt in Wien der guten Sache weit nützlicher ſeyn können!! So ſah man denn plötzlich den geheimnißvollen Fremden in Wien. Er verſchwand aber bald und erſchien wieder am Rhein im Hauptquartier des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen, begünſtigt von deſſen

Adjutanten, General Seckendorf, von dem hoffnungsreichen Grafen Max Plunkett, vorzüglich von dem (wie es schien, mehr als irgend Einer zum Premierminister Österreichs berufenen) Grafen, nachmahls Fürsten Franz Dietrichstein. — Der betrügerische Subsidienvertrag mit England, Preußens unrühmliche Politik in polnischen und deutschen Angelegenheiten, seine Separatunterhandlung, der Baseler Friede, die Neutralitäts- und Demarcationslinie, die geheimen Entschädigungsverträge für Preußen und Oranien waren nach einander der Gegenstand seiner kräftigsten leidenschaftlichen Ausfälle. — Dieß gewann ihm einen warmen Bewunderer an dem edlen und gelehrten Reichsreferendar, Baron Frank. —

Kolbielsky war klein und elegant von Statur, von unverwüstlicher Gesundheit bis in sein achtzigjähriges Alter, trotz unausgesetzter Arbeit, trotz wilder Leidenschaftlichkeit in allen, auch in den geringsten Dingen, und trotz großer Verluste und Unglücksfalle. Seine Lebensart war mäßig, seine priapeische Virtuosität berühmt und dankbar anerkannt. Die Protection des Herrn vom Hause suchte er meist durch die Liebschaft mit der gebietenden Dame des Hauses zu verkitten. Seine Manieren waren die der guten Gesellschaft, etwa die unangenehme Hastigkeit in Bewegungen und Reden abgerechnet und die maßlose Eitelkeit, mit der er in gleicher Zuversicht die Finanzen oder einen Schraubstock zerlegte, den Staat oder eine Uhr zurecht richtete, und noch als Greis unwiderstehlich für alle Damen zu seyn, fest überzeugt war. — Die vage Wildheit im Blick, der Grimm in den Mundwinkeln, der schwarzgalle Teint, die ersten unbewachten Äußerungen, zeigten alsbald den Mann, der weder Tugend noch Laster kenne, sondern nur

Mittel. In der That erzählte man von ihm in Wien (mit Grund oder Ungrund) ein Vademecum ſinnreicher Betrügereyen. Wie Viele ſeines Gleichen, diente er ſtets der geheimen Polizey, war aber auch von ihr unaufhörlich bewacht. Er hatte manche Vorzüge und alle Fehler des polniſchen Nationalcharacters.

Kolbielsky hatte ein ausſchweifendes Gedächtniß und mathematiſches Talent. Die großartigſten Berechnungen, die verwickeltſten Probleme waren ihm ein Spiel. Er brachte aber auch aus den sciences exactes allen Eigenſinn, alle Infallibilitätswuth, alle Beſchränktheit mit in die Verwaltung und in die Politik hinüber im Dünkel eines univerſellen Genies. Einer durch und durch edeln Natur wie Stadion war dieſer Menſch unausſtehlich, er wollte ihn nie ſprechen, aber der Kaiſer Franz ſah ihn oft, meiſt Frühmorgens nach der Meſſe. Er ließ ſich von Kolbielsky über alle Finanz- und politiſchen Gegenſtände Memoires ausarbeiten, die er aber faſt jedesmahl den Miniſtern, gegen die ſie gerichtet waren, öfters wie durch Verſtoß ohne eine Zeile dazu, überſendete. — Es läßt ſich denken, welchen Haß, welche Rache Kolbielsky dadurch auf ſich gezogen habe? — Seine Unklugheit und Unverſchämtheit waren nicht geringer als ſein ſcharfer Feuergeiſt, als ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, als ſeine an mehreren wichtigen Höfen, in mehreren Hauptquartieren, Cabinetten und Miniſterien, Clubbs und Orgien geſammelten Erfahrungen.

Im Bonapartehaß war Kolbielsky (ſchon 1802 mit Armfeld und d'Antraigues verbunden) ſich immer gleich und auf ſeine Weiſe ehrlich. Es iſt auch keine Spur, daß man dort je verſucht hätte ihn zu gewinnen. — Es läßt

ſich denken, wie gefährlich der verwegene, vor nichts erſchreckende, ſeinen mathematiſchen Calculs wie der Providenz vertrauende Kolbielsky in der Hand eines gemüthlichen, talent- und kenntnißreichen Staatsdilettanten und Finanz-Feuerwerkers war, wie der muntere Staatsrath Matthias von Faßbender, der Gärtner ſo vieler Reformpilze und optimiſtiſcher Glashausbeete!? Doch Kolbielsky wurde dieſer regenverkündenden Aurora bald ungetreu, ſich dem Franz Colloredisch-Cobenzliſch- und Collenbachiſchen Eulenſchrey zuwendend. — Auch war bereits in der hohen Polizey Summeraus ſchwäbiſche Waſſermelone und des klugen Ley Faßbenderiſche Affinität und Conſanguinität außer Cours geſetzt durch den in den böhmiſchen Bädern gehörig gewaſchenen, gewandten Philipp von Stahl, der, nachdem ihn Cobenzl in Petersburg weggeſchickt hatte, nichts zweckmäßiger fand, als eine Kammerfrau der Kaiſerinn zu ehelichen und in dem äußerſt raſchen Trauungsſegen des Burgpfarrers Alons Langenau das Schwungbrett des Emporkommens zu finden. Sehr geringen Dank erntete jedoch ſeine Wohlthäterinn, die Kaiſerinn Thereſia, die ||||| der Kriegspartey gewaltig im Wege ſtand. — Man muß es Kolbielsky nachrühmen, daß dieſe Kniffe und jene gegen den Erzherzog Carl ihn nie zum Mitſchuldigen hatten. Er fiel wenigſtens ehrlich in jenem ruhmvollen, wenn auch unglücklichen Kampfe von 1809 für den ganzen, armen Überreſt ſeines brauſenden und ſchäumenden Lebens. —

Er blieb in Wien, inmitten der Feinde, und wurde der Mittelpunct nicht nur der Umtriebe, welche die öſterreichiſche Polizey von Ofen nach Neuhäuſel aus in Wien und in den vom Feinde beſetzten Provinzen ſpann.

Er that auch den gleichen, aber beſſer bezahlten Dienſt für Bathurſt und Bardari, die Bevollmächtigten Englands und der ſpaniſchen Cortes. — Durch raſche und planmäßige Unterſtützung Tirols gleich nach der Schlacht von Aſpern konnte dieſe, Deutſchland, Italien und die Schweiz trennende Diverſion den großartigſten Character erhalten und Napoleon zu den ſchwächendſten Detachirungen zwingen. Kolbielsky war ſehr eifrig dafür — trotz der heiligſten Verſprechungen geſchah aber bis zum Waffenſtillſtande gar nichts. — Auch die kurze Beſetzung Nürnbergs, Bayreuths, Leipzigs und Dresdens war ohne jegliches Gewicht: — es hieß: „Alles müſſe im Marchfelde entſchieden werden, alle hors d'oeuvre nützten nichts.“ — So that man nichts in Flanken und Rücken, aber auf dem Hauptpunct auch nichts, — das zeigten die ſo viel beſprochenen, unüberwindlichen Verſchanzungen, und daß man Napoleon, um ihn deſto beſſer zu verfolgen, mit aller Übermacht ruhig herüberließ, ſtatt ihn im Detail zu ſchlagen, als wenn der Möglichkeit des Verfolgens nicht zuerſt die Wahrſcheinlichkeit und Wirklichkeit des Schlagens vorausgehen müßte?? Der auf vierzehn Tage geſchloſſene Waffenſtillſtand wurde durch ein Vierteljahr verlängert, bis die Armee in den Sümpfen Ungarns nahe an 60,000 Kranke zählte, und eine Niederlage und ein Rückzug den Verluſt alles Geſchützes und Materials und die Einſchiffung des Kaiſers Franz nach England nach ſich gezogen haben würde, für welche, ſo wie für die Fortſchiffung des Privatſchatzes, in Fiume die Anſtalten durch Barbier getroffen waren.

Die Kriegsleute waren in Totis die allerfriedfertigſten. — Staatsrath Baldacci, bekanntlich ſehr gern im

Rücken wirkend, mit dem bald verabschiedeten Stadion, mit den Generalen Bubna und Koller, der Einzige, der noch den Kopf völlig beysammen hatte, träumte nichts als von Insurrectionen und Guerillas im Rücken der Franzosen; ganz recht, wenn man nur die Menschen zur Ausführung gehabt hätte, wenn die Emissärs sich nicht ungeschickt benommen hätten, daß der Feind sie aus ennui und Mitleid beim Kopfe nahm, und warum geschah denn gar nichts im Juny und July, als Tyrol noch mächtig und von Constanz bis Laibach Alles aufständisch war?? —

Kolbielsky war zwischen allen diesen Netzen. Er glaubte recht viele Guineen verdienen und wieder verschwenden zu können, überdieß war ihm die Intrigue kein Mittel, sie war ihm Hauptzweck alles Lebens.

In der siegreichen französischen Armee waren gleichwohl nicht geringe Keime ihrer Auflösung oder vielmehr der Ausstoßung Napoleons vorhanden. Sie waren zum Erstaunen herangereift und im bewunderungswerthen Geheimniß erhalten. Schon während seines Marsches von Madrid auf Corunna hatte ein wohlüberlegter Plan aufgezuckt, ihn zu stehlen und in die Hände der Engländer zu liefern. In der Armee selbst bestanden drey bis vier geheime Gesellschaften zu seinem Untergang, nicht mit thörichten Projecten der Absetzung und philosophischen Quiescirung, sondern ganz practisch mit seiner Auslieferung oder Ermordung beschäftigt. Dreymahl hat Kolbielsky Oudet gesprochen, der von ganz anderem Character war, als Moreau, und bey Wagram gewiß durch keine österreichische Kugel fiel.

Die Schlacht von Aspern, — das Einsperren der Munition, der Verwundeten und einer Kerntruppe auf der

Insel Lobau, hatte schon in jenen Tagen unter manchen der höchsten Führer die Idee gereift, Napoleon zur Abdankung zu zwingen, Eugen als Kaiser auszurufen und der Welt den Frieden zu verkündigen. — Andere, wohl die einzig zweckmäßigen Nuancen, wollten seine Entführung und Auslieferung an die Engländer in Fiume. Bathurst in Ofen konnte zwey Millionen zur augenblicklichen Disposition stellen. — Napoleon's Jugendfreund, Mitschüler und Vertrauter Bourrienne, steckte mehr oder weniger hinter allen gewaltthätigen Entwürfen gegen ihn. Fouché und Talleyrand erblickten Beyde ganz richtig im spanischen Kriege den Mühlstein an Napoleons Hals *), und Ersterer stack gleichfalls hinter allen jenen Armee-Conspirationen. Er war Bernadotte vertraut Befangene Boten der ersten Bestürzung hatten ihm Napoleons Verlegenheit nach den zwey Pfingsttagen von Aspern übertrieben hinterbracht. Er dachte sogleich wie später im August nach der brittischen Landung, auf allgemeine Bewaffnung der Nationalgarde. Seine Äußerung an einen geheimen Boten, eben jenes Fürsten von Ponte Corvo, nach dem Tage von Wagram lautete laconisch genug: — **Comment revenir nous demander quelque chose, quand vous auriez déjà dû avoir tout accompli, à vous seuls!? On le fourre dans un sac (Napoleon), on le noye dans le**

*) Fouché nahm sich gegen die 1808 vor und nach der Bayonner Consulta in Paris befindlichen spanischen Großen, namentlich vor Infantado, San Carlos, Castelfranco, Escoiquiz ꝛc. so wenig als Talleyrand ein Blatt vor den Mund, selbst in Gegenwart des bey Beyden in ganz besonderer Achtung stehenden Grafen Metternich! —

Danube — et puis tout s'arrange facilement et partout. — Ein französischer Oberster der Armeepolizey war in alle diese Dinge verwickelt und gab Unterpfänder seiner Aufrichtigkeit. — Oberst Mériage, der allmächtige Adjutant des ehemahligen Bothschafters, jetzigen Generalgouverneurs in Wien, Andreossy, war gewonnen, ebenso der beym Platzcommando vielvermögende Oberstlieutenant Schweitzer. Es geschahen kaum glaubliche Unvorsichtigkeiten im Übermuth der Sicherheit und des eigenen Einflusses und Zutrauens. — Gueniard, Mériage's Vertrauter, und mehrere subalterne Officiere wurden auf der Schmelz bey Schönbrunn erschossen. Ein drohender und doch geheimthuender, düsterer Aufruf hierüber erging an die Armee, und auch der Mordversuch des muthigen Schwärmers Friedrich Staps aus Naumburg, den Tag vor Unterzeichnung des Friedens mißglückte nur, weil er aus Ungarn herauf, schon sieben Tage früher, Napoleon verrathen war. Von dieser Stunde an war Savary eingeschärft, Bathurst müsse verschwinden.

Im Hauptquartier des Kaisers Franz, in Totis, dessen erhabene Gemahlinn Ludovica schwer kränkelte, zumahl seit dem Ableben ihres durchlauchtigsten Herrn Bruders, des Primas, befehdeten sich indessen mit der größten Erbitterung eine Widerstands- und eine Unterwerfungspartey. — Bey zwey in unrühmlichen Processen befangen gewesenen Officieren in Wien, Grafen K**** und C***, zeither Polizey-Mouchards, war indessen Compromittirendes vorgekommen. K**** wurde von den Franzosen in seiner Wohnung im rothen Hause verhaftet. Er mußte die Execution auf der Schmelz mit ansehen, seine Papiere compromittirten einen Haushof-

meiſter Kugler und einen Commiſſär Kraus. Unter beyden Nahmen aber ſteckte Kolbielsky. Allein jener Oberſt der franzöſiſchen Armeepolizey half ihm durch nach Preßburg und am Ende war groſſe Klage darüber, daß »die dummen Sachſen in Preßburg« den Böſewicht Kraus hätten entſchlüpfen laſſen.

Kolbielsky ſah nun in Totis den Kaiſer Franz. — Er ſah täglich den mit der Armeepolizey beauftragten feinen General Keller und den häufig nach Schönbrunn zu Napoleon gehenden Bubna. — Ihnen offenbarte Kolbielsky, was er vom Treiben einer Parten, die Napoleon los ſeyn wollte, im franzöſiſchen Heere erfahren, aber auch, was er von einer ſchmählichen, aber ohnmächtigen Clique entdeckt, die trotz der allgemeinen, patriotiſchen Begeiſterung, den Franzoſen alle Schwächen der Armee verrieth, die ihnen Olmütz in die Hände ſpielen möchte, um den Kaiſer zum Frieden um jeden Preis zu zwingen. — Der Fürſt Johann Liechtenſtein avouirte noch 1824 — 1827 die Thatſachen gegen bekannte Patrioten, daß Champagny ihm einmahl, wie in einem Anfall von Vertraulichkeit, Napoleon's Abſicht zur Scheidung und Wiederverheirathung, wenn auch nur fern und allgemein angedeutet habe. —

Bey Kolbielsky's erſter Ankunft in Totis trugen die Vaterlandsfreunde das Haupt noch ziemlich hoch. Der Kaiſer war voll Fragen über die „Verräther,“ — „wegen Olmütz“ ꝛc. Kolbielsky kam gerade von Wien und hatte die, Napoleon's baldigen Untergang aus ſeiner eigenen Unerſättlichkeit und Schwäche weiſſagenden Franzoſen ungehindert geſehen. Er hatte nichts vernommen von Compromittirung Bubna's oder des (mit der Auswechslung der Gefangenen beauftragten, zugleich aber in Alles einge-

weihten) Generals Leopold von Rothkirch. Zum zweyten Mahle nach Tetis kommend, fragte der Kaiser nicht eine Silbe mehr nach den „Verräthern“: Kolbielsky fand Baldacci in Verzweiflung, Stadion auf dem Abgehen nach Prag, — Koller und Bubna in augenblicklicher halber Ungnade, — Letzterer war zur Übergabe der Inseln des Quarner ernannt — „um der verdienten Ahndung zu entgehen!!“ — Fiel denn nicht auf den Herrlichen, auch nachdem er 1821 Oberitalien gerettet und beruhigt, giftige Verleumdung? Freylich aus welcher Quelle? —

Doch die antibonapartische Partey verlor noch immer den Muth nicht; — Graf Münster war ihr ein treuer Dolmetsch in England, — Graf Ferdinand Waldstein ein rastloser Agent, ebenso fest und thätig Gneisenau, Blücher, Chazot, Grolmann ꝛc. unter den Preußen. — Was sich 1809 unter Österreichs Fahnen geflüchtet, ging jetzt nach England und Spanien. — Über Malta wurde ein ordentlicher Verkehr eingeleitet, Walmoden und Nugent sollten, Jeder in seiner Art, die Verbindung mit England beleben. Der Erzherzog Franz dachte ernstlich an eine dereinstige Verbindung mit der Tochter seiner Schwester, der Königinn von Sardinien; an bewaffnete Unternehmungen von Lissa und von Sicilien aus mit englischen Streitkräften. Die geheimen Artikel schrieben Österreich eine starke Verminderung seiner Streitkräfte vor. Es sollte den Kern seiner Officiere, die Wallonen, die Italiener, die Rheinbündner, kurz alle der Gleba „des großen Reichs“ Angehörige von seinen Fahnen entfernen. Große Lieferungen von Kriegsvorräthen nach Cadir und in den Tajo wurden festgesetzt zwischen dem „Baron Mendenfels“ (Kolbielsky) und zwischen dem scheidenden Badari und Bathurst,

den Kolbielsky vergebens warnte und faſt auf den Knien beſchwor, nicht nach dem Norden (wo ihn bald Savary's Verfolger einholten und ihn in jener märkiſchen See ſtürzten), ſondern über Conſtantinopel zu gehen. — In dieſer Zeit der Noth, des Zwangs- und Fremdlingsjoches ſollte eine doppelte Politik, ein (mit dem Polizey- und Kundſchaftsweſen enge vereinigtes) doppeltes Cabinet, ſeyn, ein ſichtbares und ein unſichtbares.

Kolbielsky's Stellung mußte durch alles dieſes ſtündlich gefährlicher werden. Auf Dornen und Scherben ſtolperte er aber blind und keck längs des Abgrundes hin. Er gab Blößen die Hülle und die Fülle! — Der Kaiſer verlangte ſein Gutachten über des Finanzminiſters, Grafen Odonel (der 1808 als Armeecommiſſar in den Niederlanden unterſucht worden war) — auf geiſtliches Gut! — neu projectirtes Roſenwaſſer gegen die Krebsſchäden der Finanzen. — Kolbielsky ergoß ſich darüber aufs Leidenſchaftlichſte und leider! mit vielfachem Grunde.

Noch am Vormittage des für den ganzen Überreſt ſeines Lebens entſcheidenden Tages wurde Kolbielsky herzlich und ernſtlich gewarnt, wie er meinte, durch den edelmüthigen Erzherzog Rainer, Stellvertreter des Kaiſers im Innern, und durch ſeinen alten Gönner, den Fürſten Franz Dietrichſtein. — Des ſpäten Abends am 26. März 1810 verhaftete ihn in ſeiner Wohnung der Obercommiſſär Göhauſen. Lange ſaß Kolbielsky im Wiener Polizeyhaus in der Krebsgaſſe, au grand secret. Von irgend einer Urſache, Nachfrage, Gehör, Unterſuchung, Urtheil war nie eine Frage. — Theilnehmenden Freunden gab man leiſe und ängſtlich zu verſtehen, er ſey Mitwiſſer kecker Anſchläge auf das geheiligte Leben des geſalbten

kaiſerlichen Schwiegerſohnes geweſen. Wer es daher gut mit ihm meine, ſolle vor Allem ſein »gänzliches Vergeſſen und Verſchwinden« befördern. — Nach geraumer Zeit kam Kolbielsky in die ungariſche Feſtung Leopoldſtadt an der Waag, hatte ſein gutes Auskommen, ſchrieb ungeſtört ſeine Memoires und beſuchte die edelſten Familien der Umgegend in Begleitung eines Officiers, den Grafen Erdödy in Freyſtadtl, Mednyánsky in Veſzele, Záy in Bucſan ꝛc. — Man konnte ſich ungeſtört mit ihm unterhalten. Er brachte ſeine Manuſcripte mit. Man konnte ſie leſen und ausziehen, und das geſchah auch fleißig. — Was in Kolbielsky's Memoires wahr und leſenswerth iſt, das wird unverkümmert zur allgemeinen Kenntniß gelangen. Ihre Mäßigung iſt bewundernswerth. —

Es iſt erfreulich, wie zwey unter ſich höchſt verſchiedene Unglückliche im wohlwollenden und gemüthreichen Öſterreich die regſte Theilnahme auf ſich zogen, Mack und Kolbielsky!? Wir wollen etwa nicht den ehrlichen, edeln, liebenswerthen, nur zu biegſamen Mack mit Kolbielsky vergleichen. — Aber als Mack, deſſen Rathſchläge Europa's Monarchen ſuchten und ehrten, den 1794 in England Kanonendonner empfing, proceſſirt, aller Ehren und Würden, ſelbſt des Thereſienkreuzes beraubt, in elender Geſundheit, in St. Pölten lebte, in ſeinem Gärtchen ſo eifrig als der letzte Taglöhner umgrub und manchmahl zum Vergnügen ein Bündelchen Reiſig aus dem nahen Holz nach Hauſe trug, war er dort herzlich geliebt, und die halbe Garniſon jeden Sonntag nach der Parade bey ihm, wie zur Cour beym Commandirenden. Welche Ehrenſäule für die öſterreichiſche Gemüthlichkeit!? Mack's Zögling, der edle Carl Schwarzenberg, der auf dem Leipziger Sieges-

boden ſeiner zuerſt mit Bitte beym Kaiſer gedachte, ja der hochgeſinnte Erzherzog Carl ging faſt nie durch St. Pölten, ohne Mack auf's Theilnehmendſte zu ſprechen. — Freylich war Mack orthodox und correkt. Er konnte vergeſſen, daß in Ulm ein Dutzend anderer Generale weit Ärgeres verdient hätten, da ſie weder verſtanden zu gehorchen, noch auch ihn, wenn er wirklich geiſtesverwirrt war, und Verderbliches wollte, nach den Kriegsartikeln zu verhaften und dem Älteſten den Oberbefehl zu übertragen. — Mack, der treueſte Freund, uneigennützig, heiter, hatte, wie geſagt, zu ſeinem Glück eine tüchtige Portion Servilism. Er konnte ſich beugen und winden, — Gnade für Recht begehren, — er verſtand die Verbeſſerung des Glückes durch das klaſſiſche: injurias ferendo et gratias agendo. — Gentz ſchildert Mack unvergleichlich.

Kolbielsky dagegen war hartnäckig, unglaublich leichtſinnig und unglaublich eitel. Noch in ſeiner Haft ſchrieb er Dinge an den Kaiſer, die nothwendig ſeine Feinde nur erbittern mußten, und disponirte über die Haut des noch friſch im Walde umherlaufenden Bären, über die Entſchädigungsſumme, die er bey ſeiner Befreyung und Wiedereinſetzung erhalten würde. Er meinte noch als ein Siebziger auf die jüngſten Damen Eindruck zu machen, und demonſtrirte den Platzofficieren und den Beſuchern ſeinen Rang eines wirklichen geheimen Rathes als ehemahliger Cabinetsſecretär des Königs Stanislaus.

Auch als Gefangener durch beynahe 20 Jahre blieb er ſo reizbar, ſatyriſch und zornmüthig, als bisher. Seine Behandlung war nicht immer ſo milde geweſen, als der Kaiſer wohl gewollt, doch hatten Frau und Tochter ungehinderten Zutritt zu ihm. Die Frau wurde bald unſchäd-

lich, indem die Naderer ihr Verhältniß zum Wirthschafts-rath eines gräflichen Hauses deshalb begünstigten. Aber durch die Tochter erfuhr der Monarch Manches, was den Blaumeisen empfindliche Nasen drehte, ohne daß ihnen gleich klar wurde woher der Streich komme? Als sie es endlich gemerkt, packten sie das Mädchen in eine Post-chaise, der Vertraute fuhr mit ihr geradeswegs nach Re-gensburg in den Gasthof zum Engel und war in ein paar Stunden plötzlich verschwunden, Fräulein Kolbielsky mit einer Summe Geldes ganz sich selbst überlassend. — Der Zufall spielte aber der Hermandad einen köstlichen Streich. Eine von Wiesbaden nach Wien heimkehrende (Kolbielsky etwas befreundete) polnische Dame hielt eben auf ihrer Reise an, sieht das Mädchen, erkennt sie, erstaunt, zieht sie zur Tafel und eilt mit ihr binnen 40 Stunden nach Wien zurück, wo sie bereits wieder Audienz gehabt hatte, als ihr amtlicher Entführer recht bequem und quasi de re optime gesta zurückkam und rapportirte. — Man kann sich sein kälbernes Erstaunen und den wüthenden Zorn seines Mei-sters vorstellen!? Diese Tochter ehelichte später einen wa-ckern Hauptmann des Geniecorps, Emanuel Zitta, For-tifications-Local-Director zu Ofen, und wurde vom Kaiser ausgesteuert. — 1828 erhielt Kolbielsky die Vergünstigung bey ihr zu verscheiden. Das Jahr der Cholera 1831 (ein Jahr des Entsetzens für Ungarn), war auch sein letztes. — Er starb achtzigjährig. — Der Commandirende in Ungarn, Erzherzog Ferdinand, der ehrwürdige Fürsterzbischof von Wien, Graf Hohenwart, die Fürsten Carl Schwarzenberg und Franz Dietrichstein, die Generale Bubna, Koller, Mayer, Mack, Stutterheim zeigten ihm die menschenfreund-lichste Theilnahme, erkannten seine Fehler, erkannten aber

unter den Vorzügen auch ſeinen patriotiſchen Eifer und zuckten die Schultern über ſein Loos.“

IX.

Des Kaiſers Privatbibliothek und der Hofrath Young.

Kaiſer Franz hatte ſchon als Knabe und Jüngling Neigung, Bücher zu ſammeln: nahmentlich intereſſirte er ſich ſtets für Botanik, in welcher Wiſſenſchaft er, wie bekannt, ſehr bewandert war. Er vervollſtändigte dieſen Zweig, und vergrößerte ſeine Bibliothek überhaupt mit den koſtbarſten Werken aus eigenen Mitteln, daß ſie im Laufe der Jahre zu einem wahren grandioſen Curioſum anwuchs, auch in ſo fern ſie Stücke enthält, Druckſtücke nähmlich, von denen es nur 2 Exemplare gibt, oder gar nur eines: nicht zu erwähnen mancher andern Eigenheit, daß der Kaiſer z. B. ſeinem Principe nach, manche Autoren oder gewiſſe Werke von ihnen ganz ausſchloß, z. B. Voltaires Romane, deſſen Pucelle ꝛc. — Eine ſehr exacte Überſicht dieſer höchſt merkwürdigen Bücherſammlung hat der gewiſſenhaft genaue unverdroſſen fleißige Buchdruckereyfactor F. H. Böckh in ſeinem Buche: „Wiens lebende Schriftſteller ꝛc.“ geliefert; hier folgt ſie:

Die Bibliothek iſt in einem ſchönen, zwey Stockwerke hohen, an die kaiſerlichen Gemächer ſtoßenden Locale aufgeſtellt. In dem erſten, welches drey geräumige Säle und vier kleine Zimmer hat, ſind die Bücher in zweckmäßiger Ordnung: in dem zweyten, aus zwey Sälen und einem

Cabinete bestehenden Stockwerke ist die Kupferstichsammlung aufbewahrt. Die Bücher belaufen sich auf beyläufig 40,000 Bände, nebst vielen tausend Deductionen, Abhandlungen und anderen kleineren Schriften, und umfassen die auserlesensten und kostbarsten Werke aus allen Fächern der Wissenschaften. Am reichsten besetzt sind die Fächer der Philologie und der classischen Literatur, der Reisebeschreibungen, der Geschichte sammt ihren Hülfswissenschaften, der Naturgeschichte, insbesondere der Botanik, der Öconomie und Technologie, dann der schönen Wissenschaften und bildenden Künste; hierunter eine große Menge der vorzüglichsten und kostbarsten Pracht- und Kupferwerke, welche Deutschland, England, Frankreich, Italien und Spanien hervor gebracht haben. Das Fach der Jurisprudenz erhielt vor kurzem einen ansehnlichen und schätzbaren Zuwachs durch den Ankauf der von dem seligen Reichshofrathe Peter Anton Freyherrn von Frank hinterlassenen Büchersammlung. Das theologische Fach zeichnet sich durch mehrere Bibeln in verschiedenen Sprachen aus, worunter auch die prachtvolle englische Bibel von Macklin. Alle typographischen Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, welche die Bewunderung derjenigen auf sich ziehen, denen der Zutritt zu dieser Bibliothek gegönnt wird, hier anzuführen, gestattet der Raum nicht. Unter mehreren auf Pergament gedruckten Werken verdienen die folgenden einer besonderen Erwähnung, nähmlich: **M. Cornelii Frontonis Opera inedita; invenit et illustravit Angelus Majus. Mediolani 1815; in 4.** (Das einzige Exemplar, welches auf Pergament abgezogen worden ist.) — **Flore médicale par Fr. Pierre Chaumeton. Paris 1813—1820; avec les peintures originales de Mr. Turpin et de Mme.**

Panckouke, les planches imprimées en bistre.“ Von dieſem Werke ſind nur zwey Exemplare auf Pergament abgezogen worden. Das zweyte beſitzt der König von Frankreich. — Lucani Pharsalia, curante Angelo Illycino. Vindobonae typis et impensis J. Degen, in Groß-Quart. — Magna Charta Regis Joannis. Londini apud Joannem Whittaker 1816. In Folio, ganz mit Gold gedruckt. — Unter den Producten aus den erſten Zeiten der Buchdruckerkunſt, deren Anzahl ſich auf mehr als 200 beläuft, und worunter viele von äußerſter Seltenheit ſind, ſind merkwürdig: Dionis Chrysostomi Prusaei de Regno opusculum s. a. et l., sed 1469, in 4. min. — Ein ſchönes, vollſtändiges Exemplar des Tewrdank, beyde auf Pergament. — Auch beſitzt die Bibliothek einige alte Manuſcripte. Die ſehenswürdigſten, auf Pergament geſchrieben, zum Theile mit Miniaturen geziert, ſind: ein ſehr alter Liber Evangeliorum; Virgilii Aeneis; Juvenalis Satyre; Ovidii Metamorphosae; Senecae Tragoediae; T. Livii prima et secunda Decas de Bello punico, et de Bello macedonico Lib. X.; Cornelius Celsus de Medicina; Franchini Gafurii Laudensis Harmonia instrumentalis; les Livres de J. Boccace des nobles hommes et femmes infortunées, translaté de latin en français par Laurent de Premierfait, Clerc du dyocèse de Troyes. — Mehrere liturgiſche Werke, worunter das Breviarium Romanum ad usum Sereniss. Burgundiae Ducis Caroli Audacis; Joannis Gilemans, Canonici Regularis S. Augustini et Subprioris in Rubra Valle juxta Bruxellam, Agyologium Brabantinum; Novale Sanctorum Sanctilogium in acht dicken Folianten, von dieſem

im Jahre 1487 geſtorbenen frommen Manne mit eigener Hand geſchrieben. Dieſe drey Werke, welche nie gedruckt worden ſind, benützten die Bollandiſten in ihren Actis Sanctorum (V. Foppens Biblioth. Belg. Tom. II. p. 647); Pſalmen in Iberiſch-Georgianiſcher Sprache und Schrift; — Fragmente von Pſalmen, Evangelien, Lectionen aus Briefen des Apoſtels Paulus in Coptiſcher Sprache und Schrift, mit arabiſchen Aufſchriften; — ein griechiſches Anthologium; — ein perſiſches Gedicht des Abdalraman Ben Ahmed, genannt Molla Giami — Catena aurea etc. etc. — Unter den auf Papier geſchriebenen Handſchriften bemerkt man: Francisci Petrarchae de remediis utriusque Fortunae; — Jo. Longini Historiae polonicae Tomi III. in folio etc. etc. — Eine Zierde der Bibliothek ſind auch drey Bände in Folio mit allerley Thieren, auf Pergament gemahlt von Georg Hoefnagel für Kaiſer Rudolph den II. — Man trifft auch daſelbſt 35 chineſiſche Werke. Die Sammlung der Kupferſtiche und Handzeichnungen beſteht aus 950 großen Portefeuilles, woron 700 lauter Porträte enthalten. Die Sammlung der einzelnen und auf Leinwand aufgezogenen Landkarten und Pläne beläuft ſich auf mehr als 3000, nebſt 107 gebundenen Atlanten. Da dieſe Bibliothek bloß zum Privat-Gebrauche Seiner Majeſtät dient, ſo iſt ſie zum öffentlichen Einlaſſe nicht beſtimmt, und die Beſichtigung derſelben wird nur mit beſonderer Allerhöchſter Bewilligung geſtattet.

So weit Böckh. Wir ſetzen nun noch Einiges hinzu. Lucans Pharſalia, von dem verdienten Philologen Grafen d'Elci edirt und auf deſſen Koſten gedruckt, iſt eine Spende deſſelben. Kaiſer Marens und Pfinzings Theuer-

dank iſt in den beyden erſten Ausgaben (1517 und 19) da. Die Hauptmaſſe der Incunabeln, unter denen ſich ſehr viele durchaus unerhebliche befinden, war dem deutſchen Ordensherrn Bar. Ulm vermuthlich aus einer Art Discretion abgekauft worden. Bey der Annäherung des franzöſiſchen Heeres 1809 war die Bibliothek dem Buchhändler Carl Schaumburg zur Aufbewahrung übergeben worden, welcher ſie, in Kiſten gepackt, im Erdgeſchoße des Trierterhofes verbarg, und dafür mit einer koſtbaren Doſe belohnt wurde.

Viele Jahre war der nachmahlige Hofrath Pet. Thom. Young (von dem verlauten wollte, er ſey ein Seitenverwandter einer hohen Perſon) Oberbibliothekar. Wir biethen hier eine aus echter Quelle gefloſſene biographiſche Notiz dieſes Mannes, welche uns vor mehreren Jahren für ein größeres lexicaliſches Werk (in welches ſie auch aufgenommen) zugekommen war: »Peter Thomas Young, k. k. Hofrath, geh. Cabinetsſecretär und Vorſteher der Privatbibliothek des Kaiſers Franz, Schatzmeiſter des kaiſerl. öſterr. Ordens der eiſernen Krone, und Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften, war am 28. Juny 1764 zu Livorno geboren, wo ſein Vater, ein ſchottiſcher Edelmann, anſäßig war. Unter der väterlichen Leitung erhielt er die erſte Erziehung. Hierauf bezog er die großherzogliche adelige Academie zu Piſtoja, woſelbſt er ſchon die ihm ſtets eigene Geläufigkeit und Gewandtheit in der lateiniſchen Dichtkunſt zeigte. Nach Vollendung der Studien im 18. Lebensjahre hatte P. in ſeinem erſten literariſchen Producte: **De ignivomorum montium et terrae motuum natura effectibusque exinde profluentibus**, Piſtoja 1782, die Meinungen und Anſichten mehrerer Gelehr-

ten, welche das Erdbeben und die vulcaniſchen Ausbrüche von einem Centralfeuer und der electriſchen Wirkung deſſelben herleiten wollten, beſtritten. Dann wurde V. an den großherzoglich toscaniſchen Hof berufen, wo er in das öffentliche Geſchäftsleben eintrat. Als der Großherzog Leopold nach dem Tode Kaiſer Joſeph II. die Regierung aller öſterr. Erbſtaaten übernahm, war V. unter Jenen, welche den Monarchen in die neue Reſidenz begleiteten. Nach dem Tode Leopold's II. erkannte Kaiſer Franz V's Talente, und beſtätigte ihn in der Stelle, welche er bis jetzt im geh. Cabinete bekleidete, ernannte ihn in der Folge zum geheimen Cabinetsſecretär, dann zum Vorſteher der kaiſerl. Privatbibliothek, Hofrath und endlich zum Schatzmeiſter des kaiſerl. Ordens der eiſernen Krone. Als Vorſteher der Privatbibliothek des Kaiſers bewies er viele Kenntniſſe in der ihm anvertrauten Leitung und Umſicht in der Anwendung der zur Emporbringung der Bibliothek beſtimmten Dotation. Die Ordnung, in welcher V. die verſchiedenen Werke aufſtellte, und die Verzeichniſſe, die er nach einem von ihm ſelbſt entworfenen techniſch-wiſſenſchaftlichen Syſteme abfaßte, erhoben ſeine Verdienſte um jene Anſtalt noch mehr. Über die unter ihm angeſchafften Incunabeln verfaßte V. vier Cataloge. Er hatte eine ſehr gelungene italieniſche Überſetzung von Wieland's Oberon geliefert und mit bewunderungswürdiger Reinheit, Flüſſigkeit und Gewandtheit der Sprache des Palingenius: Zodiacus vitae, im einſylbigen italieniſchen Versmaſſe überſetzt. Seine Emſigkeit kannte keine Gränzen; der unermüdliche Bibliograph erreichte das Alter von 64 Jahren und ſtarb den 14. Februar 1829."

Hofrath Young war ein äuſſerſt urbaner, höflicher, zuvorkommender und liebenswürdiger Mann, nebſtbey gesagt, auch ein ſchöner anmuthiger Mann. Seine Berufspflichten ließ er ſich mit der gröſten Gewiſſenhaftigkeit, mit dem regſten Eifer, dem unermüdlichſten Fleiße und einer wirklich außerordentlichen Pünctlichkeit, die faſt an Kleinlichkeit gränzte, angelegen ſeyn. Hie und da ging er auch critiſch ein, wie er denn z. B. vom Theuerdank eine Liſte der Varianten anlegte und daraus auf viel mehr Editionen ſchloß, als deren exiſtiren, überſehend, daß Kaiſer Max von der erſten Ausgabe einzelne Blätter hatte umdrucken laſſen. Young's Oberon gelangte nicht zum Drucke; noch weniger konnte, oder vielmehr durfte dieß bey ſeinem ketzeriſchen Palingenius der Fall ſeyn. Seit den Märztagen ſtünde nun nichts mehr im Wege. Das Manuſcript iſt, im Beſitz der Erben, noch vorhanden.

Die Privatbibliothek Kaiſer Franzens ging als ſolche an Seine Majeſtät den Kaiſer Ferdinand über. Damahls hielt es nicht ſo leicht, daß ein Schriftſteller oder Herausgeber eines Buches dasſelbe zur Annahme des Kaiſers für deſſen Bibliothek bringen konnte. Es mußte wohl eigens darüber referirt werden, und nur in manchen Fällen erfolgte auch eine materielle Würdigung. In dieſem Anbetracht iſt ſeitdem ein total erfreulicher Unterſchied eingetreten, und zwar durch die allbekannte und wirklich ſo wie aus den triftigſten Gründen auch allverehrte Humanität und Literaturliebe des Herrn Oberſtkämmerers, eines Mannes, der ſeinen edlen Eifer für Wiſſenſchaft und Kunſt und ſeine warme Berückſichtigung der Schriftſteller und Künſtler als echter Mäcen durch unzählige Thatſachen bewährt hat. Es unterliegt nicht nur keinen Schwierigkeiten mehr, irgend

ein literariſches Product für Seine Majeſtät den Kaiſer und deſſen Privatbibliothek anzubringen, ſondern es erfolgt auch größtentheils eine beſondere Anerkennung. Selbe beſteht häufig in Verleihung der goldenen Medaille mit der Deviſe: **De literis merito**, oder in jener: **Literis et artibus**. Beyde von Kaiſer Ferdinand und wohl gleichfalls auf Anregung jenes Herrn Oberſtkämmerers gegründet, welch' Letzterer ſich auch, nebenher erwähnt, durch ſeine Stiftung einer Denkmünze auf unſern großen Numismatiker Eckhel ſelbſt verewigt hat.

—»«—

X.

Zwey Briefe Ludwigs XVIII. an Gentz;

noch ungedruckt, unmittelbar nach den Autographen*).

I.

A Mitau le 23 7bre 1805.

J'ai reçu Monsieur, votre lettre du 10 Aoust, et les intéressantes pièces qui l'accompagnoient. Je

*) „Oui, vous êtes François!“ — Bedarf es mehr, oder weniger? — Welche Aufſchlüſſe über den Diplomaten Gentz, den Autrichien? — Später erhielt er vom König gewordenen „Louis“ einen 30.000 Gulden (oder vielleicht nur Franken) werthhältigen Silberſervice; wirklich service pour service! — Maximilian von Bayern, den König, beutete er bequemer aus. Außer den hier folgenden zwey Schreiben, beſaß der Herausgeber auch einen eigenhändigen Brief, eine Seite in Quart, aus der Congreßzeit, in welchem der Kö-

charge le Cte d' Avaray de plusieurs objets en réponse ou ayant à votre expedition. Mais il est un point sur lequel je me suis réservé le droit et le plaisir de m expliquer moi-même.

Vous pensez que je dois me tenir en réserve et ne paraitre, que pour essuyer les larmes de mon peuple. Vous ne dites pas les fonds de votre pensée, mais je la pénétre. Vous êtes un des meilleurs Français que je connaisse et si je ne l'avois pas sçû d'avance, cette touchante sollicitude me l'eut appris. Je la sens vivement, mais écartons la seule faiblesse dant vous soyez susceptible. Si je ne parois pas en personne, aux premiers rangs des Armées, quelque part que ce soit, les Puissances auront beau tenir le langage le plus rassurant, mon absence déposera contre elle, plus de confiance, dès lors plus de succès. Si j'y parois au contraire, la confiance unit, l'opinion agit et croyez moi, plus comprimée sans doute que sous le Directoire, elle est au fonds la même, c'est mon arme, il faut que je l'employe et nulle autre main que celle du Souverain légitime ne peut la manier avec avantage. Je sçais que

---

nig dem Hofrath Genz meldet, daß er ihm die gewünschten 10,000 fl. mit Vergnügen bewillige, und sie ihm bereits bey seinem Wiener-Banquier Arnstein und Eskeles angewiesen habe. Der Brief schließt mit den Worten: „Von einer Zurückstellung kann niemahls keine Rede nicht seyn!!“ — Genz hatte also die Form eines Darlehens gewählt gehabt. — Obige zwey Schreiben Ludwigs XVIII. (deux fois neuf) sind ganz eigenhändig; die Schrift ist zierlich und klein.

sur un champ de bataille, tout le monde est Soldat, mais rassurez vous, nous sommes encore neuf et le Roi de France ne meurt pas. Le rôle de l'Ange de paix est assurement celui que s'ambitionne le plus, Henri IV. le fut aussi, et je ne crois pas me tromper, cet Ange de paix couvert — d'honorables blessures, n'aurait pas moins de puissance pour persuader. Faites donc treve à votre sensibilité et je suis sur que votre ame énergique se rangera de mon parti.

Soyez bien persuadé, Monsieur, de mon estime et de tous mes sentimens pour vous. *Louis.*

2.

A Varsovie ce 30. Mai 1809.

Jài chargé! M. l'Evèque de Nancy de vous exprimer, Monsieur, toute la sensibilité que m'a fait — eprouver votre lettre à M. de Bornay, mais en même temps, je me suis reservé de vous dire moi-même combien je suis touché du mouvement, que vous avez choisi, pour me domander de vous adopter. Oui, vous êtes Français, — Monsieur, vous l'étiez déja par vos sentimens, vous l'êtes à présent par votre choix et par l'autorité qui m'appartient, et que j'abdiquerai aujourd'hui moins que jamais. Cette naturalisation scellée par le malheur vaut bien toutes les autres, et dans le noble mouvement qui vous a porté à la désirer, dans le présent que Dieu me fait aujourd'huy en vous, je vois un augure bien favorable pour ma cause.

Soyez bien persuadé, Monsieur de ma parfaite éstime et de tous mes sentimens pour vous.

Louis.

XI.

Ein Tyroler-Brief an Kaiſer Franz

von Joſeph Ig. Straub.

An ſeine Majeſtät den Kaiſer Franz den 2t und höchſt geliebte Landes Vater Von Tirol.

An 12 April haben die treuen Tyroler, Bauern und Gemeinden früh um 6 Uhr hier in Hall die K. Bayeriſchen Truppen angegriffen woren nur 600 waren. die Gemeinde Bauer hat durch den Anführer Romedi Haußnurg, der auch ein treuer Tyroler iſt den Angrif gemacht, und mit Hülfe aller treuer Tyroler glücklich für Seine Majeſtät und für armes ausgebeutteltes elendes Vaterland den glücklichen Sieg errungen.

Am 13t april Kamen von Briren abermahl una 3000 theils Bayeriſche theil franzöſiſche Truppen in Willnau an ſelbe wollten Gewalt brauchen, aber Gott der allmächtige, und die liebe Muter Gottes hat alle treuen Tyroler unterſtüzt, und wir haben die Feinde entwaffnet, ordentlich mit allen Kriegs Reglement an den treuen Öſterreichß Vorpoſten comendant transportirt, mit göttlichen Danck ſind am 14t april um 1 Uhr Nachmitag der K.K. Obriſtlieutenant von Taxis mit una 700 Man in Inſpruck eingerückt und nun hoffen wir, daß wir armen ausgebeutteten Tyroler, von den Franzöſiſchen und Bayeriſchen An-

fällen befreyet sein dürften. Kleine versprengte Korps, könten wir schon noch zu sehen bekommen, aber Sie sollen nur komen, die Gotteslästerer Kayserschümpfer, Kirchenräuber, Beutelschneider, und Bauernschinder wir wollen Sie schon begrüssen, fangen, und an S. Maj Vorposten comendanten liefern.

In Nahmen aller treuer Tyroler bitte ich S. Maj Knieffällig unterthänigst, unterstützen S. Maj uns arme GebürgsBewohner Tyrols, und wir opfern für S. Maj unsern lieben Kaiser Franz den rechtmäßigen und zweiten, Leib und Leben.

Die Vertheidigungs Anstallten, in unsern Land, hatte noch keiner erfunden, ich werde aber, wen es S. Maj allergnädigst zu erlauben geruhen, höchst an dieselben fleißig, und getreu sorgen und bewircken, wen S. Maj einen Tyroler Wihrt glauben beyzumessen geruhen allergnadigst belieben.

Wen Tyrol nach meinen comando eingerichtet werden dürfte, so mag Bonaparte mit seiner rauhen Räuberbanda schon komen, dort will ich ihm seine Siege schon auf seinen falschen Buckel Klopfen lassen.

Ganz Tyrol danckt Gott, und der Mutter Gottes, und allen Waffenbrüdern, daß wir den glücklichen Sieg errungen, und wieder Gott sey tausendmahl danck gesagt, unter S. Maj allergnädigste Regierung gekomen sind, lassen S. Maj uns arme Tyroler weiter leben, und wir wollen die Franzosen schon bekomen wen einige so frech sein sollen, noch einmahl einzurücken, aber ich glaube Sie lassen sichs vergehen, und hoffe Sie werden mit der grossen Armee, des grossen Helden Erzherzogs Karl genug nach Hauße zu lauffen haben.

Fortunatus Seitz, Joseph Seitz, und Joseph Baumgartner dieſe drey waren meine getreuen ordonanz comandanten und mein getreueſter war mein adjudant Johann Jemer, welcher S: Maj ſelbſten dieſen Brief zu überreichen, das groſſe Glück hat. Ich empfehle mich mit allerunterthänigſter, und Vollckomſter Schätzung, unter den edlen Schutz S: Majeſtät

Hall am 15t april 809

treuer Tyroler Joſeph Ignaz
Straub Winckelwirt zur Krone
K. K. Scharfſchützen Hauptman und
Landſturm comendant der Stadt Hall

XII.

Das Monument des bürgerlichen Geſetzbuches.

Mit dem bürgerlichen Geſetzbuch hat ſich Kaiſer Franz in der That ein unvergängliches Denkmahl geſtiftet; das Werk iſt ein hohes Vorbild von Weisheit und Humanität; und es iſt nicht etwa der Fall, daß Kaiſer Franz nur ſo obenhin den Befehl gegeben hätte, es zu bearbeiten, ſondern er war ſelbſtthätig dabey; er ordnete die Grundſätze und Verfahrungsweiſe der Bearbeitung an, überwachte und betrieb Alles mit wahrhaft menſchenfreundlichem Eifer. Der Gehalt und die Vorzüge des bürgerlichen Geſetzbuches wurden und werden auch von der ganzen civiliſirten Welt anerkannt und geprieſen, wie

ſich denn erſt neuerlich ein hochſchätzbarer auswärtiger Schriftſteller, auch in Anſehung der Betheiligung Franzens ſelbſt, auf folgende Weiſe ausgeſprochen hat: „Das Beſte, was in dieſer Periode der Regierung Kaiſers Franz II. geſchah, iſt der Entwurf eines neuen bürgerlichen Geſetzbuches, da das joſephiniſche höchſt unvollſtändig, unbeſtimmt, mit einem Worte äußerſt fehlerhaft war. Hier befolgte Franz unſtreitig einen zweckmäßigeren Plan als Joſeph, welcher ſeine Geſetze von einem einzigen Manne, dem Hofrathe Keeß, machen ließ. Dieſem Rechtsgelehrten konnte man zwar viele Kenntniſſe, Geſchicklichkeit, Thätigkeit und Geſchäftsgewandtheit nicht abſprechen, aber ſeine Kräfte reichten, als die eines Einzelnen, zu einem ſolchen Werke doch nicht hin. Franz hingegen ernannte ſehr weislich eine eigene Commiſſion, welche die beſtehenden Geſetze unterſuchen, das Fehlerhafte daran verbeſſern, das Mangelnde ergänzen ſollte. Sobald das Geſetzbuch entworfen war, mußte es an alle Gerichtsſtellen zur Einſicht geſchickt werden, welche ihre Bemerkungen über ſelbes ſchriftlich mitzutheilen hatten, hauptſächlich aber anzeigen mußten, ob die Geſetze auf alle ihnen vorgekommenen Fälle paßten. Es ließ ſich erwarten, daß dieſer neue Kodex die alten von Maria Thereſia und Joſeph herrührenden Geſetzbücher an Vollkommenheit ſehr weit übertreffen würde. Wenn er nicht den erſten Platz unter den beſten behauptete, ſo war dieß vielleicht dem Umſtande zuzuſchreiben, daß die Mitglieder der Commiſſion, welche die Geſetze entwarf, mehr Rechtsgelehrte als Philoſophen waren. Indeſſen ſah man doch aus dieſen legislatoriſchen Anordnungen, wie geneigt Franz war, wirklich gute Rathſchläge zu befolgen; man

ſah daraus, daß er recht gerne das Wohl ſeiner Staaten befördern mochte, und daß Öſterreich bey dem vortrefflichen Herzen, das er von der Natur erhielt, unter ſeiner Regierung ſehr glücklich werden konnte, wenn ihm lauter rechtſchaffene und weiſe Rathgeber zur Seite ſtanden.“

Zur Geſchichte und Characteriſtik des bürgerlichen Geſetzbuches dienen folgende, einem größern Werke entnommene Nachweiſungen: „Das bürgerliche Geſetzbuch verdanken wir der Sorgfalt des Kaiſers Franz I. für das Wohl ſeiner Völker. Es zeichnet ſich durch Klarheit und Gemeinfaßlichkeit aus. Vertraute Bekanntſchaft mit der Theorie des Civilrechtes iſt die nothwendige Vorbedingung, um ſich zu einem, der Abſicht des Geſetzgebers entſprechenden öſterreichiſchen Rechtsgelehrten zu bilden. Da das Studium des römiſchen Rechtes, wodurch jeder Rechtsgelehrte ſeine Bildung vorzugsweiſe erreicht, an unſern Univerſitäten auf eine würdige Weiſe gepflegt, und das öſterreichiſche bürgerliche Geſetzbuch gleichermaßen als Wiſſenſchaft behandelt, folglich jeder Satz kritiſch unterſucht und die, dem ganzen Syſtem zum Grunde liegende Theorie aufgeſtellt wird, ſo werden auch die öſterreichiſchen Gerichtshöfe hoffentlich fortwährend mit Männern ausgeſtattet ſeyn, welche das bürgerliche Geſetzbuch in ſeinem wahren Geiſte anwenden. In Folge des Kundmachungs-Patentes vom 1. Juny 1811, iſt das allgemeine bürgerliche Geſetzbuch mit dem 1. Jänner 1812 in Ausübung gekommen, nachdem der von der Hofcommiſſion in Geſetzſachen zu Stande gebrachte Entwurf, durch gediegene Meinungen der vorzüglichſten öſterreichiſchen Rechtsgelehrten und ſo vieler Sachverſtändigen

bey den eigens aufgestellten Provinzial-Commissionen vollends geläutert, inzwischen aber schon in Galizien der erste Entwurf 1797 (prüfungsweise) als Gesetz kundgemacht und die aus der Anwendung eingeholte Erfahrung benützt worden war. Somit wurde das, bisher angenommene gewesene Recht, der am 1. November 1786 kundgemachte I. Theil des unvollendet gebliebenen bürgerlichen Gesetzes Josephs II., das für Galizien, wie erwähnt, ergangene bürgerliche Gesetzbuch, sammt allen bezüglichen Gesetzen und Gewohnheiten, außer Wirksamkeit gesetzt. Die Vorschriften des gegenwärtigen bürgerlichen Gesetzbuches sind zwar allgemein verbindlich, doch bestehen für das Militär besondere privatrechtliche Vorschriften. Handels- und Wechselgeschäfte werden nach den hierüber bestehenden Gesetzen, insofern sie von den Vorschriften des bürgerlichen Gesetzes abweichen, beurtheilt. Auch ist sich in politischen, Cameral- und Finanzgegenständen nur an die, die Privatrechte beschränkenden oder näher bestimmenden Verordnungen, wenn sie auch in dem bürgerlichen Gesetzbuche nicht ausdrücklich bezogen sind, zu halten. Der deutsche Text des bürgerlichen Gesetzes ist der Urtext, wornach alle Übersetzungen in Landessprachen der verschiedenen Provinzen zu beurtheilen sind. Von dem, aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerey 1811 in 3 Theilen erschienenen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie, wovon 1814 in der nähmlichen Druckerey eine Ausgabe in 3 Theilen, mit dem Porträt des Kaisers Franz I., veranstaltet wurde, ist 1811 ebendaselbst eine durch den, in der Nationalsprache tief bewanderten und auch in deutschen Ausarbeitungen, wegen seiner seltenen, den Gegenstand zugleich

erſchöpfenden Präciſion, ſehr ſchätzbaren k. k. Hofrath der oberſten Juſtizſtelle und Kämmerer, Mich. v. Stolovsky, beſorgte polniſche Überſetzung, in Druck herausgekommen. Der k. k. Rath, Dr. der Rechte und Landesadvocat in Böhmen, wie auch Profeſſor der böhmiſchen Sprache und Literatur, Joh. Negedly, lieferte 1812 eine böhmiſche Überſetzung, welche zu Prag bey Caſp. Widtmann erſchien. Italieniſche Uerſetzungen erſchienen zu Wien aus der Hof- und Staatsdruckerey 1815; zu Venedig bey Pinelli und Andreola 1815; bey Parolari 1816; letztere colle citazioni delle leggi romane, was eine Privatarbeit iſt, obſchon beyde letztern Ausgaben auf dem Titel als ämtliche ausgedrückt ſind. Eine Privatüberſetzung des bürgerlichen Geſetzes in die italieniſche Sprache ging bereits zu Venedig 1814 aus der Druckerey Fracaſſo hervor, und eine 2. durchgeſehene und verbeſſerte Auflage hiervon zu Venedig 1815, bey Santini. Dieſe Überſetzung wurde von mehreren italieniſchen Gelehrten unternommen, noch ehe das bürgerliche Geſetzbuch im lombardiſch-venetianiſchen Königreiche kundgemacht wurde. Allein die officielle, durch eine eigene ämtliche Commiſſion zu Stande gebrachte italieniſche Überſetzung hat vor dieſer Privatarbeit einen entſchiedenen Vorzug. Eine lateiniſche Überſetzung kam endlich auch in der k. k. Hof- und Staatsdruckerey 1817 heraus. Schon 1812 unternahm aber auch der damahlige Profeſſor des öſterreichiſchen bürgerlichen Rechts zu Lemberg, nachmahlen zu Wien, Dr. und k. k. Rath Joſ. Winiwarter, eine lateiniſche Überſetzung des neuen bürgerlichen Geſetzes, vorzüglich für Galizien, wo ſowohl in der Schule, als im Gerichtshofe der Gebrauch der la-

teinischen Sprache herrschend ist. Zugleich muß hier Zeiller's Commentar über das bürgerliche Gesetzbuch (4 Bde. in 7 Theilen, m. Register, Wien 1811—13) erwähnt werden. Gleich bey dem Erscheinen dieses Commentars erscholl im In- und Auslande nur eine Stimme über die Gründlichkeit und den Scharfsinn des gelehrten Verfassers. Als das österreichische bürgerliche Gesetzbuch auch für das lombardisch-venetianische Königreich kundgemacht war, sind mehrere Übersetzer des Zeiller'schen Commentars aufgetreten, nähmlich der Advocat Jos. Carozzi in Mailand (Commentar 7 Bde., Register 2 Bde. Mailand, 1815—16), aus der Druckerey des J. J. Destefanis); Franz von Calderoni (diese Arbeit zerfällt in 4 Bde. in 6 Theilen, Triest, 1815—16); Benedict Bertolini (zugleich mit latein. Text, 4 Bde., Venedig 1815—16); der Advocat Onuphrius Taglioni zu Mailand lieferte einen eigenen Commentar über das bürgerliche Gesetzbuch, in 8 Bden., 1816—22, unter dem Titel: **Commentario al codice civile universale austriaco** (Mailand, Placido Maria Visai). Der Verfasser, als juristischer Schriftsteller in Italien ehrenvoll bekannt, strebt überall nach Selbstständigkeit in seinen Ansichten; darum ist er eifriger Gegner vieler, in Zeiller's Commentar aufgestellten Behauptungen. Nach dem Tode Taglioni's setzte Carozzi sein Werk 1825 bey R. Fanfani fort. Noch ist zu erwähnen ein weitläufiges Werk von mehr als 16 Bden.: **Giurisprudenza del codice universale della monarchia austriaca, divisa in diversi trattati esposti secondo l'ordine delle materie in esso contenute.** Mailand, Visconti und Martinelli, 1818—23. Man kann nicht unbemerkt lassen, daß

in dieſem Werke nicht immer der wahre Sinn der öſterr. Geſetze aufgefaßt iſt. Der theoretiſch-practiſche Commentar endlich, über das bürgerliche Geſetzbuch, von dem k. k. Rathe, und Profeſſor des öſterreichiſchen bürgerlichen Rechtes an der Prager Univerſität, Dr. Mich. Schuſter, Prag, 1818, iſt ein pandectenartiges Werk über die öſterr. Civil-Jurisprudenz. Einen Ergänzungsband hierzu erhielten wir durch ſeine Abhandlung: Uber das Baurecht, Verbiethungsrecht, den Gebrauch und Nichtgebrauch der Dienſtbarkeiten, dann über die einzelnen Gattungen, Erſitzung und Verjährung derſelben, Prag, 1819." — Hochſchätzbar iſt des nunmehrigen k. k. Appellationsraths Nippel Erläuterung des bürgerlichen Geſetzbuches in 8 Bden. Uber die Literatur des öſterr. bürgerlichen Geſetzes beſitzen wir in der „Darſtellung" derſelben von Dr. Joh. Ritter Vesque v. Püttlingen, Wien, 1827, ein ſehr achtbares Werk.

XIII.

Die Heimkehr und ihre Feyer. 1814.

In jenem ewig denkwürdigen Jahre schienen der Völker und Fürsten höchste und süßeste Wünsche erfüllt. Die Fürsten waren ihrer Geißel quitt; aufrichtig hatten sie beschlossen, ihrer Länder Glück von nun an in freyern, zeitgemässern Formen zu gründen; und die Völker ihrerseits, endlich wieder im Besitz des Friedens, überließen sich dem beseligendsten und festesten Vertrauen. Begreiflich also die hohe schwunghafte Begeisterung, mit der sie die Rückkehr ihrer Landesväter begrüßten. Mit dem wahrhaft gränzenlosesten ungeheucheltsten Jubel aber wurde Vater Franz von den Millionen seiner zärtlichen Kinder wieder empfangen. Wo und wie all' Dieses geschehen, welche reichen und glänzenden Festlichkeiten bey seiner Rückkehr in all' seinen Landen Statt gefunden, findet sich in Schrift und Bild in des Wiener-Magistratsbeamten Jos. Rossi überaus emsig bearbeiteten „Denkbuch für Fürst und Vaterland" (2 Bände mit vielen Kupfern, Wien 1814 und 15, Quart) aufbewahrt, in welchen Werkes zweytem Bande, sehr verdienstlich, auch die Literatur der betreffenden Gelegenheitsschriften verzeichnet ist.

Bevor Kaiser Franz (den 2. Juny) Paris verließ, um seine Heimreise anzutreten, erfuhr er in jener Weltstadt noch eine eigene Huldigung. Die Stadt hatte nähm-

lich eine Gedächtnißmünze auf ihn geprägt von verſchiedener Größe in Gold und Silber. Die Vorderſeite zeigt eine Kugel mit drey Lilien, und die Aufſchrift: Gallia reddita Europae. Aprili 1814; die Rückſeite den Genius des Friedens mit der Umſchrift: François I. Emp. d' Autriche; im Abſchnitte Paris - Tiolier. — Als der Kaiſer das Münzhaus beſuchte, ward auf des Directors Denon Veranſtaltung noch während des Monarchen Anweſenheit in dieſem Hauſe eine Goldmedaille geprägt. Auf der Vorderſeite befindet ſich Franzens Bildniß mit der Umſchrift: François premier, Empereur d' Autriche; auf der Rückſeite: Sa Majesté l' Empereur d' Autriche viſite la monnaie des medailles. 1814.

Unter den unzähligen in Roſſis Denkbuch beſchriebenen Feſtlichkeiten dürfte die nachſtehende, als von einer poetiſchen Idee ausgegangen, eine der anſprechendſten ſeyn:

»Am 18. Juny empfingen Se. Majeſtät im großen Ceremonien-Saale die Glückwünſche des Hofes, und Abends wurde im Theater nächſt dem Kärntnerthor, zur Feyer der allerhöchſten Zurückkunft, eine allegoriſch-dramatiſche Vorſtellung gegeben, unter dem Titel: Irene, oder die Wethe der Zukunft, verfaßt von dem Hoftheater-Secretär Sonnleithner, in Muſik geſetzt von Joſeph Weigl.

Das Theater war nebſt den gewöhnlichen Lampen, und dem großen Luſter, mit 382 Wachskerzen erleuchtet; ſieben Chöre mit Trompeten und Pauken waren zum Empfange des Kaiſers aufgeſtellt.

Als Se. Majeſtät der Kaiſer, die Kaiſerinn und die k. k. Familie, unter Aufwartung des k. k. Hofſtaates erſchienen, ertönte dem Allgeliebten ein allgemeines Lebe

hoch! mit Händeklatſchen, entgegen, welches die innigſte Freude des Wiederſehens ausdrückte, und öfters wiederhohlt wurde. Die Begeiſterung aller Anweſenden wurde durch die herablaſſende Freundlichkeit erhöht, mit welcher ſich der Mornach mehrmahl gegen das Publicum verneigte.

Als der Vorhang aufgezogen war, ſah man ein gegen den Hintergrund aufſteigendes Orcheſter von 184 Perſonen, wovon die Männer in hochrothen Uniformen, reich mit Silber verbrämt, und der weibliche Chor ganz weiß gekleidet waren, welche den beliebten Chor aus Händels Timotheus mit neucomponirtem Texte anſtimmten.

Der Chor begann mit folgenden Worten:

Jubelt laut, denn unſers Lebens
Schönſte Stunde ſtieg hernieder.
Freude! Freude!
An dem Ziel des hohen Strebens
Haben wir den Vater wieder.

Überraſchung gewährte der nach Beendigung dieſes Chors ſtatt des vorigen herabgelaſſene neue Vorhang, welche unſere Kaiſerſtadt vom Glanze der aufſteigenden Morgenſonne beſchienen, vorſtellte.

Vor Anfang des Spiels, während der Umſtaltung der Bühne, wurde die Zeit mit Intraden von Trompeten und Pauken, dann mit einer Symphonie ausgefüllt, in welcher die Virtuoſen Manſeder, Kraft, Romberg ꝛc. Solo's vortrugen.

Die Bühne ſtellte eine mit Bäumen beſetzte Gegend vor einem prächtigen Porticus vor, durch welchen man den geſchloſſenen Tempel des Janus ſah. In der Mitte der Bühne ſtand auf einem Fußgeſtelle Irene, die Göttinn des Friedens, ihr zur Linken Victoria, die Sie-

gesgöttinn, zur Rechten die Gerechtigkeit. Auf den Stufen des Gestelles saßen zur Linken die Freundschaft und Treue, die sich umschlungen hielten, zur Rechten die Geschichte, welche einem Knaben, der die Nachwelt vorstellte, auf ihre Tafeln zeigte; einige Schritte vorwärts stand zur Rechten der Muth, zur Linken der Ruhm. Rückwärts auf den höchsten Stufen am Porticus standen zu beyden Seiten geharnischte Ritter mit Fahnen, auf welchen sich die Wappen der verbündeten Mächte zeigten. Etwas tiefer sah man die Provinzen des österreichischen Kaiserstaates als weibliche Gestalten, welche die Kronen der verschiedenen Länder trugen, und Mäntel mit den Farben, und Schilder mit den Wappen derselben führten: Austria, Hungaria, Bohemia, Galizia, Croatia, Transsylvania, Moravia, Styria und Carinthia. An Austria's Seite stand die Wahrheit, einige Schritte entfernt der Stolz, der Krieg, der Haß und die Zwietracht. Im Vordergrunde zur Rechten des Zusehers die Grazien, zur Linken die Horen, beyde von Scherzen umgeben.

Ein allgemeiner Chor ruft der Göttinn des Friedens Heil! und begrüßt sie mit Tanz. Hierauf nimmt die Gerechtigkeit das Wort, und verbannt die vor Irenens Fuß gefesselten Dämonen des Stolzes, Hasses, Krieges und Zwistes auf ewig von der Erde, und sie versinken vor den Augen der Zuseher in ewige Nacht.

Irene gelobt feyerlich in Austria zu wohnen, Austria von der Geschichte aufgefordert, die Wahrheit zur Seite, führt in dramatischer Erzählung ihres Strebens, Duldens und Thuns das Bild der Vergangenheit in das Gemüth des Zuschauers zurück. Auf

Irenens Wunsch ruft nun Austria die Sittlichkeit, Wissenschaft und die 9 Musen, den Ackerbau und Handel herbey, welche die Grazien, Horen und Scherze tanzend zu Irenen führen. Irene froh, ihre Gespielen in Austria's Schutze zu finden, gelobt der letzteren das höchste Glück zu gewähren, das sie sich wünschen mag, worauf Austria dankbar hervortritt, und ruft:

O wohl wir, wohl!
Entschieden ist die Wahl! Wie könnt' ich wanken?
In meiner Schwestern Blicken les' ich sie.
Europa's Töchter stimmen ein.
O so beglücke den, von dessen Glück
Untrennbar ist das Glück von Austria.

Hierauf nimmt die Gerechtigkeit das Wort und ruft

Es ist — ich nenn' ihn dir — ja, es ist Franz.

Der allgemeine Chor erwiedert:

Er ist's! Er ist's!
Ja, glücklich sind wir nur,
Wenn Ihn der Kranz des Lohnes schmückt,
Durch Sein Glück nur sind wir beglückt.

Irene gebiethet nun der Austria ihre Söhne und Töchter um sich zu versammeln, damit sie selbe zu dem Glück der Zukunft weihe.

Nun entwickelt sich der Zug der österreichischen Völker, welche durch 50 Paar Männer und Weiber in den verschiedenen Nationaltrachten der österreichischen Monarchie vorgestellt werden, und sich nach der Breite der Bühne in einen halben Mond stellen. Voraus tanzen die Grazien, die Horen, die Scherze, dann kömmt Austria mit der Victoria, dann die Provinzen und die allegorischen Personen. Irene, Victoria und die Gerechtigkeit

nehmen links eine erhabene Stelle ein. Mit Freuden ſah man in dieſem Zuge im Kranze öſterreichiſcher Nationen wieder den Tyroler, Krainer, Vorarlberger, Dalmatiner, Venetianer, Florentiner, Salzburger und Mayländer.

Irene ermahnt dieſe Völker zur Eintracht, und verheißt ihnen ihren Segen. Der Ungar, Böhme, Tyroler, Nieder- und Oberöſterreicher huldigen hierauf im Nahmen der übrigen. Der niederöſterreichiſche Bauer ruft hierbey:

O könnt' ich doch dem hochbeglückten Mann
Tief in die Seele ſeh'n,
Der zu ſich ſelber ſagen kann:
Durch mich iſt alles das geſchehn!

Dann tritt ein niederöſterreichiſcher Greis in der Mitte ſeiner Kinder auf, und ſpricht:

Oft, wenn ich unter euch ihr lieben Kinder ſaß,
„Großvater," ſagtet ihr, „dir iſt das Auge naß!"
Um euch hab' ich geweint im tiefen Herzenleide,
Jetzt wein' ich auch: doch jetzt aus Freude.
Gerettet ſeyd ihr vom Verderben,
Jetzt, Vater Franz! Jetzt will ich gerne ſterben!

Hierauf wendet er ſich zu den übrigen Nationen mit den Worten:

Erfüllet ſind, ihr Brüder und ihr Schweſtern,
Die höchſten, kühnſten Wünſche unſrer Herzen,
Das Lied, das wir vor unſers Vaters Bild,
Anſtimmten, als uns Leiden niederdrückten,
Das uns Erquickung war, und ſüßer Troſt,
Das ſtimmt auch jetzt aus frohem Herzen an,
Nicht vor dem Bild, vor unſerm Vater ſelbſt,
Ertönt es jetzt, und ſteigt zum Himmel auf.

Die öſterreichiſchen Völker ſangen hierauf das Nationallied: Gott erhalte Franz den Kaiſer.

Es gibt kein höheres Entzücken, als jeder Anweſende an dieſem Abend fühlte. Jede Strophe dieſes Liedes ward vom Publicum durch lauten Jubel und Händeklatſchen unterbrochen, und zuletzt allgemein mitgeſungen. Das Schauſpielhaus ward ein Tempel der Wonne, und voll des Gefühles der Liebe, Bewunderung und innigſten Dankbarkeit verließ jeder daſſelbe."

Den 16. Juny des Morgens war der Kaiſer von Schönbrunn nach Wien gefahren, um vom Thereſianum aus den ſolennen Einzug zu beginnen.

„In dem Pallaſte dieſer Ritter-Academie" (erzählt das Denkbuch), „woſelbſt ſich bereits der ganze Hofſtaat verſammelt hatte, ſetzte ſich Se. Majeſtät zu Pferde, und der feyerliche Triumph-Einzug begann unter dem Geläute aller Glocken der Stadt und Vorſtädte, unter dem Donner der Kanonen, dem Wirbeln der Trommeln, dem Schalle der Trompeten und Pauken, und dem unausgeſetzten einſtimmigen Jubel von hundert Tauſenden der Zuſeher folgender Maßen:

Eine Abtheilung bürgerlicher Reiterey, unter Anführung ihres Corps-Commandanten, Rittmeiſters Franz Reich, machte den Anfang.

Dann ritt das Küraſſier-Regiment Prinz Conſtantin (Hohenzollern), ſeit Ferdinands des II. Zeiten, wegen ſeiner erprobten Dienſte, mit dem hohen Vorzuge des feyerlichen Zuges durch die k. k. Burg ausgeſchmückt, den Fürſten Aloys von Liechtenſtein, dieſen verehrten und bewunderten Repräſentanten des öſterreichiſchen Heldenmuthes, an der Seite.

Zwey k. k. Hofeinspänner, zwey Hof-Fouriers, vier Hoftrompeter, alle zu Pferde, in Galla, die Hofdienerschaft, dann die Edelknaben zu Fuße in Galla, eben so die Herren Truchsesse zu Fuße in Galla, ferner die k. k. Kämmerer und geheimen Räthe zu Pferde in Galla, von ihrer Dienerschaft zu Fuße begleitet, eben so die hier anwesenden hohen Deputirten aus mehrern Provinzen zu Pferde in Galla. Alles, was der österreichische Staat Großes und Glänzendes besitzt, war hier auf einem Puncte versammelt.

Sodann folgten des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen königliche, dann der Herren Erzherzoge kaiserliche königliche Hoheiten, von ihren Obersthofmeistern in Galla zu Pferde begleitet, die Dienerschaft zu Fuße an beyden Seiten ebenfalls in Galla.

Unmittelbar vor dem Kaiser ritten Se. k. k. Hoheit der Großherzog von Würzburg, dann Se. k. k. Hoheit der Kronprinz in der Uniform seines Cavallerie-Regiments. Se. k. k. Majestät ritten in Feldmarschalls-Campagne-Uniform, zur Seite der Ober-Lieutenant der k. k. Trabanten-Leibgarde zu Fuße, am Pferde der Oberbereiter in Galla.

Auf beyden Seiten begleitete Se. Majestät und die k. k. Prinzen die Trabanten-Leibgarde in Galla. Mehrere k. k. österreichische Generale und andere hohe Stabs-Officiere hatten auch von Sr. Majestät die Erlaubniß erhalten, diesen Zug zu begleiten.

Hierauf folgten die k. k. obersten Hofämter, die Garde-Capitäns und der General-Adjutant des Kaisers, die Arcieren-Garde und die königlich-ungarische adeliche Leibgarde, alle in Galla zu Pferde; den Schluß aber

machte eine Abtheilung königlich-böhmischer adeliger Feldgarde, endlich die zweyte Hälfte der bürgerlichen Cavallerie-Division.

Gleich beym Auszuge aus der k. k. Ritter-Academie wurden Se. Majestät bey dem daneben liegenden Hause des k. k. Taubstummen-Instituts von den Zöglingen desselben bewillkommet.

Dieselben waren längs des Instituts-Gebäudes in Reihen aufgestellt, an ihrer Spitze befand sich der sehr verdienstvolle Director, Herr Joseph May, mit seinem Lehr-Personale.

Die innigsten Gefühle der Liebe und Dankbarkeit wurden Sr. Majestät von diesen Zöglingen durch Geberdezeichen zu erkennen gegeben, und nie fühlten diese Unglücklichen mehr den Abgang des Gehörs und der Sprache, als jetzt, da es ihnen nicht möglich war, ihrem alleinigen Ernährer, Beschützer und Wohlthäter mündlich danken zu können.

Zwey taubstumme Mädchen, mit Blumen und Kränzen geschmückt, überreichten Sr. Majestät ein Gedicht.

In decorativer Hinsicht am Imposantesten war des Monarchen Empfang beym Kärnthnerthore.

„Der Zug ging über die Wiedener Hauptstraße, welche vom Thore der k. k. Ritter-Academie bis zum Kärnthner-Thore durch die Grundgerichts-Besitzer mit Bäumen besetzt, und mit Gras und Blumen bis an die daselbst von dem löblichen Magistrate in antikem Style nach der Zeichnung und Leitung des k. k. Rathes, Hof-Architecten und Directors der k. k. Academie, von Hohenberg, errichtete Triumph-Pforte bestreuet war.

Das in der Mitte angebrachte große Thor hatte 13 Schuh in der Weite, und war von 16 Säulen, jede 2 Schuh dick, umgeben, welche das Hauptgesims und das obere Staffelwerk unterstützten. Oben stand die Statue des triumphirenden Kaisers zu Pferde, mehr als in Lebensgröße, mit zwey symbolischen Figuren, die Bürgertreue und Austria, welche den Zügel des Pferdes hielt, vorstellend. In den Zwischen-Colonnen waren besondere Bogen und Cabinette für die Musik angebracht. Über diesen Bogen prangten Trophäen, über den Thoren aber Genien mit Lorbeer- und Palmzweigen. Das Weitere war mit Lorber-Festons verziert.

Der Untersatz dieser Säulen war eine Rustik, die sich bis auf fünf Klafter vom Triumph-Bogen weg in die Weite ausbreitete, worauf vorn auf Piedestalen zwey Obelisken auf goldenen Kugeln standen, mit Kaiseradlern an der Spitze, welche Friedenszweige in den Schnäbeln hielten. Die Kuppel des Salons im Triumph-Bogen war mit Rosen, die Wände aber waren mit Adlern, Kronen und ihren Attributen und mit Bändern verziert. Alles war nach Art des inländischen Marmors colorirt, die Ornamente und Statuen aber alle in Bronce. Die Nebenseiten zierten mehrere Reihen Tannenbäume, dann eine bis an das innere Kärnthner-Thor führende, auf beyden Seiten erbaute Gallerie oder Tribune, die mit der städtischen Wappenfarbe bemahlt war, und auf welcher sich eine Allee von Oliven-, Lorbeer-, Orangen- und Citronen-Bäumen aus der Orangerie des Fürsten Joseph zu Schwarzenberg präsentirte. Über dem Thore auf der Vorderseite gegen das Glacis stand die Inschrift:

Er kehrt aus fernem Land,
Des Friedens goldnen Zweig
In ſegenreicher Hand.

An der Seite gegen die Stadt:

Mit nie gebeugtem Muth
Schritt Er zum hohen Ziel.
Heil Ihm! Er hat's erreicht.

Hier wurden Se. Majeſtät von dem Bürgermeiſter von Wien, Stephan Edlen von Wohlleben, Ritter des königlich-ungariſchen St. Stephans-Ordens und k. k. niederöſterreichiſchen Regierungsrathe, dann den Herren Magiſtrats-Räthen, Egger von Mohrenburg, Uhareck, Piuck, Wildgans, Gulielmo, Götzl, Bitermann, Füger, von Jeckel, Zimmer, Kienaſt, Weeber, Beck, Pekareck, Rumolth, Gruber, Stegner, Beraneck, von Pilgram und von Mildenhoff ehrfurchtsvoll empfangen, und der Herr Bürgermeiſter hielt folgende Anrede:

„Eure Majeſtät!

„Als Eure Majeſtät im verfloſſenen Jahre dieſe „Haupt- und Reſidenz-Stadt verließen, hatten Aller„höchſt Dieſelben den erhabenen, heiligen Zweck, Eu„ropa und der Welt den ſo ſehnlich gewünſchten Frie„den zu verſchaffen.“

„Heil Eurer Majeſtät! Dieſer Zweck iſt erreicht.“

„Eure Majeſtät kehren mit unvergänglichem Lor„beer als Sieger und Retter in Allerhöchſt Ihre Haupt„ſtadt zurück, unter dem lauten Jubel und den heißen „Segnungen der freudetrunkenen Bürger und Beweh-

»ner, deren Äußerungen des innigſten, unbegränzten »Dankgefühles, der höchſten Bewunderung und tiefſten »Ehrfurcht ich das Glück habe, Eurer Majeſtät zu Fü»ßen zu legen, und den Magiſtrat, ſo wie die Bürger »und Bewohner dieſer Hauptſtadt Allerhöchſt Dero Gnade, »mit der heiligſten Verſicherung einer ſtets unverbrüchlichen »Treue und eines kindlichen Gehorſams allerunterthänigſt »anzuempfehlen.«

Dieſe ehrfurchtsvolle Bewillkommung wurde von Sr. Majeſtät huldvoll aufgenommen, und durch Folgendes beantwortet:

»Meine lieben Wiener haben mir zu allen Zeiten, »im Unglücke wie im Glücke, Beweiſe ihrer Liebe und »Treue gegeben. Immer war ich froh, in derſelben Schooß »zurück zu kommen; am meiſten erfreut es mich heute, »nachdem ich einen Frieden geſchloſſen habe, der mir die »gerechte Hoffnung gewährt, wie ich immer gewünſcht »habe, den Wohlſtand meiner getreuen Völker und mei»ner lieben Hauptſtadt dauerhaft zu befeſtigen. Ich rechne »dabey auf den wirkſamen Beyſtand des Magiſtrats, und »trage Ihnen, Herr Bürgermeiſter, auf, die Bürger »und Einwohner von Wien meiner Liebe zu verſichern.«

Der hieſige Bürger und Schneidermeiſter Joh. Wolfg. Kugler, hatte 547 Kinder, theils Knaben, theils Mädchen, auf der Gallerie angeſtellt, und zwar vor der Triumph-Pforte an jeder Seite 50 Knaben, alle übrigen aber hinter derſelben bis zum Kärnthner-Thore, welche, insbeſondere die Mädchen, den Weg mit Blumen beſtreuten. Die Knaben waren in weißen Atlaß gekleidet mit rothen Achſelquaſten, hatten ein weiß und roth geſtreiftes Band um den Leib, eine Haube in der Ge-

ſtalt eines Herzoghutes von rother, weißer und blauer Farbe, und einen Lorbeerkranz und Öhlzweig in den Händen. Die Mädchen waren ebenfalls ganz weiß, kurz gekleidet, mit Beinkleidern, einem rothen Leibchen von Atlaß mit goldenen Franzen, einem roth und weiß geſtreiften Bande um den Kopf, und einer weißen Feder, dann hatten ſie eine Blumen-Guirlande von der rechten Schulter zur linken Seite, rothe Schuhe, und hielten ein Körbchen mit Blumen in der Hand. Auch waren vier Knaben und vier Mädchen unter dieſen roth gekleidet.

Nun ging der Zug durch das alte Kärnthner-Thor, durch die Kärnthner-Straße, in die Singer- und Riemerſtraße, Wollzeil, über den Lichtenſteg, hohen Markt, durch die Wipplingerſtraße, Fütterergaſſe über den Judenplatz, Hof, die Freyung, durch die Herrengaſſe, über den Kohlmarkt und Graben zu der Stephans-Kirche, woſelbſt Ihre Majeſtät die Kaiſerinn mit der kaiſerlichen Familie anweſend war, und Se. Majeſtät am Rieſenthore von dem verſammelten Hofſtaate, von dem Fürſt-Erzbiſchofe, Grafen von Hohenwart, der Curgeiſtlichkeit, von dem Conſiſtorium der Univerſität und dem Stadt-Magiſtrate empfangen, und zum Ambroſianiſchen Lobgeſange begleitet wurden. Während deſſelben wurde durch ein auf dem hohen Markte aufgeſtelltes Grenadier-Bataillon eine dreymahlige Gewehr-Salve gegeben, wozu das auf den Wällen aufgeſtellte Geſchütz mit einſtimmte.

Als ein wahres Curioſum ſetzen wir hier noch bey, was nach der Einnahme von Paris zu Waydhofen an

der Ybbs in 3 Fenſtern des Buchbinders Fidelis Koller zu leſen war.

Per reifet	**A**ustria ller	**F**racia riede
Strenuum ingett	**E**xenditur hren	**S**unt egen
Imperatorum ubelt	**I**n ſt	**T**ua hauet v. eben
Nostrum un, und	**O**rbem eſterreich	**A**rma llen
Franciscum rohlocket	**V**niversum oll	**N**apoleon ationen

Die großen Buchſtaben, unter denen ſich die fünf Vocale in der Mitte auszeichnen, waren gelb, und ſind Anfangsbuchſtaben der deutſchen und lateiniſchen Schrift. Beyde Schriften ſind von oben herab zu leſen. Die lateiniſche Schrift war roth, die deutſche grün.

XIV.

Eine Erklärung des Kaiſers Franz

(22. July 1818)

und „viel Kopfbrechens um einen Titel.“

Eine Erklärung des Kaiſers Franz von Öſterreich vom 22. July 1818, regelte die perſönlichen Verhältniſſe, den Titel, den Rang und den Wappenſchild „ſeines geliebten Enkels des Prinzen Franz Joſeph Carl“ (der Hauptnahme Napoleons war in die Brüche gefallen,) „des Sohnes Allerhöchſtdeſſen geliebteſter Frau Tochter, Maria Louiſe, Erzherzoginn von Öſterreich, Herzoginn von Parma, des durch den Senatusconſult vom 17. Febr. 1810 zum „König von Rom,“ durch den Abdankungsvertrag ſeines Vaters vom 11. April 1814 zum „Prinzen von Parma, Piacenza und Guaſtalla,“ ernannte hors d'oeuvre d'Autriche, (wie die zürnenden Britten ihn nannten). Er hieß nun ſchlechtweg: „Herzog von Reichſtadt“ und ſtatt der Majeſtät und der Kaiſerlichen Hoheit: Durchlauchtigſter Herzog und Durchlaucht, — mit dem Rang nach den Prinzen des kaiſerlichen Hauſes und mit dem Wappen der alten öſterreichiſchen Babenberger, Herzoge von Mödling, den zwey übereinander ſchreitenden Löwen.

Als dieſes am 22. July 1832 dahin geſchiedene Kind der größten Hoffnungen, überraſchenden, ungeheuren Glu-

ckes und Unglückes, in eben dem Schönbrunn dahin gewelkt war, wo Napoleon zweymahl sein weltherrschendes Siegeslager aufgeschlagen, wo er Marien Louisens Bildniß zuerst erblickt hatte, als diese wichtige Geißel, Österreich entrückt war, mochte man sich nicht ohne großes Interesse der Berathungen erinnern, welche der Bestimmung seiner Stellung vorangegangen waren? — Ein damahls abgegebenes Gutachten sagte unumwunden:

»Es handelt sich darum, dem ehemahligen Könige von Rom, nachherigen Prinzen von Parma, einen Titel beyzulegen, da seine Zukunft zu gleicher Zeit auf die ehemahls zweybrückischen, darauf würzburg toscanischen Herrschaften in Böhmen gegründet werden soll, die 1668 der letzte Herzog von Sachsen-Lauenburg-Reichstadt von seiner Mutter Magdalene Lobkowitz, Wittwe Kollowrat ererbt und die seine Tochter, die Großherzoginn von Toscana, Wittwe des letzten Medicis, ihren Nachkommen erster Ehe von Pfalz-Neuburg und durch diese dem Hause Zweybrücken hinterließ. — Um die Wahl der verschiedenen möglichen Titel zu erleichtern und sie gehörig zu motiviren, dürften einige allgemeine Sätze vorausgeschickt werden:

Obgleich dieses Kind unter dem rapidesten Wechsel des Glückes und der Ereignisse, wie es, bey der dermahligen Gestaltung der Dinge in Europa durchaus nicht vorherzusehen ist, schwerlich das traurige Schicksal haben kann, welches durch Tod oder Staatsgefangenschaft viele unschuldige Kinder, nicht nur im Serail, Ispahan und in Rußland fanden, sondern auch im Internecionskrieg der rothen und weißen Rose, — in Schweden — in Frankreichs großem Zwiespalt zwischen Orleans und Burgund, welches die castilianische Bertrandilla und alle die

kindlichen und jugendlichen Pseudos betraf, unter denen ganz gewiß viele echte unterdruckt und ermordet wurden, bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß dieses Prinzen Ruhe und Wohlfahrt, um so ungetrübter und gesicherter seyn werde, je unschuldiger, ja unbedeutender sein Daseyn ist.

Der Prinz soll kein Prinz vom Geblüte, sondern Particulier, er soll nach den Prinzen des Hauses der erste Privatmann seyn, daher wohl von allen altfürstlichen, nur der herzogliche Titel für ihn zu passen scheint. Der landgräfliche ist im Hause Hessen und im uralten (Habsburg gleichen, und doch neufürstlichen Haus) Fürstenberg, — der Markgräfliche ist seinem Ursprung und Wortlaute nach, zu sehr Amtstitel und erinnert zu ausschließend an den ehemahligen deutschen Reichsverband.

Der zu wählende Titel soll zuförderst den Bourbons keine Apprehensien geben, daher kein Titel einer Seitenlinie des herzoglich lothringischen Hauses zu brauchen ist, — der französischen von Mercoeur, Commercy, Vauvillars, Joinville, Chasteler ꝛc. gar nicht zu erwähnen, wäre auch von den deutschen lothringischen Nebenlinien, Graf von Egisheim, Dachsburg, Falkenstein, Bolanden ꝛc. schlechterdings verwerflich. — Die Lothringer waren, als angebliche Carolinger, französische Kronprätendenten. Wie viel Blut floß nicht über diese Prätension, als die Guisen ihren Ehrgeiz unter dem Mantel der Religion und der Adelsrechte, mit aller Kraft der Ligue verfochten? — Kein noch so veralteter oder ohnmächtiger Anspruch ist unbedeutend, sobald die Macht hinzutritt und die gün-

ſtige Stunde. — Auch wäre es unklug, an die alte Abhängigkeit der Lothringer als Hausofficiere der Krone Frankreichs zu erinnern, wie Napoleon es that in ſeiner größten Wuth zwiſchen den beyden Schlachten von Regensburg und von Aſpern. — Geben die Bourbons einmahl Urſache zum Mißvergnügen, etwa wegen italieniſcher Differenzen, oder durch eine noch weiter gehende Hinneigung zu Rußland, ſo iſt es immer Zeit ihnen mit dieſer Ruthe zu drohen und den Prinzen etwa zum Erzherzog Rainer nach Mailand zu ſchicken zur Ausbildung für die Verwaltung und den Kriegsſtand.

Ein genealogiſcher Titel iſt, wie wohl er ſeiner Natur nach dauernder iſt, ein faſt noch beſtimmterer Anſpruch, als die unmittelbaren Länder-Titel. — Philipp III. büßte ſeine Sorgloſigkeit gegen den Nahmen Braganza, durch den Verluſt Portugals in einer einzigen Stunde. — Als das Haus Hannover ein halbes Jahrhundert auf dem engliſchen Throne ſaß, war der Titel Jacob III. König von Großbrittanien faſt eben ſo lächerlich, wie der Titel „Ludwig XVIII. König von Frankreich und Navarra“ (1795—1814) es durch volle achtzehn Jahre war, aber der Nahme Stuart zeigte ſeine Bedeutendheit noch in den letzten irländiſchen Unruhen. — Der Prinz kann alſo keinen Titel erhalten, welcher der habsburgiſchen oder lothringiſchen Abſtammung approximirt, da beyde dem bourboniſchen Blut allzunahe verſchwiſtert ſind, beyde den Anſchein hervorbringen könnten, als wolle ein illegitimer Anſpruch, durch einen Schein von Legitimität im Stillen bekräftiget und für gewiſſe, politiſche Conjuncturen vorbehalten werden. — Auch in das Wappen des Prinzen dürfte nichts von dem Habsburg-

Lothringiſchen aufgenommen werden, ſondern ſelbes hätte wohl nur aus dem Wappenſchilde zu beſtehen, welcher dem, dem Prinzen neu zu verleihenden Titel und ſeinen Beſitzthümern anklebt, oder längſt erloſchenen Häuſern zugeſtanden hat.

Im Erzhauſe exiſtirten ſehr viele unehliche oder natürliche Kinder ſchon von Rudolph von Habsburg, die von Schenkenberg, Grafen von Löwenſtein, — von Friedrich dem Schönen, die im geiſtlichen Stande ſtarben, eine große Zahl von Erzherzog Sigmund, die bloß verſchiedene adelige Nahmen und Titel führten, von Greiffenſtein, von Fernſtein ꝛc. Von Mar I. natürlichen Kindern führte Georg, Erzbiſchof von Valenzia, der Allererſte den Nahmen ab Austria, den nachher die in der ſpaniſch-öſterreichiſchen Linie außerehelichen Descendenten bekamen. Doch dieſem Prinzen einen ähnlichen Titel beylegen, hieße die Legitimität ſeiner Geburt und der Ehe zwiſchen Napoleon und Louiſen nach römiſchen und bourboniſchen Grundſätzen, die ſelbe ſtets verwarfen, ſelbſt in Zweifel ziehen!?

Das einzige Beyſpiel einer ungleichen Ehe oder Mißheirath im Kaiſerhauſe, iſt jenes des Erzherzogs Ferdinand mit Philippinen Welſer. Die daraus hervorgegangenen Söhne hießen Markgrafen von Burgau, aber auch dieſer Fall iſt unendlich verſchieden, ſelbſt im Ausgange, denn Beyde, Carl und Andreas erhielten durch die Acte von 1561 gewiſſermaſſen ein Nachfolgerecht in die deutſchen Kreis- und Reichslande, nach dem Abgange des geſammten öſterreichiſchen Mannsſtammes, welches hier wieder nicht der Fall iſt.

Wären die Schickſalswürfel ganz anders gefallen, ſo

hätte vielleicht die Verbindung des Hauſes Habsburg mit den nagelneuen Geſchlechtern Medicis und Sforza, am eheſten einige Analogie mit dem vorliegenden Falle nach ſich ziehen können, allein die Folgereihe der Umſtände hat es nicht alſo gefügt.

Es handelte ſich alſo um eine ganz neue Schöpfung. Dieſe durfte folgende Erforderniſſe haben:

a) Der neue Titel müßte des Prinzen Eigenſchaft als Unterthan, mit Ausſchluß jeglicher Souveränitätsrechte bezeichnen.

b) Keinem der oben angeführten genealogiſchen oder publiciſtiſchen Bedenken mehr oder weniger unterliegen.

c) Von keinem Gebiethe hergenommen ſein, welches einſt Napoleon gehörte.

d) Füglich auch nicht aus Ungarn oder aus deſſen Nebenreichen, weil dieſes wiederum anderweitige Verwickelungen mit ſich bringen könnte.

e) Keinerlei ungegründete Vermuthungen oder Hoffnungen erregen.

f) Den neuen Titel auf des Prinzen böhmiſche Herrſchaften zu übertragen, z. B. Herzog von Reichſtadt ꝛc. könnten den Schein mit ſich bringen, als wären ſie gewiſſermaſſen zu einem Herzogthum für ihn ercindirt. Doch iſt dieſes Bedenken wohl allzuweit hergeholt und überſtudirt. Auch der Herzog von Sachſen-Lauenburg, der bis an ſeinen Tod 1689 in Reichſtadt wohnte, nannte ſich von demſelben. Es wurden nun mehrere Titel zur Auswahl vorgeſchlagen, mit Anführung der Gründe dafür und dawider.

1) Herzog von Troppau und Ratibor.

Dieſen Titel führte eine von dem großen Ottokar

abſtammende, durch päbſtliche Bullen legitimirte Seitenlinie, der eingebornen ſlaviſch-przemyſlichen Dynaſtie Böhmens, die mehrere Jahrhunderte fortdauerte. — Dieſes dürfte nur das nicht ſehr erhebliche Bedenken gegen ſich haben, daß der regierende Fürſt von Liechtenſtein, ſich Herzog zu Troppau und Jägerndorf nennt.

2) Herzog von Podiebrad.

Erinnerung an einen heldenherrlichen König von Böhmen, deſſen Nachkommen als Herzoge von Münſterberg und Oels erloſchen. — Dieſe Nahmen gehören jetzt Preußen an, aber der Nahme Podiebrad iſt zu freier Schaltung und iſt fürwahr ein illuſtrer Nahme, ohne alle widrige Nebenbezeichnung.

Seitenlinien der Przemysliden, der einheimiſchen Dynaſtie der Czechen, nannten ſich auch: „Herzoge von Ollmütz, Brünn, Znaym," aber die Nahmen ſolcher Städte ſcheinen im gegebenen Falle unſchicklich.

3) Herzog von Meran.

Der Titel des 1248 erloſchenen, in Burgund, in Bayern, in Franken und Tyrol mächtigen Hauſes Andechs. — Eine treffliche Benennung, wenn Meran nicht die alte Hauptſtadt Tyrols wäre und die Tyroler nicht darin die Morgenröthe eines eigenen Beſtandes, wenigſtens eines abgeordneten Generalgouvernements erblicken würden, die man ihnen leider noch immer nicht geben will.

4) Herzog von Gradisca.

Anton Ulrich von Eggenberg, einer von Ferdinand II. drey Bergen und drey Steinen, (Eggenberg, Werdenberg, Queſtenberg, Liechtenſtein, Dietrichſtein, Wallenſtein) ward Reichsfürſt mit Siz und Stimme, Herzog von Krumau, gefürſteter Graf zu Gradisca. 1718

erloſch ſein Geſchlecht. Das Wappen iſt ſchön. Gegen den Titel wäre auch wenig einzuwenden.

5) Herzog zu Schaumburg.

Die Grafen zu Schaumburg, reichs- und kreisſtändiſch, mit den Herzogen von Oſterreich in öfterem Krieg und nur mit Mühe gebändigt, den Grafen von Cilly und Ottingen, den Burggrafen zu Nürnberg, jetzigen Königen von Preußen verwandt, 1559 erloſchen, beſaßen faſt das ganze Land ob der Enns.

6) Herzog von Pütten.

Pütten, bey Neuſtadt, berühmtes Bollwerk und Vormauer gegen die heidniſchen Hungarn, mater et metropolis civitatum Norici, gab einem eigenen Heldengeſchlechte den Nahmen, das 1158 mit Ekbert unter dem Barbaroſſa von Mayland erloſch und den Grund zur Größe der ſteyriſchen Ottokare legte. — Ein arges Bedenken ſcheint zu ſeyn, daß gerade Pütten und Froſchdorf jetzt der Schlupfwinkel der ganzen bonapartiſchen Familie iſt.

7) Herzog zu Eppan.

Piano, in einer Seitenlinie auch de Ultimis und von Greifenſtein, im tyroliſchen Etſchthale, ein unächter, aber mächtiger Nebenzweig, der jetzt in London und in Braunſchweig herrſchenden Welfen, 1273 mit Biſchof Egno von Trient erloſchen.

8) Herzog von Cilly.

Dieſes 1456 in dem, von Ladislaus Huniady, Sohn des großen Gubernators und Bruders Königs Mathias Corvin, ermordeten Ulrich ausgeſtorbene Geſchlecht, zählt eine Kaiſerinn, es war Despote Rasciens, beherrſchte mit ſtatthalteriſcher Gewalt Hungarn, Böhmen und Öſterreich un-

ter Ladislav Posthumus. — Cilly's Nahme reicht an die Römerherrſchaft hinauf und iſt viel genannt in der Chriſtianiſirung Noricums. — Ob aber dieſes an Gräueln aller Art reiche deutſche Ateidengeſchlecht, nicht gar zu homogen dem bonapartiſchen Stammbaum erſcheint?

9) Herzog von Mödling.

Zweymahl führte dieſen Titel mit einem einfachen ſchönen Wappenſchild eine Seitenlinie der Babenberger. — Er dürfte auch keinem erheblichen Bedenken unterliegen und iſt ein vertrauter, angenehmer Laut im Ohr des Öſterreichers. Die Herzoge von Mödling waren Unterthanen jener in den Landen ob und unter der Enns und in Stevermark herrſchenden Heldendynaſtie der Babenberger; die freylich ſelbſt wieder Unterthanen und Beamte Kaiſers und Reichs geweſen ſind: denn ſchon ſeit dem großen Friedericianiſchen Privigelium von 1156, war Öſterreich ein geſchloſſenes Gebieth. (Das Mödlinger Wappen wurde für den Sohn Bonapartes wirklich gewählt.)

10) Herzog von Reichſtadt.

Über dieſen unbedenklichen und mehrfach angemeſſenen Titel, wurde ſchon oben das Nähere erwähnt. — (Er iſt auch beſchloſſen und von dem Prinzen 1818—1832) geführt worden.) —

(Hormayr's Taſchenbuch 1841. Berlin).

XV.

Don Miguel an Kaiſer Franz, und Dieſer an Jenen, nach des Kaiſers ſchwerer Krankheit.

1.

„Wien, den 2. April 1826.

„Sire! Die Vorſehung hat die Gebethe, welche ganz Öſterreich in ängſtlicher Beſorgniß für die Erhaltung des ſo koſtbaren Lebens Ew. k. k. Majeſtät zum Himmel ſandte, gnädig erhört.“

„Auch ich, Sire, habe meine Gebethe und mein Flehen aller Ihrer Unterthanen für die baldige Wiederherſtellung der Geſundheit Ew. k. k. Majeſtät vereinigt, und an der allgemeinen Freude Theil genommen, welche ſich, ſo bald man die troſtvolle Gewißheit der Geneſung Ew. k. k. Majeſtät erhalten hatte, auf eine ſo rührende Weiſe äußerte.“

„Dieſe Freude iſt, was mich betrifft, leider durch die tiefe Betrübniß, in die ich verſenkt wurde, und den unerſetzlichen Verluſt, den ich erlitten habe, wovon Ew. k. k. Majeſtät ohne Zweifel unterrichtet ſind, unterbrochen worden.

„Der Allmächtige, in dem Er mir meinen Vater, den ich ſtets liebte und verehrte, genommen, hat es gnädig gefügt, daß ich in Ew. k. k. Majeſtät einen zweyten Vater finden ſollte.“ ꝛc. ꝛc.

„Ich habe die Ehre, mit den Gefühlen der innigſten Dankbarkeit zu ſeyn ꝛc. ꝛc.

„Don Miguel.“

2.

Kaiſer Franz an Don Miguel.

„Wien, den 4. April 1826.“

„Mein Herr Vetter! Gerührt von den Beweiſen von Anhänglichkeit, die Ew. königl. Hoheit während Meiner Krankheit an den Tag gelegt, und von dem Antheil, den Sie an der Wiederherſtellung Meiner Geſundheit genommen haben, beeile ich Mich, Ihnen perſönlich zu danken, und zu gleicher Zeit die aufrichtigſte Theilnahme auszudrücken, die Ich bey dem ſchmerzlichen Verluſte, den Sie ſo eben erlitten haben, empfinde. Ich weiß ſehr wohl, daß nichts im Stande iſt, den Verluſt eines theuern Vaters genügend zu erſetzen: allein, wenn Meine Anhänglichkeit und Meine aufrichtige Freundſchaft, auf welche Sie Sich während Ihres Aufenthaltes allhier ſo viel perſönliche Anſprüche erworben haben, Ihnen zu irgend einem Troſte gereichen können, ſo ſeyn Sie verſichert, daß ich ſtets mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen werde, Ihnen neue Beweiſe davon zu geben.“

Ew. königl. Hoheit ſagen Mir, daß Sie Mich als Ihren zweyten Vater betrachten: Sie bitten Mich, Ihnen fernere Rathſchläge zu geben ꝛc. ꝛc.

Es gereicht mir zur Freude Ew. königl. Hoheit dieſe Verſicherung geben zu können, und die Meiner Freundſchaft, und der hohen Achtung hinzuzufügen, mit welcher ich bin, mein Herr Vetter

Ew. königl. Hoheit guter Vetter

„Franz.“

XVI.

Vision.

Von Grillparzer.

(Nach des Kaisers gefährlicher Krankheit 1826.)

Zu Mitternacht in Habsburgs alten Mauern
Geht ein Verhüllter, räthselhaft zu seh'n;
Man sieht ihn schreiten, weilen nun und lauern,
Dann heben seinen Fuß und weiter geh'n.
Vom Haupte zu den trägen Fersen nieder,
Umhüllend rings, fließt nächtiges Gewand,
Die Falten scharf; so zeichnen sich nicht Glieder,
Wo Leben noch die straffen Formen spannt!

Was hält er? Ist's ein Stab? Es blinkt wie Waffen!
Des Schnitters Waffe haltend zieht er ein,
Und wo des Mantels Säum' im Gehen klaffen,
Blinkt kahl entgegen Fleisch entblößt Gebein.
Ich kenne dich, du Würger der Lebend'gen!
Was such'st im Heiligthume, Scheusal, du?
Hier darf das Alter nur die Tage end'gen;
Die Pflicht zu leben gibt ein Recht dazu.

Jetzt steht er still, dort wo das Pförtchen schließet,
O schließe gut! O Pförtchen, schließ ihn aus!
Doch aus dem Kleide, das ihn rings umfließet,
Streckt er die dürre Knochenhand heraus.

Wie an die Flügel er den Finger ſtellet,
Da ſpringen ſie weit gähnend aus dem Schloß,
Und ein Gemach, von Lampenſchein erhellet,
Liegt ſeinem Aug', liegt ſeinem Arme bloß.

Und drin ein Mann auf ſeinem Schmerzensbette,
Wie iſt die edle Stirn von Tropfen feucht!
Zwey Frauen neben ihm. Wer ſah's, und hätte
Die Gattinn nicht erkannt, die Mutter leicht?
Und eine Krone liegt zu Bettes Füßen.
„Das iſt ein König," ſpricht der bleiche Gaſt,
„Und zwar ein guter, ſoll ich glauben müſſen,
Das früh ergraute Haar zeigt nicht von Raſt."

„Wohl auch als Gatte mocht' er ſich bewähren,
„Darum bewacht die Gattinn jeden Hauch.
„Durchs Schloß erſchallen Seufzer, fließen Zähren,
„Ein guter Herr und Vater alſo auch!
„Und dennoch kann das Alles mich nicht hindern,
„Der Gattinn Thränen halten mich nicht auf.
„Den Vater raub' ich täglich ſeinen Kindern,
„Was vorbeſtimmt iſt, habe ſeinen Lauf."

Und er tritt ein. Da ſummen leiſe Klänge
Vom Schloßhof her, in ſein geſpanntes Ohr.
Dort woget Volk: kaum faßt der Raum die Menge,
Und Jeder forſcht, und Jeder blickt empor.
Ein Weinender frägt einen, der da weinet,
Und Thränen machen ihm die Antwort kund:
Ob Hoffnung ſey? Was trüb der Blick verneinet,
Pflanzt durch die Menge ſich von Mund zu Mund.

Und alle Hände ſind zum Fleh'n gefaltet,
Auf jeder Lippe zittert ein Gebeth;
Der Todespfeil, der Einen Buſen ſpaltet,
Den blut'gen Weg zu aller Herzen geht.
Da hält der Würger an, ſieht nach dem Kranken,
Dann nach der Menge, wogend ohne Ruh,
Es ſtockt der Fuß, der Arm beginnt zu wanken,
Und endlich ſchreitet er der Thüre zu.

Schon hört er nicht mehr das Gebeth der Menge,
Die Beſſ'rungskunde jubelnd zu ſich ruft,
Und an dem Ende der verſchlung'nen Gänge
Schwingt er, ein Nachtgewölk, ſich in die Luft.
Im Gehen aber ſcheint er noch zu ſprechen:
„Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht:
„Ich ward geſandt ein einzig Herz zu brechen,
„So viele Tauſend Herzen brech' ich nicht!"

Visione dall' originale Tedesco di Francesco Grillparzer tradotta da Antonio Zamboni.

Dottore di leggi, Imp. Reg. Amministratore del Lotto nel Tirole e Vorarlbergh, membro del Ferdinandeo, e di altre società accademiche.

Sciolti.

Era cupa la notte, era già l'ora
Degli spettri. Ravvolto in nera veste
Che dal capo gli scende al tardo piede,
E le cui lunghe falde approfondite
Tutt' altro lascian traspirar che membra
Per la forza vital carnute e tese,

Misterioso aspetto nelle mura
U' degli Eroi d'Absburgo memorando
Sorger si vede la vetusta reggia,
Entra. Or s'aggira, or s'arresta, or arrguata,
Stende il piè, e innanti va. Ma nella destra
Che stringe e mai? Forse un sostegno al fianco?
Un acciar forse quel fulgor m'accenna?
Ah, che tremenda falce mietitrice
Io vi ravviso. Alto tenendo l'arma
Nella reggia ei penetra, ed oh qual vista!
Là dove il lembo della lunga veste
Del passo all' alternar in due si parte,
L'inaridito biancheggiante ossame
S'appressenta allo sguardo, e l'atterisce.
Ora ben ti conosco, oh de' mortali
Carnefice spietato! in questo asilo
Sacro, che cerchi tu? barbaro ignori?
La preziosa inestimabil vita
D'un Solo — è qui vita di tutti; al tempo,
E non a te, spetta troncarne il filo.
Egli si ferma, e là dove più augusta
Chiude la porta, tacito si sta.
Deh chiudi si, che mai gli sia concesso
Più avanti penetrar! Ma già l'audace
Fuor dalla veste, che d'intorno il cinge
La secca allunga mar scarnuta, l'uscio
Già già tocca col dito; in un istante
Come a mosse dai cardini stridenti
Si spalancan le porte, e a lui che destro
Mai fallò il colpo, stanza si presenta,

Che debil raggio di sospeso lume
Rischiara. Sul letto del dolore
Là giace uom, ah più che uom rassembra!
Di qual mador non mirasi cospersa
L'augusta fronte! immobili al suo fianco
Duo matrone vi stan, consorte, e madre.
Ma quel diadema che del letto a' piedi
Fulge? Un diademe! »ah che un Monarca è questi!«
Lo sciagurato messaggier esclama:
»Sì un ottimo Monarca a quei vi scorgo
»Pel lungo fatticar ahi troppo presto
»Bianchi capegli; impareggiabil sposo
»Me l'addita la tenera Consorte,
»Ch'ogni sospiro, ogni suo moto spia,
»Adorato Signor, Padre amororo
»Chi nol ravvisa a quei singulti, al pianto
»Onde risuona la regal maggione
»Tutta intorno! ma che! Dovrà ciò forse
»Me dal colpo arrestar, me delle spose
»Alle lagrime sordo, inesorabile!
»E non son io quei, che ogni giorno il figlio
»Invola al genitor! si compia omai
»Quanto il Fato segnò.« Disse, e s'appressa
Del Grande al letto. Dolorosi lai,
Che dall' aula s'innalzano improvvisi
In flebil suono, le sue attente orrechie
Di nuovo a ferir vanno. Oh quanto augusto
Alla fluttuante mesta gente è il loco!
Avido ognun' vuole novella, ognuno
Fisa in alto le luci; gemebondo

Questi, da quei che sta piangendo chiede
(E la risposta a lui quel pianto addita)
Se speme v' è? del lacrimoso ciglio
Il cenno micidial di bocca in bocca
Pella folla sen va; le mani al Cielo
Sollevan tutti, fervide preghiere
Ripetono le labbra tremolanti;
E quel dardo di morte, che un sol core
Sta per ferir, quel dardo in mille petti
Passa, e profonda v' apre acerba piaga.
Il crudele quì arrestasi; lo sguardo
Or sull' E r g o rivoglie, or sulla sempre
Mobile calca, che mai trova pace.
Gli manca il piè, la man vacilla, e alfine
Ver la soglia ritorna. In un istante
Tacion le preci, e all' improviso annunzio
Del cessato periglio, ebbra di gioja
Alto applaude la folla. Egli raddoppia
I retrogradi passi, e dove han fine
Le tertuose volte della reggia,
S' alza nell' aere qual notturna nube.
Ma come in alto ei fu, voce s'udio,
Che parea dir; »Al mio dovere è meta
»L'Altrui comando, obbediente e pronto
»Venni un sol core per ferir, mia destra
»Ah no che mille, e mille cor non fere.

XVII.

Denkmünze auf des Kaiſers Geneſung.

Von Joh. Gabr. Seidl,

beym Anblicke der Denkmünze auf die Wiedergeneſung des Landesvaters im März 1826 *).

ParCa VIro abstInVIt, CVI paCeM DebVIt orbIs.

Erkennt ihr ſie, die Züge dieſes Erzes,
Des hellmetall'nen Spiegels freundlich Bild?
Es iſt der Gegenſtand jüngſt unſ'res Schmerzes,
Doch nun der Luſt, die unſ're Seelen füllt!

*) Der allegoriſche Inhalt dieſer, nach des Herausgebers, Johann Ritters von Lucam, k. k. Banco-Hofbuchhl. Rechnungsofficialen, Angabe, von Joh. Ritter von Lampi gezeichneten, und von dem k. k. Münzgraveur, Joh. Lang, und dem Hrn. Fr. Stuckhard (auf der Kehrſeite) ausgeführten Münze, iſt folgender: Die eine Seite zeigt das Bruſtbild des Kaiſers mit der Umſchrift: FranciscusI. orbi conservatus (Franz I. der Welt erhalten); die Kehrſeite enthält eine, aus den Parzen ſich bildende Gruppe, deren mittlere, eben im Begriffe, den Lebensfaden des Kaiſers abzuſchneiden, durch Öſterreichs Genius, der ihr mit ſeiner Rechten in den Arm fällt, mit der Linken auf die Worte: Patri parce (des Vaters ſchone) weiſt, gehindert wird. Im Abſchnitte ſtehen Jahr und Monath der Begebenheit.

Anm. d. Herausgeb. des Denkbuchs „Gott erhalte Franz den Kaiſer," (Hrn. Ad. Bäuerle's.)

O, ſeht es an, betrachtet's zur Genüge:
Lebend'gen Zügen iſt es abgelauſcht;
Kein traurig Spiegelbild entſeelter Züge,
Vom Künſtler nur um Thränen eingetauſcht!

Noch wohnt in dieſer Stirn' ein warmes Leben,
Die mancher Gram mit Wolken ſchon umzog;
Noch lebt der Mund, aus dem, mit leiſem Beben,
Manch' heiß Gebeth für euch zum Himmel flog!

Noch iſt dieß Greiſenhaar ein lebend Siegel
Für manchen ſchweren Prüfungsbrief der Noth,
Noch lebt dieß Aug', aus deſſen mildem Spiegel
Uns aufgetagt des Friedens Morgenroth.

Erlebt, erlebt noch: „Franz der Welt erhalten!“
Das iſt des lauten Jubels frommer Sinn;
Und wie ſich's dankbar eure Herzen mahlten,
So tritt es hier vor eure Augen hin!

Wohl hat es einen ſchweren Kampf gegolten;
Gar ernſten Rathes pflog der Parzen Chor:
Der finſt're Ruf, dem ſie gehorchen ſollten,
Traf, Donner gleich, ihr klaggewöhntes Ohr.

Dem Faden galt's ja, der durch tauſend Herzen
Als unſichtbares Band der Liebe glitt;
Die Parze dacht' es, griff ihn auf mit Schmerzen;
Erhob den Stahl und — wagte nicht den Schnitt.

Und wieder hob ſie ihn, bey ſich gedenkend,
Daß ſie die thränenloſe Parze ſey; —
Schon ſinkt ihr Arm, zum Schnitt die Scheere lenkend,
Da reißt ein Zuruf das Gewölk entzwey!

Ein Genius erſcheint auf lichten Schwingen,
Als Engel Oeſterreichs erkenn' ich ihn:
Ich ſehe Völkerangſt ſein Knie umſchlingen,
Und Völkerweihrauch ſeinen Pfad umzieh'n!

Doch hüthet er aus Eile gleich das Schweigen,
Weß Sinn's er ſey, verräth ſein Blick zu warm;
Verklärend tritt er in den dunklen Reigen,
Und fällt der Parze, wehrend, in den Arm!

„Blick' ruft er, auf, was an des Ew'gen Throne
Geſchrieben dort mit Flammenſchrift erſcheint:
„Des Vaters ſchone!“ flammt ja dort, d'rum ſchone!
Die Parze ſchont, und Oeſtreichs Engel weint,

Weint Dank, und Völker theilen ſein Frohlocken,
Und rufen laut, was ſtumm ſein Auge rief,
Und füllen durch ihr Flehen neu den Rocken,
Um den, ſo ſchien's, der Fäden letzter lief!

Doch nimmer kann das ihren Wunſch beſcheiden,
Was, karg und ſchwach, die Gegenwart verleiht;
Verew'gen wollen ſie den Tag der Freuden
Im Angedenken ſpäter Enkelzeit!

Drum kleiden ſie in manch' ein Lied die Zähren,
Die nun ihr Dank, als flüchtig Opfer, bringt:
Die Nachwelt, denken ſie, wird es einſt ehren,
Weil's dieſen Tag, nicht wie es ihn beſingt!

Sie ſchreiben's auf in Büchern und Annalen,
Vertauſendfältigt ſenden ſie's hinaus,
Auf daß es kunft'gen Völkern möge ſtrahlen,
Wie Oeſtreich hing an ſeinem Kaiſerhaus!

Dankfeſte feyern ſie, voll Glut und Seele,
Die, wer ſie ſah, wohl nimmermehr vergißt,
Damit der Sohn dem Enkel einſt erzähle,
Was nun dem Vater unvergeßlich iſt!

Doch leicht gefährdet iſt des Liedes Leben,
Und, wie die Blume, keimt es und erſtirbt:
Nicht einem Buch' iſt Ewigkeit gegeben,
Sein Wort verhallt, ſein Blätterbau verdirbt;

Selbſt dem Gedächtniß bangt um ſeine Dauer,
Es ringt und kämpft und büßt ſie endlich ein;
Und doch darf ſolche Luſt nach ſolcher Trauer
Verloren nicht und unverewigt ſeyn!

Was Jeder wohl als Wunſch im Buſen hegte,
Vollendet iſt's, ihr ſeht es tief bewegt:
Was ſich in's Herz, das leichtgebroch'ne, prägte,
Hier lebt's in unzerbrechlich Erz geprägt!

An ſolchem Trotz' erlahmt der Sturm der Jahre,
Kein Roſt der Zeit zernagt ſo ſichern Glanz,
Und an des ſterbenden Jahrhundert's Bahre
Lebt dieſes Denkmahl kennbar noch und ganz.

Wenn längſt ſchon andere Geſchlechter wandeln,
Wo lebensheiter unſer Fuß nun wallt;
Wenn and're Seelen anders thun und handeln,
Und neuer Gruß von neuen Lippen ſchallt:

Wenn, wo wir jetzo froh des Friedens hauſen,
Manch' neuer Giebel unſ'rem Schutt entſtieg:
Wenn heimgegangen in die dunklen Klauſen
Der Helden Mancher und mit ihm ſein Sieg:

Dann findet einſt, vielleicht im Schoos der Erde,
Der Pflüger dieſes Denkmahl, lieſt es auf,
Eilt hin und fragt, was es ihm gelten werde: —
Doch für den Forſcher iſt's ein anderer Kauf!

Er lieſt, lieſt wieder, ach! und Thränen rollen
Auf's Silberſtück, wie er's erkennt, hinab,
Er ruft: „das iſt von Franz, dem Gütevollen,
Als ihn der Herr den Seinen wieder gab!“

Und alle Münzen gäb' er um die Eine,
Stellt ſie ihm Alle doch in Einer dar;
Denn deutlicher, als ſie, verräth ja keine:
„Wie gütig Franz, — wie treu ſein Oeſtreich war!“

XVIII.

Beſchreibung der Appartements des Kaiſers Franz in der Wiener-Hofburg.

Die nähere Kenntniß der Örtlichkeit und innern Einrichtung der Wohngemächer hiſtoriſcher Perſonen iſt ſtets ein Gegenſtand der Neugier, und übt daher eine ganz eigene Anziehungskraft aus. Dieſe Kenntniß gewährt unter Andern manche Einblicke in den Privatcharacter des Helden, in deſſen häusliche Verhältniſſe und Gewohnheiten; und iſt derſelbe ein Herrſcher, ein mächtiger Herrſcher, der uns eigentlich nur aus ſeinen öffentlichen Erſcheinungen und Functionen bekannt iſt, ſo wird ein ſolcher Reiz um ſo begreiflicher. Die Appartements des Kaiſers

Franz mit Muſſe zu betrachten mit der Bewilligung, ſelbe für die Publicirung durch den Druck förmlich zu beſchreiben, iſt vor etwa 18 Jahren, alſo wenige Jahre vor des Kaiſers Hinſcheiden, von Seiner Majeſtät ſelbſt dem Verfaſſer der „Darſtellung der k. k. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien“ (3 Bände mit vielen Kupfern, Wien 1832) vergönnt worden. In dieſem Werke hat derſelbe dieſe Schilderung niedergelegt; und ſie iſt es, aus welcher wir uns erlauben nachſtehenden Auszug zu geben.

Der Herr Verfaſſer ſagt: „Es iſt uns durch die beſondere Huld und Gnade des gütigen Kaiſers geſtattet worden, auch die innere Ausſchmückung der kaiſerlichen Gemächer beſchreiben zu dürfen, ſo wollen wir denn die Reihe derſelben anführen, und bey jenen Appartements, die Seine Majeſtät im Schweizerhofe bewohnen, den Anfang machen.

Dieſe befinden ſich im zweyten Stocke, und es führt dazu als Haupteingang die Säulenſtiege links zunächſt dem Brunnen. Hier öffnen ſich zur linken und rechten Hand zwey Vorzimmer (Antichambren), in welchen die Trabanten-Garde die Wache hält. Durch dieſe rechter Hand gelangt man zu dem Saale, in welchem der Kaiſer die gewöhnliche Audienz ertheilt; vor dieſem im dritten Zimmer ſteht gewöhnlich ein Officier der deutſchen Arcieren- und ein ſolcher von der ungariſchen adeligen Leibgarde mit gezogenem Säbel. Gleich von dieſem Zimmer gegen das National-Theater zu iſt das Gemach, einen Theil der kaiſerl. Garderobe enthaltend, welches ehedem die ſogenannte St. Nicolaus-Capelle war und unter Kaiſer Ferdinand II. beſtand, nachgehends wurde ſie als

Kammer-Capelle gebraucht und ging im J. 1786 ein, ſo daß keine Spur mehr übrig iſt.

Der Audienzſaal iſt von mittlerer Größe mit einem rothſammtenen Baldachin verſehen und mit Gobelin-Tapeten aus der merkwürdigen Pariſer-Manufactur geziert, die mythologiſche Geſchichten enthalten. Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß ſolche unter die künſtlichſt gearbeiteten gehören, deren Zeichnung und Farbenſchmelz bey näherer Beſchauung Jedermann in Erſtaunen ſetzen. — An dieſen reiht ſich das geheime Audienz-Cabinet; dahin haben die Miniſter, adelige, und andere Perſonen Zutritt, worin meiſt die Audienz am Mittwoch ſtatt findet. Schöne grüne Seidentapeten mit gleichen Meubeln- und Fenſter-Draperien, dann eine prachtige und wahrhaft kunſtvoll gearbeitete Uhr, die einen Monath lang geht, von Ignaz Berlinger aus Wien, und zwey Pracht-Porzellanvaſen zieren dieſes niedliche Gemach. Das daranſtoßende Zimmer iſt die eigentliche Kammer des Kaiſers, in welcher ſich der Kammerdiener, Kammerheizer ꝛc. befinden. Wir bemerken darin einen großen Barometer aus den Zeiten Kaiſer Joſephs. Im Rücken der Kammer ziehen ſich zwey Vorzimmer hin, durch welche der Eingang von außen links zum Kaiſer und auch zur Kaiſerinn hergeſtellt iſt. — An jenes der Kammer grenzt das Sitzzimmer; es iſt mit gewirkten rothen niederländiſchen Tapeten, in der Mitte einer jeden Wand mit herrlichen Figuren, Basreliefs und Blumengewinden, äußerſt kunſtvoll gearbeitet und von großem Werth, ausgeſchmückt, und mit weiß und vergoldeten Meubeln eingerichtet. Die Wachsbüſte Ihrer Majeſtät der Frau Erzherzoginn Marie Louiſe, Herzoginn von Parma, aus ihrer

Jugendzeit, und die lebensgroße Wachsfigur der kleinen Erzherzoginn von der ersten Gemahlinn Sr. Majestät, Elisabeth, Herzoginn von Würtemberg, sind auf den Kasten aufgestellt. Außerdem sind hier noch mehrere Miniaturgemählde von der hohen kaiserlichen Familie vorhanden. Ein Brustſtück von weißem Marmor, der sterbende Heiland mit der Dornenkrone, und ein Crucifix aus Elfenbein gearbeitet: sind besondere Meisterstücke. In diesem Sitzzimmer speisen oft die Majestäten, wenn nicht Familien- oder sonst eine größere Tafel ist. Sowohl im Schreibcabinet als auch in diesem Sitzzimmer und Carlinette sind die Fenstertafeln aus einem Stück in sehr schmale, das ganze Fenster umspannende Fensterrahmen eingepaßt. Auch sind die Tafeln so genau in die Rahmen gefaßt und von einer solchen eigenthümlichen Dichtigkeit, daß man keinen Wagen in der Burg fahren hört, welches, wenn man auf den Platz hinuntersieht, wie alles von Menschen wimmelt, und viele Wagen beständig hin und wieder fahren, eine wirklich höchst sonderbare Wirkung im Menschen hervorbringt, da man glaubt, Alles müsse gleichsam in der Luft schweben. — Von diesem gelangt man in das Schreibcabinet Sr. Majestät, welches mit vielen Kästen zum Aufbewahren der Schriften und mit dem Schreibtische des Kaisers versehen ist. Eine kleine aber sehr gut getroffene Gypsbüste des Kaisers Alexander von Rußland mag dem hohen Fürsten oftmahls zur Erinnerung an seinen erhabenen Freund und Bundesgenossen dienen, nicht minder zwey lebende sehr kleine brasilianische Luftschwärmer, Vögelchen, deren Gefieder kupferroth punctirt glanzend, und noch in keiner zoologischen Sammlung so schön vorgekommen ist. — An dieses Ca-

binet reiht ſich wieder ein kleines Gemach, ſchön gemahlt und mit den Bildniſſen Ihrer Majeſtät der gegenwärtigen Kaiſerinn, der zweytverſtorbenen Kaiſerinn Maria Thereſia und des Kaiſers Leopold geſchmückt. Hier bilden ſich zwey Durchgänge, nähmlich links in das blaue Prachtzimmer zu Ihrer Majeſtät der Kaiſerinn, und rechts in den Leopoldiniſchen Trakt, deſſen erſteres daranſtoßendes Zimmer gelb mit Seide meublirt, zugleich als Billardzimmer dient; das zweyte iſt das ſogenannte Familienzimmer, in welchem die menſchenfreundliche hohe Kaiſerinn verſchiedene Geräthſchaften in Käſten aufbewahrt, die ſie an Arme ſpendet. — In dieſem Zimmer, von wo aus reichliche Gaben den verſchämten Armen zufließen, gewahrten wir auch an den Wänden, in Medaillon-Form grau gemahlt, die Porträte ſämmtlicher jugendlichen Sprößlinge des Kaiſers. Von dieſem gelangt man noch in zwey Zimmer, die den Durchgang für den Kaiſer bilden, zu der Stiege, genannt die „Kaiſerſchnecke," welche rückwärts zu dem Controlorgang und zum Rittersaale führt.

Das zweyte Appartement iſt jenes Ihrer Majeſtät der Kaiſerinn, welches ſehr natürlich mit dem des Kaiſers in Verbindung ſteht, wie wir ſo eben gezeigt haben. Der Hauptaufgang iſt aber auf der Säulenſtiege und der Eingang links durch die zwey Vorzimmer des Kaiſers, ein zweyter über die Bothſchafterſtiege, und vom erſten Stock an über die Seitenſtiege bey der Burgcapelle, wo ſich ebenfalls auch eine Antechambre befindet, von dieſer links führt eine mit grünem Tuch belegte Treppe in das k. Oratorium der Capelle, aus dem zweyten ebenfalls links in die Privatbibliothek des Kai-

sers, gleich daneben auf die Terrasse, auf welcher sich der Wintergarten des Kaisers befindet, rechter Hand aber in die Gemächer Ihrer Majestät der Kaiserinn. Das erste Zimmer davon bildet die Garderobe Ihrer Majestät, an dieses stößt das Toiletten-Cabinet, welches ausgezeichnet geschmackvoll mit weißem Mousselin drapirt und mit vergoldeten Verzierungen sehr schön geschmückt ist. An das Garderobezimmer reiht sich sogleich das Arbeitszimmer Ihrer Majestät, es enthält durchaus gespannte schöne grünseidene Tapeten. In diesem prangen die Bildnisse der Frau Herzoginn von Leuchtenberg, der Frau Erzherzoginn Sophie und deren Schwester Prinzessinn Louise, dann jenes des Kaisers. Zwey kunstvoll aus weißem Marmor gearbeitete Säulenstühle, mit prachtvollen Verzierungen dienen als Standpuncte, auf welchem jeden eine große Porzellan-Vase steht, die überaus reich mit Gold und gemahlten Blumen sind, zwischen diesen befindet sich die aus weißem Marmor gearbeitete, sehr gut getroffene Büste des Kaisers Franz I. Als vorzügliche Kunststücke können wir zwey bey den Fenstern in der Ecke dieses Zimmers auf runden Postamenten von grau geflecktem Marmor stehende weiße Marmor-Vasen anführen, die alles übertreffen, was man bisher von erhabener Arbeit in diesem edlen Gestein gesehen hat; unsers Erachtens dürften solche Erzeugnisse des großen, bereits verblichenen Meisters Canova seyn. Ein viereckiger Tisch, dessen Platte von lauter kleinen Quadratblättern von überaus zahlreichen Steinarten kunstsinnig eingelegt ist, gilt von hohem Werthe, von noch höherem aber ein zweyter Tisch, in Venedig verfertigt, dessen zierliche Vase in der Mitte des dreyfüßigen Gestelles, von puren blauen

venetianiſchen Glasperlen dicht überzogen iſt, und auf deſſen Platte in wunderlieblichen Gewinden, Zierrathen und Verzierungen aller Sorten, edler Geſteine, manche von bedeutender Größe, worunter vorzüglich die Türkiſſe zu zählen ſind, enthalten. Der zierlich verſchlungene Nahmenszug Ihrer Majeſtät beſteht in prachtvoller Faſſung aus puren Granaten. Dieſe koſtbare runde Tiſchplatte iſt mit einer Glasdecke verwahrt.

Von dieſem Zimmer gelangt man in das Schlafgemach der beyden Majeſtäten, es iſt von bedeutender Größe und ebenfalls mit grünſeidenen Tapeten überſpannt, nur von etwas lichterer Farbe, als das vorige mit zartem Blätter-Deſſin. Unter einer zierlichen Draperie von gleichem Stoffe, die am Plafond eine Krone formirt, ſtehen die Betten, an der Seite weiter rechts zwey Claviere von Fladerholz, das übrige Meublement von Mahagonyholz iſt ſchön, und die Seſſel von gleichem Seidenzeuge überzogen. Viele ſchöne und wohlgetroffene Porträte zieren dieſes kaiſerliche Schlafgemach. Wir bemerken darunter jene des Max Joſeph, verſtorbenen Königs von Bayern, der Erzherzoginn Sophie, der an den Prinzen Johann von Sachſen verehelichten Prinzeſſinn Amalie, der Prinzeſſinn Marie und Prinz Carl von Bayern, der Schweſter des letztverſtorbenen bayeriſchen Königs, der gegenwärtigen Gemahlinn Thereſia des jetztregierenden Königs ſammt ihrem Gemahl Ludwig, der hochſeligen Mutter unſerer Kaiſerinn, des Kaiſers in ungariſcher Marſchalls-Uniform, der Gräfinn Mühlfeld, Erzieherinn der Kaiſerinn und alle durchlauchtigſten Brüder Sr. Majeſtät des Kaiſers in kleineren Porträten, vier Stück Gemählde, Anſichten von Vene-

dig (große Meiſterſtücke), drey vorzüglich ſchöne Blumengemählde auf Porzellantafeln u. a. m. Eine vorzügliche Aufmerkſamkeit zieht auch ein kunſtvoll gearbeiteter Ofenſchirm im feinſten Teppichſtich, einen galoppirenden arabiſchen Krieger vorſtellend, auf ſich, welchen Graf Lichtenberg, Kammerherr weil. Sr. kaiſ. Hoheit und Eminenz E. H. Rudolphs, Cardinals von Ollmütz, verfertigte. — Auch ſteht hier jene Schatulle, die Ihrer Majeſtät bey der Krönung als Königinn von Ungarn mit 50,000 Stück Ducaten von den Magnaten des ungariſchen Reiches zum Geſchenke gemacht wurde. Solche iſt von Ebenholz mit geſchmackvollen emaillirten Goldverzierungen, auf dem Deckel mit dem ungariſchen Wappen geziert, und mit ſehr maſſiven goldenen Handhaben verſehen. Der Plafond iſt ſchön gemahlt und über den zwey Thüren prangen ſchöne Gemählde, die Anſichten der Städte Linz und Laibach enthaltend. Dieſes Gemach führt in das anſtoßende Empfangszimmer (oder Paradezimmer), welches einen wahrhaft majeſtätiſchen Anblick gewährt: daſſelbe umläuft ein mit reichen Vergoldungen verziertes Geſimſe von ſchwarzem Holze, von welchem bis zum Sockel Draperien von ſchwerem weißen Atlas in ſchönem Faltenwurf reichen, über die von ebenher Umſchläge von Scharlachſammt, welche reiche Goldſtickereyen enthalten, herabwallen: alle Seſſel und Fauteuils ſind von gleichem Sammt überzogen, und alle Geſtelle ganz vergoldet, das ganze reiche Meublement aber mit grauen Taffetkapoen überzogen. Acht aus purer Bronce künſtlich gearbeitete Candelaber, derley Luſter, Girandolleuchter und eine künſtlich verfertigte Bronceuhr, dann ein dergleichen Tiſch mit einer von Moſaik eingelegten Platte, die Entführung der

Prinzessinn Europa darstellend, ein Geschenk des Pabstes Leo X.; endlich der schöne Plafond mit Goldverzierungen geben ein überraschend großartiges Bild von diesem kaiserlichen Prachtzimmer. Zunächst diesem ist das Familien-Tafelzimmer mit blauen Seidentapeten und derley sehr schönen Meubeln. Auch Candelaber prangen hier um die Wette mit den Prachtwänden und schönem Plafond mit Gold, dann in den drey Superporten ober den Thüren die mit Kunst gemahlten Ansichten, die Städte Prag, Ollmütz, Brünn, Ofen und Pesth vorstellend. Anstatt zwey Öfen (solche existiren hier nicht, da Meißnerische Heitzung eingeführt ist) stehen auf gipsmarmornen Postamenten Statuen aus carrarischem Marmor gearbeitet, nähmlich der Centaur Chiron und der junge Achilles, dann der Vater mit dem jungen Helden Hannibal. Zwey große Ohlgemählde von dem Künstler Peter erheben die Schönheit dieses Zimmers. — Von hier aus führt noch ein Zimmer, in welchem der Secretär der Kaiserinn arbeitet, und welches mit lichten Meubeln von Eschenholz eingerichtet ist, zum Ausgange gegen die schon erwähnten Vorzimmer des Kaisers: ein anderes Seitenzimmer unterhält die Communication mit den Gemächern des Kaisers. Zwischen dem Secretariatszimmer und im Rücken des Prachtgemaches der Kaiserinn, gegen den Schweizerhof, ist die Bibliothek Ihrer Majestät angelegt, die auch zugleich als Lesezimmer dient. Die schönen Einrichtungen sind von schwarzem Holze sehr geschmackvoll, die Bücherkästen ganz vorzüglich zweckmäßig und die Wände mit blauen Seidenstoff überzogen.

Wir bemerken hierbey, daß das ganze Apartement Ihrer Majestät die Fronte im Schweizerhof im zweyten

Stocke gegen das neue Burgthor zu einnimmt, eine herrliche Aussicht gegen die kaiserlichen Stallungen und die dortigen Vorstädte biethet, und auch von innen im Schweizerhofe den Theil oder der Bothschafterstiege umfaßt. Im zweyten Stock zunächst dem Eingange zu Sr. Majestät links an der Stiege befindet sich das geheime Cabinet des Kaisers; auf der andern Seite im zweyten Stocke im Schweizerhof, wozu der Aufgang über eine schmale Stiege führt, ist ein kleines Apartement der Obersthofmeisterinn und unter derselben im ersten Stock dem Obersthofmeister der Kaiserinn bestimmt.

Die Querfronte des ersten Stockwerkes im Schweizerhof mit der Aussicht gegen den Burgplatz, welche vormahls von Sr. kais. Hoheit dem Kronprinzen bewohnt wurde, gehört gegenwärtig für fremde Gäste. Sie besteht aus 7 Gemächern, wovon das erste noch die Bibliothek des jüngern Königs in schwarz polirten Kästen enthält, ohne kostbare Einrichtung und zwey Zimmer für die Dienerschaft.

Das sogenannte Halbgeschoß (dieß ist das niedere Stockwerk zwischen ebener Erde und dem eigentlichen ersten Stocke) wird zunächst dem Thore vom Burg-Inspector und die andern derley Zimmer von verschiedenen andern Hofpartheyen bewohnt. An diese stößt die kaiserliche Schatzkammer mit dem Aufgange auf der Säulenstiege.

XIX.

Zur Geſchichte der Todeskrankheit des Herzogs von Reichſtadt.

„Wir verließen Schönbrunn am 16. November 1831. Der Herzog von Reichſtadt drang in den Kaiſer, ihn den Militärdienſt wieder antreten zu laſſen. Seine Majeſtät genehmigten es nicht; er war offenbar in einem zu bedenklichen Zuſtande.“

„Zu Ende des Jahres ſtarben ſchnell nach einander die beyden Präſidenten des Hofkriegsrathes: Graf Hardegg und Baron Frimont. Der General Friment hatte mehr als funfzig Dienſtjahre; ausgezeichnet durch ſeine Talente, ſeine Tapferkeit und Biederkeit, genoß er die allgemeine Achtung der Armee. Der junge Prinz bath dringend um die Erlaubniß, dem Leichenzuge dieſes alten Kriegers mit den Truppen folgen und ihm die letzten militäriſchen Ehren erweiſen zu dürfen. Der Kaiſer billigte dieſen Ausſpruch von Achtung für das Andenken des verdienten Generals, aber eine Unpäßlichkeit, die den Herzog überfiel, vermochte uns, ihn bis zum 2. Jänner 1832 von der Ausübung des Dienſtes zurückzuhalten.“

„So große Schonung man ihm auch aufzuerlegen ſuchte, ſo verurſachte doch die Anſtrengung dem durch Leiden bereits geſchwächten Körper bald einen neuen Rückfall, und machte dem Militärdienſte des Prinzen ein

Ende, obwohl ihn kurze Zeit darauf der Kaiser zum zweyten Obristen im Regimente beförderte. Seine letzte militärische Function fand am 16. Januar 1832 Statt. Er war mit seinem Bataillon während des für den G. d. K. Baron Siegenthal gehaltenen Seelenamtes auf dem Josephsplatz aufmarschirt, verlor bey der Anstrengung in der starken Kälte die Stimme und hatte auch bereits Fieber, ohne es zu gestehen. Dieß nahm den Character eines galligen Flußfiebers an, gedieh aber am siebenten Tage zur Hauptkrise, und ging in ein tägliches Wechselfieber über."

„Eine bedeutende Schwierigkeit für die Behandlung des Übels lag in dem bedenklichen Zustande der Brust und der Eingeweide, vorzüglich der Leber. Es war zu besorgen, daß, wenn auf diese heftig angegriffenen Organe gewirkt würde, das anfänglich nur zufällige Fieber in ein secundäres Eiterungsfieber überginge."

„Der Doctor Malfatti hatte beschlossen, den Prinzen in die Bäder von Ischl zu schicken, sobald es die Jahreszeit erlauben würde. Er hoffte hievon günstigen Erfolg, wenn man anders den passenden Zeitpunct erreichen könnte."

„Mit Klugheit angewandte Heilmittel brachten das Übel zum Stillstande, und hemmten das Fieber. Aber die Lebhaftigkeit seines Geistes riß stets den jungen Prinzen zu unüberlegten Unternehmungen hin, welche die Krankheit zurück führten und ihre Symptome noch gefährlicher machten. Doctor Malfatti war darüber in Verzweiflung. „„Es ist gerade, sagte er, als herrsche in diesem unglücklichen Jünglinge eine Kraft, welche ihn antreibt, sich selbst

zu zerſtören: alle Berechnung, alle Vorſicht ſcheitern an dem Verhängniß, welches ihn fortreißt.“

„Die Frühlings-Nachtgleiche war ein böſer Zeitpunct. Die Regengüſſe, welchen der Prinz trotzte, zogen ihm Verkühlungen und Fieber zu, regten ſeine langwierigen Leiden wieder auf und verurſachten Verſchleimungen der Leber und Auswürfe bedenklicher Art.“

„Im Monath April kamen zu dieſem peinlichen Zuſtande noch Anzeichen öfterer Beſchleunigung des Pulſes mit einem Gefühle von Froſt. Die Abmagerung, welche der Auswurf und die Hemmung des Verdauungsvermögens verurſachten, überraſchte die Docteren Raimann und Wierer, welche der Doctor Malfatti, durch heftigen Gichtanfall abgehalten, erſucht hatte, ihn in der Behandlung des Prinzen zu unterſtützen. Die Lebensweiſe, welche dieſe drey Ärzte mit Einſtimmigkeit dem Kranken vorſchrieben, ſetzte dem heftigen Fieber Schranken.“

„Die merkliche Beſſerung des Prinzen hatte die Ärzte vermocht, ihm zu erlauben, zu Pferd und zu Wagen Luft zu ſchöpfen, unter der Bedingung der größten Mäßigung freylich. Einige Zeit hindurch unterwarf er ſich dieſer Vorſicht. Eines Tages aber beſtand er darauf, trotz des kalten, feuchten Wetters, auszureiten, und müdete ſich dabey ſehr ab. An demſelben Abend machte er im offenen Wagen eine Spazierfahrt in den Prater, der wegen ſeiner Lage, auf einer Inſel der Donau, ſehr feucht iſt. Hier blieb er bis nach Sonnenuntergang. Er mußte ſogar, da ein Rad an ſeinem Wagen brach, ausſpringen. Dieſem unklug verlebten Tage folgte ein heftiger Fieberanfall und ein Bruſthuſten, welche die gefährlichſten Zufälle zur

Folge hatten, nahmentlich den Verluſt des Gehörs auf dem linken Ohre.“

„Auf Befehl des Kaiſers und auf Anſuchen des gewöhnlichen Arztes hatten in Wien und in Schönbrunn mehrere Berathungen über die Krankheit des Prinzen Statt, zu welchen die Docteren Vivenot, Wierer und Türkheim gezogen wurden. Bey einer dieſer Zuſammenkünfte theilte ich den Ärzten im Nahmen des Kaiſers mit, daß ſie, ohne ſich an irgend eine politiſche Rückſicht zu kehren, unterſuchen und daruber entſcheiden ſollten, ob es für den Prinzen zuträglich wäre, ſich in irgend ein Land außerhalb den öſterreichiſchen Staaten zu begeben. Nachdem ſie über die Lage des Kranken ſich ins Klare geſetzt, und die gegen ſeine Krankheit zu beobachtende Verfahrungsweiſe beſtimmt hatten, erklarten ſie, es könne nützlich ſern, den Prinzen nach Italien, vorzüglich nach Neapel zu führen.“

„Die Ausſicht auf dieſe Reiſe verurſachte dem Prinzen unausſprechliche Freude: „„Aber, ſagte er, glauben Sie, daß es damit kein Hinderniß haben wird?... Der Kaiſer iſt abweſend.... Gehen Sie zum Fürſten Metternich, fragen Sie ihn, ob es thunlich iſt, daß ich dieſe Reiſe unternehme.““

„Ich eilte, dem Fürſten Metternich dieſe Frage vorzulegen, der mir auf der Stelle die Antwort gab: „„Sagen Sie dem Herzoge von Reichſtadt, daß, Frankreich ausgenommen, das ihm zu öffnen nicht von mir abhängt, er ſich in jedes ihm beliebige Land begeben kann. Der Kaiſer ſetzt die Herſtellung der Geſundheit ſeines Enkels über jede andere Rückſicht.““

„Als ich dem Prinzen die Antwort brachte, war er

bis auf das Äußerſte darüber entzückt. Er hing ſich mit Leidenſchaft an dieſe Hoffnung, welche leider nicht mehr erfüllt werden ſollte.«

»Linderung und zunehmendes Leiden folgten ſich auf beunruhigende Weiſe. Der Prinz fand Troſt in der liebevollen Sorgfalt der kaiſerlichen Familie, vorzüglich des Erzherzogs Franz und der Erzherzoginn Sophie, welche für ihn die Zuneigung einer Schweſter hatte. Dieſe Prinzeſſinn, von ſo ausgezeichnetem und gebildetem Geiſte, war in den Tagen ſeiner Bedrängniß wie eine wohlthätige Vorſehung für den unglücklichen Jüngling, deſſen Zuſtand von Tag zu Tage ſich verſchlimmerte.«

»Es iſt in der kaiſerlichen Familie der Gebrauch, daß die Prinzen die heiligen Sterbſacramente in Gegenwart des verſammelten Hofes empfangen. Es konnte nur ſchmerzlich ſeyn, dem Herzoge von Reichſtadt anzukündigen, daß für ihn die Zeit für dieſe letzte Pflicht gekommen war. Der Hofpralat Wagner, der Lehrer ſeiner Kindheit, fühlte kaum die Kraft, ihm dieſe Erinnerung zu machen. Die Erzherzoginn Sophie, welche dem jungen Prinzen ſchon ſo viele Proben von Liebe und Theilnahme gegeben hatte, übernahm es, ihn unter milder Täuſchung den traurigen Weg der Wirklichkeit zu führen. Sie lag ihn an, mit ihr zugleich das Werk der Andacht zu begehen, er, für ſeine Geneſung, ſie für ihre bevorſtehende Entbindung. Dieſe Feyerlichkeit fand unter den Thränen einer zahlreichen Verſammlung Statt, welche, ohne daß der Prinz ſie bemerken konnte, derſelben beywohnte. Wie erhaben der Anblick dieſer beyden Glieder des Kaiſerhauſes, beyde in Gebeth verſunken! Der Prinz, bleich, abgezehrt, ſchon ſterbend, am Rande

des Lebens das Sacrament des Todes empfangend! Die Erzherzoginn, im vollen Glanze der Schönheit, der Jugend und Mutterwürde in dieſer heiligen Handlung ſich vorbereitend für die Geburt ihres zweyten Kindes!... Wahrlich, wie reich an ergreifender Bedeutung war dieß Bild, wo in gemeinſchaftlicher Andacht Leben und Tod, Sarg und Wiege unter ſich verbunden erſchienen!«

»Die Erzherzoginn Marie Louiſe hatte im Laufe der Jahre oft ihren Sohn beſucht. Sonſt, z. B. in den Jahren 1818, 1820, 1823, 1826, 1828 und 1830, trat er, ein blühender Knabe und Jüngling ihr entgegen, und begleitete ſie mehrere Tagereiſen weit, ſobald ſie abreiſete. Jetzt rief ſie die Nachricht ſeines nahen Endes eilends von Parma. Sie ging über Trieſt, um den Kaiſer zu ſehen, welcher ſich eben dort befand; da befiel ſie ſchweres Übelbefinden, und zwang ſie, ſich einige Tage dort aufzuhalten. Sie wartete, durch die kommenden Nachrichten äußerſt beunruhigt, ihre Geneſung nicht ab, ſondern reiſte weiter nach Wien und langte Abends da, im Zuſtande größter Erſchöpfung und ſtechender Leiden, an. Sie wollte demungeachtet ſogleich zum Prinzen eilen, welchen man ſchleunig auf das Wiederſehen vorbereitet hatte.«

»Mit lebhafter Freude erfüllte ihn die Nachricht ihrer Ankunft: er erwartete ſie mit Ungeduld: er wollte ihr auch dießmahl entgegen gehen, aber ſeine Kräfte waren für dieſe geringe Anſtrengung nicht mehr hinreichend.«

»Die Erzherzoginn ließ mich, ſo wie den Doctor Malfatti, erſuchen, bey dem Kranken zu bleiben, weil ſie beſorgte, daß ſeine Erſchütterung unſeren Beyſtand erfordern dürfte. Es gibt keine Farben, um dieſe traurige

Umarmung zu mahlen! Der Jungling, vor kurzem ſo ſchön, nun ohne Stimme, und ſchon den Stämpel des Todes im Antlitz, richtete ſich auf ſeinem Schmerzenlager auf, um in ſeine welken Arme die ſelbſt halbtodte Mutter zu ſchließen, welche gekommen war, ſeinen letzten Seufzer zu empfangen! Beyde blieben lange wie gelähmt durch die tiefe Rührung! Wir hatten Mühe, ſie zu beſchwichtigen. Mit Gewalt zwang die Erzherzoginn ihre Klagen und Thränen zurück; endlich konnte ſie nicht mehr; ſie mußte auf einige Augenblicke fort, um ſich auszuweinen. Bald kehrte ſie wieder, und ihre ganze Sorgfalt, jeder ihrer Augenblicke war ſein. Die erſehnte Gegenwart ſeiner Mutter ſchien die Leiden des Herzogs während einiger Tage zu mindern. Dieſe letzte Tröſtung hatte der verlöſchenden Flamme ſeines Lebens den letzten Aufblick gegeben.“

„Ganz Wien nahm an der traurigen Lage des Prinzen den lebhafteſten Antheil: wer nur immer einige Auskunft über ſein Befinden geben konnte, dem wurde ſie abgefragt: von allen Seiten liefen Anzeigen von Heilmitteln, Vorſchläge von Arzeneyen ein, die freylich mehr von der liebevollen Anhänglichkeit derer, die ſie ſandten, als von ihrer Einſicht zeugten. Wenn ſich eine hohe und wichtige Perſon in ſo kritiſcher Lage befindet, ſieht das Volk in den natürlichſten Ereigniſſen eine Vorbedeutung. So geſchah es, daß bey einem der vielen Gewitter, welche die zu dieſer Zeit herrſchende Hitze unterbrachen, der Blitz den einen Flügel von dem kaiſerlichen Adler über der Uhr auf dem Pallaſte von Schönbrunn herabſchlug. Hierin meinte das Volk die Hand der Vorſehung zu erkennen,

welche den Stab über das Leben des Sohnes Napoleons brach.“

„Des Prinzen Schwäche nahm ſichtlich zu, und ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich mit jedem Tage. Man trug ihn manchmahl in eine abgeſonderte Verzäunung im Garten von Schönbrunn, oder bereitete ihm einen Sitz auf dem vortretenden Balcon ſeiner Wohnung, um die Luft zu ſuchen, die ſeine zerriſſene Bruſt nur mehr mit Anſtrengung einathmen konnte. Bald wurde es unmöglich, ihn aus ſeinem Bette zu heben. Er war fortwährend im Schwanken zwiſchen Hoffnung und Muthloſigkeit, was überhaupt das Characteriſtiſche ſeiner Krankheit war; wenn er uns aber von ſeinem nahen Tode ſprach, ſo geſchah dieß mit der hochherzigen Unerſchrockenheit eines Tapferen.“

„Am Morgen des 21. July nahmen ſeine Leiden heftig zu: dabey befielen ihn Beängſtigungen bis zur Ohnmacht. Zum erſten Mahle geſtand er ſeinem Arzte, daß er leide, aber gleichzeitig ſprach er den entſchiedenſten Ekel gegen das Leben aus. „„Wie lange wird dieſe erbärmliche Exiſtenz noch dauern!““ rief er mitten im Brande des verzehrenden Fiebers. Eben trat Marie Louiſe ins Zimmer. Der Kranke hatte die Kraft ſich zu faſſen; mit ſcheinbarer Ruhe antwortete er auf ihre Nachfrage, daß er ſich ſo ziemlich befinde, und ſuchte ſogar ſie aufzurichten über ſeine Lage. Während dem Reſte des Tages nahm er Theil am Geſpräche, obwohl ſeine Leiden ſich nicht verringert haben konnten, und ſprach ſogar einige Mahle mit Vergnügen, wie es ſchien, von der Reiſe, die er im Herbſte machen würde.“

„Am Abende eröffnete uns Dr. Malfatti, daß für

die Nacht Alles zu fürchten war. Baron Mell verließ das Zimmer des Prinzen nicht, und hielt sich darin verborgen, denn der Prinz duldete durchaus nicht, daß Jemand bey ihm wache. Er schien zu entschlummern. Gegen halb 4 Uhr früh erhob er sich plötzlich und rief: „„Ich gehe unter! ich gehe unter!““ Baron Mell und der Kammerdiener sprangen herbey, und faßten ihn in ihre Arme. „Meine Mutter!.. Meine Mütter!.. das waren seine letzten Worte. Dabey kam Erstarrung in seine Züge, und seine Augen begannen sich zu verglasen. Baron Mell überließ ihn den Armen des Kammerdieners, und lief nach der Oberstbofmeisterinn der Erzherzoginn Marie Louise, und nach dem Erzherzoge Franz, den der Prinz ersucht hatte, bey seinem Hinscheiden Zeuge zu seyn. Alles eilte ganz erschrocken herbey. Marie Louise hatte sich die Kraft zugetraut, sich aufrecht zu erhalten neben ihrem sterbenden Sohne; aber ihr brachen die Knie, und sie sank an das Bette. Der Herzog, unfähig zu reden, schien noch einiges Leben in den Augen zu haben — er heftete den Blick auf seine Mutter, als wollte er ihr damit sagen, was in seinem Herzen wohnte .. da wies der Hofprälat, der ihm beystand, nach dem Himmel, und der Kranke hob den Blick nach oben ... Es war fünf Uhr acht Minuten ... er wendete zwey Mahl den Kopf, und — war todt! — Er hatte, merkwürdiger Zufall! in demselben Gemache geendet, das des siegreichen Napoleon Schlafgemach gewesen war; an eben der Stelle, wo dieser, nachdem er den Frieden dictirt hatte, zu allen Träumen des Sieges und des Triumphes, mit allen Hoffnungen für die Zukunft, vielleicht mit dem Gedanken auf die Heirath, die er später wirklich machte,

und mit voller Zuverſicht in die Dauer ſeiner Dynaſtie eingeſchlummert war! .. Er hatte geendet am 22. July, am Jahrestage der Acte, wodurch der Sohn Napoleons ſeinen letzten Nahmen und ſeinen letzten Titel empfangen hatte; am Jahrestage der Todesnachricht ſeines Vaters, die ihm gleichfalls zu Schönbrunn mitgetheilt worden war."

„Marie Louiſe, in Schmerz gebrochen neben der Leiche ihres Sohnes, verfiel in einen Zuſtand, den die erſt beſtandene Krankheit höchſt gefährlich machte. Die ganze kaiſerliche Familie ſank in Trauer auf die Nachricht von dem Tode des Herzogs, welchem ſie leider ſchon ſeit geraumer Zeit entgegen ſehen konnte. Die Erzherzogin Sophie, eben im Kindbette, litt auf eine Weiſe, daß man für ſie fürchtete. Der Hof war in Thränen, und Wien, wohin die traurige Bothſchaft ſich ſchnell verbreitet hatte, lag in Betrübniß. Man fragte — man erzählte — man beſprach die liebenswürdigen Eigenſchaften, das edle Äußere, das Anſprechende ſeiner Züge, das verſtändige Benehmen des unglücklichen Prinzen. Die einfachſten Menſchen konnten nicht umhin, den Vergleich zu ziehen zwiſchen dieſes Jünglings Leben ohne Erinnerung, und dem mächtigen Leben Napoleons, das ſo reich an Ereigniſſen, und eben ſo ungeheuer durch das Unglück, als durch die Triumphe war. Noch einmahl entrollte ſich vor Jedermanns Auge dieß große Blatt der Geſchichte — und ſolch ein Todesſchweigen folgte auf das ſchreckliche Drama! — ſo war dieſe, mit ſo viel Blut erkaufte Nachkommenſchaft in ihrem Keime vernichtet! — Der ungeheure Strom, deſſen wüthende Waſſer die ganze Welt mit Verheerung bedroht hatten, verlor ſich als Bächlein im Ocean der Zeit."

„Während man ſich zu erinnern pflegte, welchen verzehrenden Brand Napoleon über Öſterreich geſchleudert hatte, liebte man, in ſeinem Sohne ein vergeltendes, wohlthätiges Geſtirn zu ſehen, und viel von ihm für die Zukunft Öſterreichs zu erwarten. Man beklagte alſo ſeinen frühen Tod. Man fürchtete auch den Eindruck, den die Nachricht davon auf den Kaiſer machen würde, denn er hatte den Herzog von Reichſtadt ja immer ganz vorzüglich geliebt; geſchah es, weil dieſer durch ſeinen munteren Verſtand und ſeine große Anhänglichkeit ihn beſonders anſprach, oder weil der Kaiſer ihn entſchädigen wollte dafür, daß er ihn als Opfer auf den Altar der Pflicht legte, damahls ſchon, als er, um ſeiner Völker willen, ſeine Tochter gewährte, wie damahls, als er, um der Welt den Frieden zu ſichern, mit eigener Hand die Krone zerbrach, welche Napoleon auf das Haupt des Sohnes der Kaiſerinn Marie Louiſe geſetzt hatte.“

„Gleich nach des Prinzen Tode verließ Rittmeiſter v. Moll Schönbrunn, um dem Kaiſer die traurige Nachricht davon, und einige mit Thränen benetzte Zeilen von der Hand ſeiner Tochter zu bringen. Er langte zur Nachtszeit in Linz an. Die Stadt war zur Feyer der Anweſenheit des Monarchen beleuchtet, und die Feſtlichkeiten dauerten noch tief in die Nacht hinein. Der Kaiſer, auf der Rückreiſe nach Wien, hatte da, einem Manöver der Truppen und den Verſuchen der Widerſtandsfähigkeit des von dem Erzherzoge Maximilian erfundenen Fortificationsſyſtemes beyzuwohnen, angehalten. Der ſchreyende Gegenſatz dieſer öffentlichen Freude, dieſer Beleuchtungen, dieſer Tänze und Feſte mit der traurigen Bothſchaft, die er zu bringen gekommen war, und mit dem friſchen Bilde

des letzten Kampfes des ihm ſo theuren Prinzen, konnte den Schmerz des Freyherrn v. Moll nur verdoppeln. Er eilte nach der kaiſerlichen Burg. Den bitteren Kelch dieſer Nachricht empfing der Kaiſer aus den Händen der Kaiſerinn, die ihn durch alles, was ihr die tröſtende Sorgfalt eingab, weniger ſchmerzlich zu machen beſtrebt war. Der Kaiſer ließ ſogleich den Freyherrn v. Moll vor ſich kommen, und ſich von ihm den Hergang der traurigen Stunden erzählen. Sein Herz brach darüber in Leid, und drey Mahl konnte er ſeines Schmerzes nicht Meiſter werden, und vergoß einen Strom von Thränen. Die Kaiſerinn theilte mit ihm den Kummer, ſo viele ſchöne Hoffnungen, ſo viele herrliche Eigenſchaften verloren zu ſehen. „„Ich hatte darauf gezählt,““ ſagte der Kaiſer, „„daß, wenn er mir auch nicht erhalten werden ſollte, ich wenigſtens ſeine letzten Seufzer empfangen würde!““ — Nach dieſen Ausbrüchen eines gerechten Schmerzes ſandte der Kaiſer den Rittmeiſter v. Moll an die Erzherzoginn zurück, um ihr ſagen zu laſſen, daß er ſie auf ſeinem Gute Perſenbeug erwarte, um dort mit ihr den Verluſt des Gegenſtandes ihrer Hoffnung und Liebe zu betrauern.“

„Ohne Vermögen, worüber ihm die Verfügung zugeſtanden wäre, hatte der Herzog kein Teſtament zurückgelaſſen, doch einige Andenken vertheilt. Marie Louiſe belohnte reichlich die ihrem Sohne erwieſenen Dienſte, und gab deſſen Leuten lebenslänglichen Gehalt. Bevor ſie uns verließ, ertheilte ſie mir, ſo wie dem Rittmeiſter v. Moll und dem Hauptmanne Standeiski den Conſtantinianiſchen St. Georgsorden von Parma, und verehrte uns koſtbare Erinnerungen an den Verlorenen.“

„So wie der Kaiſer angekommen war, legte ich ihm

meinen tiefen Schmerz und meine Trauer zu Füßen. Dieſer gute Monarch empfing mich mit Thränen im Auge, und nachdem er mir ſeine Betrübniß über dieſen empfindlichen Verluſt ausgedrückt hatte, ſprach er: „„Ich kann jetzt nichts mehr für ihn thun; aber ich werde ſeinem Gefühle gemäß handeln, und keinen von denen verlaſſen, die ihm gedient haben: ſie gehören nun alle mir an.““

„Einige Tage darauf erhielt ich folgendes allerhöchſtes Handſchreiben!“

„„Lieber Graf Hartmann! *)

„„In Erwägung Ihrer Mir bekannten perſönlichen und militäriſchen Eigenſchaften hatte ich Sie bey Meinem geliebten Enkel, dem ſeligen Herzoge von Reichſtadt, angeſtellt. Sie haben in Ihrer Dienſtleiſtung, und insbeſondere durch die treue Sorge, welche Sie demſelben widmeten, Meinem Vertrauen vollkommen entſprochen. Um Ihnen einen Beweis meiner Erkenntlichkeit zu geben, verleihe Ich Ihnen das Commandeurkreuz Meines kaiſerlichen Leopoldsordens.““

„„Dem ebenfalls bey dem verewigten Herzoge angeſtellt geweſenen Rittmeiſter, Freyherrn v. Moll, und

*) General Graf Hartmann, ſeit ſeinem 16. Jahre im Militärdienſte, zeichnete ſich bey 2 Cavallerie- und einem Infanterie-Regimente in den Feldzügen 1805, 1809, 1813, 1814 u. 1815 aus. Seine Beförderung zum Oberſten und General ausgenommen, avancirte er ſtets auf dem Schlachtfelde. Im October 1840 wurde er vom Kaiſer zum Dienſte bey dem Herzog von Reichſtadt berufen, welchen er aber erſt im Juny 1831 antreten konnte. Er blieb bey ihm bis zu deſſen Tode ununterbrochen.

Hauptmann Standeiski verleihe Ich aus gleicher Veranlaſſung das Ritterkreuz desſelben Ordens, welches Sie Ihnen hiemit anzuzeigen haben.“

„Baden, den 1. Auguſt 1832.

Franz m. p.

„Der Herzog von Reichſtadt blieb auf ſeinem Sterbebette den ganzen Sonntag hindurch. Montag am 23. July fand die Leichenöffnung Statt. Der ſkirröſe und krebsartige Zuſtand der Lunge, der faſt gänzliche Mangel des Sternums, und der ſchwache Bau ſeiner verengten Bruſt deckten hinlänglich die unheilbaren Urſachen ſeines Todes auf, und bewieſen, daß keine Rettung möglich war.“

„In der folgenden Nacht wurde er in einer Trage, unter Fackelbegleitung, nach Wien gebracht. Das Volk drängte ſich neben dem Zuge, aber ohne Unordnung und mit tiefem Schweigen. Er wurde in der Burgcapelle ausgeſetzt, im alten Theile des Pallaſtes, der von Ottokar begonnen, und von dem Sohne Rudolphs von Habsburg beendigt worden iſt.“

„Am 24., von Morgens 8 Uhr an, wurde das Volk nicht ſatt, noch einmahl die ſtarren Züge zu betrachten, die es ſonſt ſo reich an Leben geſehen hatte Auch ich begab mich nach der Capelle, und zwar in Geſellſchaft des Grafen Johann Paar, des Adjutanten und treuen Freundes des Feldmarſchalls Fürſten v. Schwarzenberg. Wir durchſchritten die prachtvollen Gallerien, unter dem Nahmen des Spiegelſaales und des Ritterſaales bekannt, und noch voll von der Majeſtät Joſephs II. und der Kai-

ſerinn Maria Thereſia, und kamen endlich in die Gallerie der Kapelle.“

Der Sectionsbefund.

Bey der am 23. July 1832 im k. k. Luſtſchloſſe Schönbrunn vorgenommenen Eröffnung des Leichnams Sr. Durchl. des Herzogs von Reichſtadt wurde von den Endesgefertigten geſehen und gefunden:

A. Äußere Beſichtigung.

Der Körper ganz abgemagert, außer den gewöhnlichen Todtenflecken, die Spuren von an dem Halſe angeſetzten Blutegeln, und am Scheitel und dem Bruſtblatte Spuren der eingeriebenen Brechweinſteinſalbe, an beyden Armen Flecken von aufgelegt geweſenen Viſicatoren, der Bruſtkaſten verhältnißmäßig, gegen den übrigen Körper lang und ſchmal, das Bruſtblatt platt, der Hals lang.

Die Länge des ganzen Körpers betragt 5 Schuh 9 Zoll: die ganze Haut rauh anzufühlen und leicht abſchuppbar.

B. In der Schadelhöhle.

Die Conſiſtenz in der Hirnſchale ſehr compact, jedoch an den faſt ganz ſchon verwachſenen Nähten durchſichtig, mit der dura mater an mehreren Stellen ganz verwachſen, und bey der Wegnahme der Schadeldecke floß eine kleine Quantität ſeröſer Flüſſigkeit durch die mittelſt der Säge zufällig verwundete harte Hirnhaut. Die harte Hirnhaut ſelbſt ungewöhnlich dicht, im Verlaufe des Sichelfortſatzes mit der pia mater durch mehrere fibröſe Fäden ſtark verwachſen: die Blutgefäße auf dem Gehirne von dunkelm Blute ſtrotzend, das Gehirn compacter und von

der harten Schädeldecke wie gepreßt aussehend. In der linken Gehirnkammer gegen ein Loth, in der rechten ein Quentchen Serum angesammelt; auf dem Grunde des Schädels nach Herausnahme des Gehirns beyläufig zwey Loth Serum, das kleine Gehirn ebenfalls compacter als gewöhnlich, übrigens gesund.

C. In der Brusthöhle.

Das Sternum nur einen halben Zoll breit und außerordentlich kurz, die rechte Lunge sowohl mit dem Rippen- als dem Mittel- und Zwerchfelle stark verwachsen; ihre ganze Substanz aus unzähligen Eitersäcken, welche eine scirrhöse carcinematöse Grundlage bildeten, mit dünnflüssigem jauchigem, äußerst übelriechenden Eiter bestehend; an dem obern Theile der linken Lunge ein in Eiterung begriffener Tuberkel, der übrige Theil der linken Lunge, so wie Herz und Herzbeutel ganz normal, die Thymusdrüse größer als gewöhnlich, kartilaginös verhärtet, in ihrem Innern grobkörnig anzufühlen, und fast denselben Anblick, wie die zerstörte Lunge nach dem Abflusse des Eiters darbiethend. Die Schleimhaut der Luftröhre durchaus korrodirt, wahrscheinlich vom Durchgange der jauchigen Flüssigkeit aus der Lunge.

D. In der Bauchhöhle.

Die Leber groß, ihre Substanz jedoch normal, die Gallenblase klein, wenig gelbliche Galle enthaltend. Das Pancreas gesund, die Milz ungewöhnlich groß und mürbe.

Der Magen kleiner als gewöhnlich, übrigens normal, Netz und Gekröse fettlos, die mesentarischen Drü-

ſen größer und körniger als gewöhnlich, übrigens im Darmcanale nichts Abnormes; beyde Nieren, beſonders die linke, etwas größer als ſonſt, übrigens nebſt der Harnblaſe geſund.

Semlitſch, k. k. Hofchirurg.
Joh. Malfatti, Leibarzt.
Franz Wierer, Med. Doctor.
Joh. Fr. Edler von Hieber, k. k. Hofarzt.
Dr. Rinna, k. k. Hofarzt.
Dr. Zangerl, k. k. Schloßarzt und Actuar.

Des Doctors Malfatti Erzählung 1830 und 31 und ſein Geſundheitsmemoire.

»Ich ward zum Herzoge von Reichſtadt unter dem Titel ſeines gewöhnlichen Arztes, im May 1830 gerufen. Ich folgte hierin drey Männern von hohem Rufe, dem berühmten Staatsrathe Frank und den Doctoren Goelis und Staudenheimer. Herr von Herbeck verſah bey dem Herzoge die Dienſte ſeines gewöhnlichen Wundarztes. Geſundheitsjournal war mir keines übergeben worden. Die Güte des Grafen Moriz Dietrichſtein erſetzte dieſen Abgang durch eine Menge mir zu wiſſen unumgänglich nothwendiger Angaben. Der Prinz aß ſehr wenig und ohne jede Eßluſt: ſein Magen ſchien zu ſchwach, die Nahrung zu vertragen, welche ſein ungewöhnlicher, beynahe beunruhigend ſchneller Wachsthum erfordert hätte: im ſechzehnten Jahre hatte ſeine Geſtalt eine Höhe von 5 Fuß 8 Zoll erreicht. Von Zeit zu Zeit litt er an kleinen Halsübeln, faſt ununterbrochen aber am Huſten, wobey

er täglich Schleim auswarf. Der Doctor Staudenheimer hatte schon die lebhaftesten Besorgnisse über des Prinzen Anlage zur Luftröhrenschwindsucht ausgesprochen. Ich nahm Kenntniß von allen, auf Veranlassung dieser so beunruhigenden Symptome bereits in Anwendung gebrachten Mitteln."

„Da mir eine in der Familie Napoleon erbliche Krankheitsdisposition bekannt war, so suchte ich ihre Spur, und überzeugte mich bald von dem Bestehen einer Haut-Affection, herpes farinaceum. Ich setzte mich gegen kalte Bäder, die auch schon der Wundarzt v. Herbeck, wahrscheinlich in Rücksicht der schwachen Brust des Herzogs, mißbilliget hatte. Durch Sohlenbäder und Selterwasser mit Milch wirkte ich gunstig auf das Hautsystem zurück."

„Der Prinz sollte im kommenden Frühjahre in die Truppe treten. Dahin eben zogen ihn alle seine Wunsche: dahin wiesen seine liebsten Hoffnungen: auch hatte er die oft angesuchte Erlaubniß bereits erhalten. Sie können sich vorstellen, daß ich mich seiner Gunst dadurch nicht sehr empfahl, daß ich diese Veränderung in seiner Lebensweise förmlich widerrieth: ich setzte meine Gründe in einem Memoire vom 15. July *), welches ich an seine erlauchten Großältern richtete, aus einander. Darin wies ich nach, daß bey seinem außergewöhnlichen, mit der langsamen Entwicklung seiner Organe im Widerspruche stehenden Wachsthume, und bey seiner Schwäche, nahmentlich in den Brusttheilen, jede zufallige Krankheit sehr gefährlich werden könnte, sowohl in der Gegenwart, als in der Zukunft, und daß es sonach von Wichtigkeit wäre, den Prinzen den

*) Dieses Memoire folgt hier unten am Schlusse.

atmoſphäriſchen Einflüſſen nicht auszuſetzen, und insbeſondere die Anſtrengung der Stimmorgane, die im Dienſte bey der Truppe erforderlich würde, zu vermeiden."

„Mein Memoire wurde vom Kaiſer berückſichtiget, und der Eintritt in die Truppe auf ſechs Monathe hinausgeſchoben. Durch fleißige Pflege und künſtliche Ableitungen verminderten ſich die beunruhigenden Symptome zuſehends; der Winter ging gut vorüber, aber der Wachsthum dauerte fort."

„Im Frühjahre 1831 tritt der Prinz in die Truppe. Von dieſem Augenblicke an verwarf er alle meine Rathſchläge; ich war nur noch der Zuſchauer eines Eifers ohne Maß und Grenzen für ſeine neuen Exercitien. Er glaubte von nun an nur noch ſeine Leidenſchaft hören zu dürfen, die ſeinen ſchwächlichen Körper zu Entbehrungen und Anſtrengungen, ganz und gar über ſeine Kräfte, fortriß. Er würde es für Schmach, für Feigheit gehalten haben, nun, da er in der Truppe ſtand, ſich zu beklagen. Uebrigens laſtete in ſeinen Augen auf mir das große Unrecht noch, ſeine militäriſche Laufbahn ſchon einmahl hinausgeſchoben zu haben; er ſchien darum meine Beobachtungen zu fliehen, damit ich dieſelbe nicht etwa ein zweytes Mahl unterbräche. Wiewohl er fortfuhr, mich in den geſelligen Berührungen mit vielem Wohlwollen zu behandeln, ſagte er mir als Arzt nicht mehr ein wahres Wort. Es wurde mir unmöglich, ihn dahin zu bringen, den Gebrauch der Sohlenbäder und des Selterwaſſers, die im verfloſſenen Jahre ihm ſo erſprießlich geweſen waren, wieder vorzunehmen. Es mangle ihm dazu die Zeit, war ſeine Antwort."

„Nicht ſelten überraſchte ich ihn in der Caſerne im Zuſtande außerordentlicher Ermattung. Eines Tages fand

ich ihn dort auf dem Sofa liegend, ganz erschöpft und entkräftet, völlig hinfällig. Da er mir nicht läugnen konnte, was ich sah, so rief er aus: — „„Ich zürne diesem erbärmlichen Körper, der nicht dem Willen meiner Seele zu folgen vermag!““

„Es ist wirklich betrübt, erwiederte ich ihm, daß Euer Durchlaucht den Körper nicht austauschen können, wie ihre Pferde, wenn Sie dieselben ermüdet haben; aber ich beschwöre Sie, mein Prinz, bedenken Sie wohl, daß Sie eine eiserne Seele in einem krystallenen Körper tragen, und daß der Mißbrauch des Willens Ihnen nur schädlich werden kann.“

„Sein Leben war damahls ein wahrer Verbrennungsproceß; er schlief kaum vier Stunden, wiewohl er seiner Natur gemäß langen Schlafes benöthigte; er aß fast gar nicht. Er lebte nur mehr im Reiten und in den militärischen Übungen; er kannte Ruhe nicht mehr. Er wuchs noch immer, und magerte verhältnißmäßig ab. Seine Gesichtsfarbe wurde wässerig. Fragte ich, so war seine Antwort: „„Ich befinde mich ganz vortrefflich.““

„Im August befiel ihn ein starkes Catarrhfieber. Alles, was ich zu erreichen im Stande war, beschränkte sich darauf, ihn Bett und Zimmer einen Tag lang hüthen zu machen.“

„Endlich entschieden wir mit General Graf Hartmann, daß der für einen so gebrechlichen Körper so gefährlichen Lebensweise durchaus ein Ende gemacht werden müsse.“

„Sie erinnern sich der traurigen Epoche des Einbruches der Cholera in Wien, der Opfer, die zuerst unter dieser Geißel fielen, des hochherzigen Benehmens der

Wiener bey dieſer Gelegenheit, der weiſen Vorſichtsmaßregeln der Regierung, der Hülfleiſtungen, des Beyſpieles endlich, mit welchem der Kaiſer und die ganze kaiſerliche Familie vorangingen. Unzugänglich der Furcht, welche dieſe Krankheit anfänglich verbreitete, wollte der Herzog von Reichſtadt die Caſerne und ſeine Soldaten nicht verlaſſen. Der Kaiſer mochte allerdings die Geſinnung des Prinzen, die mit ſeinen Pflichten im Einklange war, loben; aber auch wir hatten eine heilige und dringende Pflicht, nähmlich den jungen Mann aus einer Lage zu reißen, die ihn zu Grunde richtete. Ich machte, unter dieſen Umſtänden, eine Auseinanderſetzung der Gefahren, welchen er nur durch die Veränderung der Lebensweiſe und durch völlige Ruhe entzogen werden konnte. In ſeiner Lage würde der geringſte Anfall des herrſchenden Übels tödtlich geweſen ſeyn. Graf Hartmann überreichte dieſen Bericht dem Kaiſer, der mir befehlen ließ, ihm denſelben, in Gegenwart des Herzogs, Wort für Wort zu wiederholen, und zwar am nächſten Morgen, nachdem ein eben angeſagtes Revüe-Manöver Statt gefunden hatte *). Ich fand mich zur gegebenen Stunde auf dem Felde ein, wo der Kaiſer ſich unter Volk und Truppen miſchte, um durch ſein Beyſpiel den beſten Muth gegen den Schrecken der Krankheit zu geben. Sobald die Revüe zu Ende war, näherte ich mich Sr. Majeſtät, und wiederholte meinen Bericht. Der Kaiſer wandte ſich zu dem Prinzen mit den Worten:

*) Das Manöver fand am 26. September 1831 auf der Schmelz Statt. Der Herzog commandirte dabey ſein Bataillon.

„„Nun haſt Du Doctor Malfatti gehört, und wirſt Dich unmittelbar nach Schönbrunn begeben.““ Der Herzog verneigte ſich in Gehorſam; aber indem er ſein Haupt wieder empor hob, warf er mir einen zürnenden Blick zu. „„Sie alſo ſind es,““ ſagte er, „„der mich in Arreſt ſetzt!““ und er entfernte ſich ſchnell.

„Die zwey Monathe völliger Ruhe, die er in Schönbrunn zubrachte, waren belebender Balſam für ſeine geſchwächten Organe. Seine Kräfte kehrten wieder. Sein Antlitz verlor die wäſſerige Farbe, und wurde voller; er ſchlief acht bis neun Stunden ohne Unterbrechung; es war, als wollte die Natur an Ruhe nachholen, was ihr entzogen worden war. Auch die Bruſtſchmerzen ließen nach, und verſchwanden. Sein Unwillen gegen mich legte ſich nach und nach, und es kehrte das frühere Wohlwollen wieder. Kaum war ihm zu Ohren gekommen, daß mich ein heftiger Gichtanfall getroffen hatte, ſo eilte er mich zu beſuchen auf meinem Landhauſe in Hietzing. In den liebenswürdigſten Ausdrücken bath er mir ſeinen Unwillen und ſein unbilliges Benehmen ab, und that mir die Ehre an, mich oft zu ſehen und gerne mit mir ſich zu beſprechen.“

Geſundheitsmemoire.

Aus den frühern Krankheitsfällen, ſo wie aus der ärztlichen Behandlung derſelben und aus meinen eigenen Beobachtungen über die Geſundheit Sr. Durchl. ergibt ſich:

1. daß durch einen zu raſchen Wachsthum ein ſolches Mißverhältniß in der körperlichen Entwicklung Sr. Durch-

laucht entstand, daß man, nebst dem allgemeinen Schwächezustande, für jenen insbesondere der Brust besorgt seyn müsse;

2. daß als Folge dessen Seine Durchlaucht leicht catarrhalischen Affectionen und dem Reizhusten unterworfen war, welche hauptsächlich auf die Luftröhre und auf die Bronchien sich festsetzten. Die Dauer und Erregung dieses Localleidens flößte den früheren Ärzten mit vollem Rechte große Besorgnisse ein. Der Prinz trinkt deßhalb dermahlen Selterwasser mit Milch;

3. nebst der verspäteten Entwicklung der Brustorgane, als Ursache dieser Erkrankung, glaube ich eine zweyte annehmen zu müssen, und zwar in einer Discrasie des Hautsystems. Ich fand nähmlich an verschiedenen Stellen seines Körpers, besonders aber an den Oberarmen und am Nacken die Haut so beschaffen, wie dieselbe bey beginnenden Flechten zu seyn pflegt; ja sogar die Hände Sr. Durchlaucht biethen solche Erscheinungen dar, welche den ausgestandenen Frostbeulen allein nicht leicht zugeschrieben werden können. Zweckmäßig fortgesetzte Bäder werden hierauf günstig wirken.

Diese Beschaffenheit der Haut, welche sich so leicht auf die inneren Membrane und besonders auf jene der Bronchien und der Luftröhre fortsetzt, kann auch bey dem Prinzen die Anlage zu dem localen Leiden dieser Organe bedingen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Discrasie der Haut aus erblicher väterlichen Anlage entstanden.

Auf dem gegenwärtigen Standpuncte Sr. Durchlaucht geht die Anomalie der Entwicklung einer tröstenden Ausgleichung entgegen, und die herpetische Discrasie wird sich, wie ich hoffe, allmählich beseitigen lassen. Nichts deste we-

niger, ſo lang die Entwicklung des Prinzen nicht vollendet iſt, muß beydes nicht einen Augenblick außer Acht gelaſſen werden, weil jede zuſtoßende Krankheit in dieſer Epoche des Werdens, nicht nur für die Gegenwart, ſondern auch für die Zukunft bedeutend und gefährlich werden kann: um ſo mehr, als der Prinz keine der gewöhnlichen Hautkrankheiten, als: Maſern, Scharlachfieber ꝛc. ꝛc. beſtanden hat.

Die Schädlichkeiten, welche Se. Durchlaucht am meiſten noch vermeiden muß, ſind hauptſächlich: große Anſtrengungen, beſonders des Sprachorgans, Erhitzungen, Erkühlungen, vorzüglich bey ſtürmiſcher Witterung, und Diätfehler. Die Sorgfalt, den Prinzen gegen dieſe für ihn ſehr nachtheiligen Einflüſſe zu verwahren, iſt um ſo nöthiger, weil ſein feuriges Temperament ihn leicht zur Vernachläſſigung der genauen Rückſichten verleiten kann.

Ich werde mir es demnach beſonders angelegen ſeyn laſſen, den Prinzen bey dem Eintritte der kalten Witterung eigens zu beobachten, weil die geſchilderten Symptome im Herbſte hervortreten, und Lebensart und ärztliche Behandlung darnach eingerichtet werden müſſen.

Wien, am 15. July 1830.

Dr. Malfatti.

XX.

Eine höchſt merkwürdige Reliquie des ewig weltberühmten Schwiegerſohnes; nichts Geringeres nähmlich, als der Feldbecher Napoleons.

Dieſes claſſiſche Andenken hatte zu den Schätzen des Cardinals Feſch gehört. Im Verlauf der Jahre gelangte es an einen ausgezeichneten Antiquar in Rom. Von

dieſem erkaufte es ein auf Kunſtreiſen begriffener norddeutſcher Handelsmann: und derſelbe trat es käuflich dem jetzigen Beſitzer ab.

Was die Echtheit dieſer Reliaue betrifft, ſo ſind darüber eben ſo wenig nachweiſende Urkunden vorhanden, als über jene Effecten Napoleons, welche in den Verſteigerungen des Herzogs von Baſſano, des Cardinals Feſch, Hudſon Lowes ꝛc. vorgekommen: es war genug zu wiſſen, in welchen Händen ſich dieſe Gegenſtände befunden hatten. Für die Authenticität des Bechers erklarten ſich übrigens einer der noch lebenden Napoleoniſchen Marſchälle (der bey deſſen Anblick ſogleich ausrief: Ah, le gobelet de l'Empereur!), ein mit der Familie des Helden ſehr vertrauter öſterreichiſcher Großwürdenträger ꝛc. ꝛc.

Der Feldbecher Napoleons (wir ſagen »der,« denn einen zweyten kennt man nicht) iſt von Silber, zwey Loth im Gewicht, und hält etwas weniger als ½ Maß. Er trägt eingegraben das kaiſerliche Wappen, und iſt mit der Signatur des Hofgraveurs Simon verſehen. Der Becher iſt ſehr ſtark gebraucht und abgenützt, voll Narben und Büge.

Man kann wohl annehmen, daß der »Feldbecher« eines ſolchen »Capitana's« ungleich bedeutſamer und wichtiger ſey, als zum Beyſpiel eine Uhr (Baſſano), ein Ring, eine Taſſe (Feſch) oder ein Eßbeſteck u. dergl. Genug: Napoleons Feldbecher! Würdig eines großartigen hiſtoriſchen Muſeums oder einer reichen kaiſerlichen Schatzkammer *).

*) Insbeſondere wohl geeignet, ein Beſtandtheil des bürgerlichen Zeughauſes Wiens zu ſeyn, ein militäriſches An-

Der Eigenthümer dieſes Kleinodes iſt ein Privatier in Wien. Derſelbe iſt erböthig, es im Tauſch oder Kauf

---

denken jenes großmüthigen feindlichen Feldherrn, der 1805 eine Proclamation erlaſſen, wie dieſe:

„Bewohner Wiens!

„Ich habe den Frieden mit dem öſterreichiſchen Kaiſer unterzeichnet. Im Begriffe, in meine Hauptſtadt zurückzukehren, wünſche Ich noch, Euch die Achtung, die Ich für Euch hege, und die Zufriedenheit zu erkennen zu geben, die Ich über Euer gutes Betragen, während der Zeit, als Ihr unter meinen Befehlen ſtandet, empfinde. Ich habe Euch ein Beyſpiel gegeben, das in der Geſchichte der Völker noch unerhört iſt. Zehntauſend Mann von Eurer Nationalgarde ſind unter Waffen geblieben, und haben Eure Thore bewacht. Euer Arſenal wurde vollſtändig in Eurer Gewalt gelaſſen, und während eben dieſer Zeit habe Ich mich den abwechſelnden Launen des Krieges bloß geſtellt. Ich habe mich auf Eure Gefühle von Ehre, von Treue, von Redlichkeit verlaſſen; — Ihr habt mein Zutrauen gerechtfertigt!

Bewohner Wiens! Ich habe mich wenig unter Euch gezeigt; nicht aus Geringſchätzung, oder aus einem eiteln Stolze; ſondern ich habe Euch von keinem der Gefühle abwenden wollen, die Ihr einem Fürſten ſchuldig waret, mit dem Ich die Abſicht hatte, einen ſchnellen Frieden zu ſchließen.

Empfanget bey Meiner Abreiſe als ein Geſchenk, das Euch Meine Achtung beweiſet, unberührt Euer Arſenal zurück, das die Rechte des Krieges zu Meinem Eigenthum gemacht haben; bedient Euch immer deſſelben zur Erhaltung der Ordnung.

Alle die Übel, die Ihr erlitten habt, ſchreibt dem Un-

abzutreten. Auskunft ertheilt aus Gefälligkeit Herr Ign. Klang, Buchhändler in Wien, in der Dorotheergaſſe.

Wer demnach Napoleons Feldbecher jenem Arſenal ſpendete, würde ſich ſelbſt ein unvergängliches Monument errichten u. ſ. w.

---

glücke zu, das von dem Kriege unzertrennlich iſt. — Alle die Schonungen, mit denen Meine Armee Eure Gegenden betreten hat, verdankt Ihr der Achtung, die Ihr Euch erworben habt.

Napoleon.

Schönbrunn am 6. Niveſe J. 14. (27. December 1805).

Auf Befehl des Kaiſers
der General-Major
Berthier.“

Zu den Zusätzen des Artikels: der Bernadottesche Auflauf, Seite 63.

In Posselts Annalen 1798, Stück 7, Seite 35 kommt folgende Stelle vor: »Bernadotte verlangte in seiner Note an Thugut: die österreichische Regierung solle in alle Straßen Wiens verkündigen lassen, daß sie an der geschehenen Beschimpfung der französischen Republik keinen Theil genommen habe, und diese feyerlich desavouire; daß sie die Urheber derselben exemplarisch bestrafen, und sich anheischig machen wolle, die dreyfarbige Fahne zu ersetzen, und sie von einem Staatsbeamten im französischen Hotel wieder aufpflanzen zu lassen.«